Digitized by Google

<366385269100 11

<366385269100 11

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

98/1

Seville.

Digitized by Google

Geschichte
der
verschiedenen Völcker
des Erdbodens,
deren
gottesdienstliche und bürgerliche Gebräuche, Ursprung der Religionen, Secten, Aberglauben, Sitten und Gewohnheiten enthaltend,
nebst
einer genauen geographischen Beschreibung der Kaiserthümer, Königreiche und freyen Staaten in allen vier Theilen der Welt,
aus dem französischen des
Herrn C. Dorville.
Erster Band.

Hof und Leipzig,
bey Johann Gottlieb Bierling.
1773.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibl...
München

Digitized by Google

Vorrede.

Nachdem der erste Mensch gesündiget hatte, so mußte er freylich seine Zuflucht zum Gebete nehmen: so lange er aber im Stande der Unschuld lebte, so konnte er nicht anders, als lauter solche Handlungen vornehmen, welche seinem Schöpfer angenehm waren, und überhaupt sich gegen ihn so dankbar bezeigen, daß das höchste Wesen bewogen

Digitized by Google

wurde, mit seinen Wohlthaten gegen ihn fortzufahren.

So bald aber der betrübte Augenblick seines Ungehorsams herangenahet war; so merkte Adam so gleich, wie sehr er gefallen, und wie nöthig es mithin sey, den gerechten Zorn eines so höchlich beleidigten Herrn abzuwenden und dessen Gnade anzuflehen. Dieses ist der Ursprung desjenigen Gebets, wodurch die Menschen die Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, und zugleich der erste Dienst, wodurch sie sich mit dem höchsten Wesen wieder auszusöhnen suchen.

Abel brachte daher diesem allerhöchsten HErrn sein Opfer; und die heilige Schrift berichtet uns 1. B. Mos. 4. daß GOtt dem Seth ohne Zweifel eine besondere und einförmige Art, wie er von ihm und den Seinigen wollte angebetet seyn, vorgeschrieben habe.

Weil

Digitized by Google

Weil nun die ersten Einwohner des Erdbodens eben so zu beten, Ursach hatten, so haben sie sich auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, eben dieser Ausdrücke in ihren Gebetern bedienet. Da sie nun noch keine Tempel hatten, so riefen sie GOtt entweder auf freyen Felde, oder in ihren Hütten, mitten unter ihren Kindern an. So wie aber die Welt mehr bevölkert wurde, so verlohren sie auch nach und nach den wahren und erhabenen Begrif der Gottheit. Bald darauf nahmen sie an, dieselbe sey eben so wohl körperlich, als sie selbst; und, so wie sie sich von ihren Sinnen verführen liessen, so bemüheten sie sich auch, dieselbe unter allerley Bildern und Bildsäulen vorzustellen. Nachdem ihnen nun diese in die Augen fielen, und eben dadurch ihrem Stolze schmeichelten, so näherten sie sich auch ihren Schwachheiten immer mehr.

Wenn man diese allmählige Folge des beständig ausgearteten Gottesdienstes annimmt,

so wird man sich eben nicht wundern, daß derselbe, von den ersten Zeiten an, immer mehr in die allerausschweifendsten Gebräuche verwandelt sey. Denn wie hätten die Menschen diese so einfachen als kräftigen Vorschriften des Gebets beybehalten können, welche aus ihren Herzen kamen, und die ihnen durch die Erkenntniß von der Grösse, Majestät und höchsten Gütigkeit GOttes, wie auch von ihrer eigenen Nichtigkeit, eingegeben waren? Als sie daher dem höchsten Wesen allerley körperliche Eigenschaften und menschliche Schwachheiten beylegten; so glaubten sie, es sey schon genung, demselben angenehm zu seyn, wenn sie demselben nur alles dasjenige darböthen, was sie sterblichen Menschen geben könnten. Mithin gerieth der Gottesdienst gar bald aus dem freien Felde, in die dickesten Wälder, auf die Hügel und Gipfel der Berge; und so oft derselbe seinen Ort veränderte, und diese andächtigen Uebungen vorgenommen wurden, so ließ derselbe auch entweder

weder geweyhete Bäume oder andere Merkmale der Andacht zurück, welche nachher in den folgenden Zeiten und aus Unwissenheit, Gegenstände einer würklichen göttlichen Anbetung geworden sind. Welches denn eben dasjenige ist, was GOtt an den Juden so vielfältig bestraft hat.

Nach dem man nun den Gottesdienst auf Bergen und in den Wüsten eingeführet hatte, so wurden einige Fromme dadurch bewogen, sich ihren eigenen innerlichen Betrachtungen, aus Liebe gegen die Götter, die sie gemacht hatten, zu widmen. Dieses ist der Ursprung des Götzendienstes und aller Betrügereyen der thörichten Einsiedler, den wir unter den allerabgeschmacktesten heydnischen Götzendienern antreffen werden. Um diese Zeit befliß man sich diesem Dienste in den wüsten Oertern, ein geheimnißvolles Ansehen zu geben, und mit demselben allerley Kasteyungen zu verbinden. Eben daher sind

nach und nach die berühmten Bramanen, Gymnosophisten, und nachher die Braminen entstanden, welche sich in diesen wüsten Oertern, auch der allernöthigsten Bedürfnisse entzogen haben und noch entziehen; und sich von dem Aufgange der Sonne an, bis wieder zu ihrem Untergange, wie der heilige Augustin von ihnen meldet, dieses Gestirn mit unverwandten Blicke betrachten, und mitten in dem brennenden Sande bald auf einem, bald auf dem andern Fusse stehen. Eben daher sind auch die türkischen Dervische entstanden, welche freywillig in den Höhlen der Felsen oder mitten in den dicksten Wäldern wohnen.

So wie nun der Götzendienst in dem menschlichen Gemüthe schleunig zunahm, so merkten auch die Menschen, wie nöthig es sey, sich in gewisse Gesellschaften zu begeben. Sie verfielen also darauf, Städte zu bauen; und weil es mit vielen Schwierigkeiten wür-

de

de verbunden gewesen seyn, wenn sie ihren Götzen mitten in den wüsten Oertern hätten dienen sollen; so erbaueten sie ihnen, mitten in ihren Städten, Tempel. Um diese Zeit gewann der Götzendienst ein majestätisch Ansehen, und weil er von gewissen Dienern verwaltet wurde, welche die Feyerlichkeiten desselben besorgten; so hat auch GOtt selbst, zu eben dieser Zeit denjenigen seine Gnade erwiesen, welche sich noch zu der wahren Religion bekenneten, und ihnen deutliche Vorschriften ertheilet, wie sie ihm dienen sollten.

Dieses sind ohnfehlbar, wo ich nicht irre, diejenigen verschiedenen Grade, nach welchen sich der Götzendienst immer nach und nach durch die ganze Welt verbreitet hat. Denn so bald die Menschen die wahren, reinen, und ursprünglichen Begriffe des höchsten Wesens verlohren, so heckte ihre Einbildungskraft eben so viele Gottheiten aus, als Be-

dürfniß, Furcht, und Hofnung ihnen Gegenstände darstellte. Die Oerter, Merkmale, und Umstände gaben ihnen Gelegenheit, alle mögliche Wesen zu vergöttern; der abscheuliche Aberglaube hat sich endlich aller Seelen bemächtiget, und die gottesdienstliche Gebräuche vermehret.

Diese werde ich in dem gegenwärtigen, und folgenden Theilen beschreiben. Die Begebenheiten hiervon werde ich sowohl aus der Quelle der allgemeinen, als besondern Geschichte sammlen; und mich befleißigen, solche Verfasser zu wählen, auf deren Nachrichten man sich sicher verlassen kan. Nachdem ich diese Wahl angestellet habe, so werde ich mich vornehmlich aller weitläuftigen, verdrießlichen, und überflüßigen Urtheile enthalten; es wäre denn, daß der Zweifel an beyden Seiten ziemlich augenscheinlich wäre, und ich es eben nicht für dienlich hielte, die Auflösung desselben dem verständigen Leser selbst zu überlassen.

Uebri-

Uebrigens wird man es mir nicht verargen, daß ich mein Augenmerk auf die Ungewißheit, und Dunkelheit der ersten Jahrhunderte richte; welches zu dem Ende geschiehet, damit man entscheiden könne, welche Art des Götzendienstes die Mutter von vielen andern aberglaubigen Gebräuchen gewesen ist; und ob z. E. die Chineser vielleicht den Indianern, oder Egyptiern einen Theil desjenigen Dienstes zu verdanken haben, welchen sie ihren Götzenbildern erweisen. Indessen gestehe ich aber sehr gerne, und aufrichtig, daß ich weder die Kräfte, nöthige Erkenntniß, noch so vielen Fleiß besitze, welcher zu der Entscheidung solcher ungewissen Begebenheiten, und die auch vielleicht eben so gleichgültig sind, erfordert wird. Diese Schwierigkeiten, die ich zum Theil überwunden habe, gestatten mir die Freyheit, daß ich diese meine Arbeit, mit den wichtigen Theilen von China, und Japon anfange. Nachdem werde ich den grossen Schauplatz des festen Landes von

Asien

Asien durchgehen; und so viel mir möglich ist, keine aberglaubige Secte übergehen. Hierauf werde ich mich in die neue Welt begeben; und wenn ich aus dieser wieder zurück kehre, auch die Nachrichten aus alten Archiven der nordischen Reiche beybringen, nachdem ich dem Leser erstlich eine richtige Schilderung von der Mahomedischen Religion geliefert habe.

Bey diesem letzten Artickel aber werde ich es nicht bewenden lassen. Sondern es öfnet sich alsdenn in meinem Verstande ein sehr wichtiger Auftritt, und ich werde zu denjenigen Zeiten zurück gehen, in welchen GOtt selbst seinem geliebten Volke Gesetze vorgeschrieben hat. Daher werde ich die gottesdienstlichen Gebräuche der Juden mit allem Fleisse durchgehen, diese aber werden mich nothwendig auf die gottesdienstlichen Gebräuche des Christenthums führen, wie auch auf die verschiedenen Secten, welche aus diesem

entstan-

entstanden sind: worinnen denn der Zweck besteht, den ich mir vorgenommen habe.

Nachdem ich nun alles dasjenige historisch durchgegangen habe, was die Religion in einem jedweden Lande, ihre Lehrsätze, die Veränderung derselben, und die damit verbundenen Gebräuche betrift: ferner die aberglaubigen Gewohnheiten, welche daraus entstanden sind, wie auch die Gewalt, die dieselben über den Verstand der Völker haben; und diejenigen kurzen, deutlichen, und geographischen Erklärungen eines jeden Reichs voran geschicket habe, von welchen ich handeln werde; überdieses auch einen genauen Unterricht von der Regierungsverfassung gewähret, welche mit der Religion des Landes gemeiniglich so genau verbunden ist; und diese besondern, und nützlichen Nachrichten von den bürgerlichen, und häußlichen Gebräuchen durchgegangen bin, endlich auch von den natürlichen Producten eines jedweden Landes gehandelt, und von

dem

dem Zustande der Handlung eines jedweden Volks, die Nachrichten geliefert habe: so mag der Leser alsdenn hieraus urtheilen, ob ich dem mir vorgesetzten Zwecke eine Gnüge geleistet habe.

Ich hätte übrigens auch wohl an dem Rande Noten hinzufügen, und auf diejenigen Schriftsteller weisen können, die ich zu Rathe gezogen habe; ich besorgte aber, ich möchte wegen dieser Art des Vortrages in den Verdacht gerathen, als ob ich ohne Noth, und Mißbrauchsweise mir den Tittel eines Gelehrten erwerben wollte. Endlich muß ich hier noch mit anzeigen, daß ich mir in diesem Werke keine Betrachtungen, oder Entscheidungen von einigen Gewichte erlaubt; sondern weiter nichts geleistet, als daß ich nur alle diejenigen Materien zusammen gesammelt habe, welche in vielen Schriftstellern zerstreuet sind; übrigens aber denenjenigen gefolget bin, welche nach meinem Urtheile die

zuver-

zuverläßigsten Nachrichten liefern. Will sich der Leser hiervon überzeugen, so bitte ich, daß er diejenigen Anzeigen betrachten wolle, welche ich einem jedweden Bande dieses meines Werks vorgesetzt; da er denn sogleich die Quellen sehen wird, aus welchen ich geschöpfet habe.

Anzeige.

Die vornehmsten Schriftsteller, welche ich in Bearbeitung des Artickels von China zu Rathe gezogen habe, sind:

L' Abbé Prévoſt. *Hiſtoire Genérale des Voyages.*

Le Pere du Halde.

Le Pere Lecomte.

Les Auteurs des Lettres édifiantes.

Mémoires hiſtoriques.

Nieuhoft, *traduit par le* Carpentier.

Les Dictionnaires et pluſieurs Relations particulières.

Von

Von China.

Erstes Hauptstück.

Geographische Beschreibung des Kaiserthums China.

China ist das grösseste Reich in ganz Asien; gegen Norden stößt es an die grosse Mauer, welche es von der abendländischen Tartarey scheidet; gegen Abend an Thibet; gegen Süden an Laos, Tonking, und das Chinesische, oder morgenländische Weltmeer, gegen Morgen aber an eben dasselbe. Thibet scheidet es von den Ländern Kokonor, und Sifan; gegen Nordwest von den Ländern Khami, oder Khamull, welches ein Theil der kleinen Buckarie ist, die jenseits einer Wüste liegt, und hier neun Tagereisen breit ist.

Nach den Berichten der berühmtesten Mißionarien, ist dieses Reich siebenhundert funfzig Meilen lang, und über fünfhundert deren breit; vermöge ihrer genau angestelleten Observationen, liegt es zwischen dem hundert und funfzehenten, und ein und achtzigsten Grade östlicher Länge, und zwischen dem zwanzigsten Grade und vierzehen Minuten nordlicher Breite.

China wird in funfzehen Provinzen eingetheilet, unter welchen die kleinsten schon so groß sind, daß sie ein ansehnliches Königreich ausmachen, ja es giebt unter diesen so gar verschiedene, welche ursprünglich in mehrere kleine Monarchien getheilet gewesen sind. Schensi, Schansi, und Pescheli liegen gegen Norden; Schantong, Kyangnan, Schekyan, Fockien und Quangton an der Seeküste; Quandsi, Yunnan und Seschuan, welches an Schensi stößt, gegen Südwest, und West. Honan, Huquang, Queyschoe und Kyangsi liegen in der Mitte. Diese Provinzen werden wieder in verschiedene Cantons eingetheilet, deren jeglicher eine ansehnliche Hauptstadt hat; Schuntyensu, welche wir Peking nennen, ist seit 1405. die Hauptstadt des ganzen Reichs, als die Kaiser ihren Sitz von Nancking aus der Ursache verlegten, damit sie auf die Bewegung der Tartarn desto genauer achten könnten.

Die Luft in China ist ganz vortreflich; Kälte empfindet man nur in den nordlichen Provinzen, und in den südlichen die Wärme, nur nicht so stark, als in den mehresten unserer Europäischen Reiche. Der Erdboden erfordert weiter nichts in allen diesen Ländern, als daß er nur bearbeitet wird, wenn er alles das her-

vor

vor bringen soll, was zum menschlichen Leben nöthig ist. In verschiedenen Strichen erndten die Einwohner so wohl den Reis als andere Früchte jährlich zweymal; die Gebürge werden bis auf die obersten Gipfel beackert, und gebauet; die Bäume hängen so voller Früchte, daß sie davon brechen möchten; auch trift man daselbst alle Arten von Thieren an; die Vögel, das Wild sind in grosser Menge, die Flüsse, kleine Seen, und übrigen stehenden Wasser aber von der grossen Menge der vortreflichsten Fische ganz unerschöpflich.

Was die Anzahl der Einwohner dieses grossen Reichs betrift, so stimmen die Berichte davon nicht genau überein. Diese Berechnungen aber, ob sie gleich zu übertrieben sind, als daß man ihnen völligen Glauben beymessen könnte, mögen beschaffen seyn, wie sie wollen, so ist doch so viel gewiß, daß man in allen vier Welttheilen kein Beyspiel von einer so starken Bevölkerung antrift: weswegen man denn glauben kan, daß, wenn China gleich nicht die mindeste Gemeinschaft mit andern Völkern hätte, die innere Handlung schon hinreichend wäre, die Einwohner in ihrer Würksamkeit, und Fleis zu erhalten, und ihnen alles dasjenige durch den Tausch zu gewähren, was sie nur nöthig haben.

Die Handlung, welche China mit den auswärtigen Völkern treibt, bestehet in Golde, Silber, edlen Steinen, verschiedenen Arten von Porcellain, seidenen und baumwollenen Zeuchen, Specereyen, Rhabarber, Thee, künstlich gearbeiteten Waaren, Firniß, und dergleichen. Von Natur bringt es Citronen, Pomeranzen, und Limonen hervor: auch findet man daselbst den Firnißbaum, Talchbaum,

Wachsbaum, Eisenholz, wovon die Anker gemacht werden, und die berühmte Staude, auf welcher der Thee wächst.

Zu den sehenswürdigen Dingen in China gehöret vornemlich die grosse Mauer, die bereits seit zweytausend Jahren zu dem Ende aufgeführt ist, um dieses Land für die Einfälle der Tartern zu sichern. Diese ließ der Kaiser Tsinschiwangsi, zweyhundert drey und zwanzig Jahre vor Christi Geburt, erbauen; und in der ganzen Welt findet man kein Werk, welches mit ihr verglichen werden könnte. Sie ist siebenzehnhundert siebenzig Meilen lang, von zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß hoch, und so breit, daß auf derselben zehn Reiter neben einander her reiten können. Diese berühmte Mauer wird übrigens von vielen grossen Thürmen beschützt, die von einer Strecke bis zu der andern, angelegt sind. Die Chinesischen Kaiser der letzten Linie, liessen, noch mehrerer Sicherheit wegen, noch eine zwote Mauer innerhalb dieser aufführen, welche über zweyhundert Meilen lang war.

In ganz China zählt man vierzehnhundert zwey und siebenzig Flüsse, und stehende Wasser; ausser diesen ist noch ein grosser Canal merkwürdig, welcher dreyhundert Meilen lang ist, und sich von Canton bis Pecking erstrecket; er ist bereits vor vier hundert sechzig Jahren angelegt. Man findet daselbst ein und dreyßig Brücken, eilfhundert neun und funfzig Triumphbögen, zweyhundert zwey und siebenzig berühmte Bibliothecken, siebenhundert und neun Säle, welche zur Ehre berühmter Männer gebauet sind; sechs hundert acht und achtzig Grabmäler, die sich durch eine ausserordentliche Baukunst unterscheiden; zwey und dreyßig königliche

Palläste;

Palläſte; dreyzehntauſend ſechshundert ſieben und vierzig obrigkeitliche Palläſte; funfzehenhundert ein und achtzig Städte, unter welchen hundert und ein und ſiebenzig vom erſten, zweyhundert fünf und dreyßig vom zweyten, und eilfhundert drey und ſiebenzig vom dritten Range ſind; eine ungeheuere Menge von Dörfern nicht mit eingerechnet, unter welchen aber viele ſo groß ſind, als anſehnliche und reiche Städte; zweytauſend achthundert veſte Städte, dreytauſend kleine Veſtungen, die groſſe Mauer zu bedecken, und drey tauſend Thürme, die derſelben zu Wachthäuſern dienen.

Unter allen dieſen anſehnlichen Städten fällt Pecking, als die Hauptſtadt des Reichs und der Sitz des Kaiſers, vornemlich in die Augen, weil ſie ſehr viel gröſſer, und volkreicher iſt, als Paris. Auf dieſe folgt Nanking, welche ſechs und eine halbe ſtarke Meile im Umfange hat, und wegen ihrer Seidenmanufacturen vornemlich berühmt iſt. Zu Kingteſching aber wird das ſchönſte Porcellain gemacht.

Die Chineſer haben überhaupt einen gar angenehmen, umgänglichen Character, etwas angenehmes in ihren Mienen, und Betragen; ſie ſind aber rachgierig, und betrüglich in der Handlung, vornemlich, wenn ſie mit Ausländern dieſes Gewerbe treiben; übrigens ſind ſie munter, arbeitſam, zur Arbeit auch gewöhnt, und die Zierlichkeit ihrer verfertigten Waaren iſt ein zuverläßiges Zeugniß von ihrem guten Geſchmacke. Sie ſind zwar nicht ſo erfinderiſch, als wir, nichts deſtoweniger aber ahmen ſie alles dasjenige leicht nach, was man ihnen nur vorzeigt. Ueberdieſes haben ſie eine ſtarke Meynung von ſich ſelbſt, verachten andere

Völker gegen sich, und der allergeringste Chineser läßt sich durch keine Gründe überzeugen, daß irgend wo ausser China etwas würklich schätzbares zu finden sey; glaubt auch, daß er, ohne die Billigkeit zu beleidigen, sich ohnmöglich von denen in dem Reiche eingeführten Gebräuchen entfernen könne, wenn er auch überzeugt würde, daß sie nichts taugten. Die Weiber sind ungemein sittsam; das ganze Volk hat über dieses manche gute Eigenschaften, welche ihm die Achtung, und Bewunderung dererjenigen erwerben, die mit ihnen umgehen.

Zweytes Hauptstück.

Von der Handlung, den Manufacturen, und dem, was China hervor bringt.

Von der Handlung.

Es giebt in der ganzen Welt kein Volk, welches sich zu der Handlung besser schicket, als die Chineser; denn sie sind umgänglich, hurtig, höflich, schmeichelhaft, gewinnsüchtig, und wissen aus den geringsten Vorfällen, vermöge ihres Fleisses, Vortheile zu ziehen; der mittelmäßigste Gegenstand der Handlung aber gereicht ihnen zu einer Gelegenheit, einen wahren Profit zu ziehen.

Mithin darf der Ausländer sich auf die Aufrichtigkeit eines Chinesischen Kaufmanns nicht sehr verlassen, dessen Grundsatz darinne bestehet: „daß der Käufer, nur allemal so wenig bezahlen muß, als möglich „ist, der Verkäufer aber um einen desto höhern Preiß. „Denn dieser, „sagt der Chineser,„ ist nicht derjenige, „welcher

„welcher betrügt, sondern der Käufer betrügt sich „selbst; weil dieser durch nichts genöthiget wird, der„jenige Profit aber, welchen ein Kaufmann hat, ist die „Belohnung für seine Bemühung.„

Da nun die Chinesischen Provinzen an Producten für sich reich sind, so haben auch die Einwohner dieses Landes seit langer Zeit keine andere Handlung getrieben, als blos die innländische; wozu ihnen denn so wohl die Canäle als Flüsse sehr behülflich gewesen sind. So lange auch China von seinen einheimischen Kaisern regieret worden ist, haben keine auswärtige Völker in ihre Häfen einlaufen dürfen; auch ist es den Einwohnern nicht einmal erlaubt gewesen, ausser ihrem Lande zu gehen. Seit der Zeit aber, da die Tartarischen Prinzen den Thron besessen haben, hat man alle Völker in China gleichwohl aufgenommen.

Die Europäischen Staaten können sich gemeiniglich keine genaue Vorstellung von der innerlichen Handlung in China machen. Denn es sind nicht etwan mittelmäßige Provinzen, die einander die nöthigen Früchte und Lebensmittel mittheilen; sondern vielmehr Königreiche, die alles im Ueberflusse haben, und diesem ihren Ueberflusse beständig den gehörigen Umlauf gestatten, so, daß in allen Theilen des Reichs derselbe allgemein ist. An einem Orte trift man den besten Reis an; an einem andern die vorzüglichste Seide; in einem dritten wird der beste, schönste Firniß, und die vorzüglichste Dinte gemacht; weiter hin findet man Eisen, Kupfer, und andere Metalle; Pferde, Maulthiere und Pelzwerke; wiederum an einem andern, Zucker, den besten Thee, und endlich

Rhabarber, allerley medicinische Kräuter, und dergleichen.

Indem nun durch den beständigen Umlauf alle diese nützliche Waaren gemein gemacht werden; so trägt auch jede Provinz eben dadurch zum allgemeinen Besten bey. Dahero darf man sich eben nicht wundern, daß die Chineser auf die auswärtige Handlung gar nicht geachtet haben, weil ihnen ihr eigenes Land so viele wichtige Vortheile gewähret. Denn zur See sind sie niemals über den engen Sund gekommen; und ihre weitesten Reisen diesseits haben sich nicht weiter erstrecket, als nach Batavia. An der Seite von Malacca aber kommen sie niemals weiter, als bis Achem, und gegen Norden ihre Schiffe nicht über Japon.

Die Waaren, welche die Chineser nach den Japonischen Inseln bringen, bestehen in Specereyen, wie z. E. Jinseng, Rhabarber, und dergleichen; in Rindleder von Arecka, und weißen Zucker, an welchen Waaren sie öfters tausend Procent gewinnen; ferner in seidenen Zeuchen, als Atlas, Taffent, Damast von allerley Farben, besonders aber schwarzen seidenen Saiten, womit die musicalischen Instrumente bezogen werden, dunkelbraunem Adler- und Sandelholze, welches letztere die Japoner sehr lieben, weil sie ihren Götzen damit räuchern; in Europäischen Zeuchen und Camelotten, woran sie wenigstens funfzig Procent gewinnen: woraus man denn leicht den Gewinn ermessen kan, welchen die Holländer aus dieser Handlung ziehen. Dargegen nehmen sie feine Perlen, rothes Kupfer in Stäben, auch verarbeitetes, Säbelklingen, geblümtes Papier, Porcellain,

cellain, Firniß, welcher schöner ist, als der ihrige, Gold, und ein gewisses Metall, welches Tompach genennet wird.

Nach Manille bringen sie allerley seidene Waaren, gestreiften und geblümten Atlas, Tressen, Tapeten, Kissen oder Polster, Zeuche zu Schlafröcken, Thee, Porcellain, Specereyen, und dergleichen, und sind mit einem Gewinne von funfzig Procent zu frieden: diesen ziehen sie in Piastern; vornemlich aber ist ihnen zu Batavia ihre Handlung vortheilhaft. Gegen ihren Thee, kleine Packete Goldfaden, Rhabarber, und verarbeitetes gelbes Kupfer, nehmen sie Silber in Piastern, Pfeffer, und andere Specereyen; Schildkröten-Schaalen, allerley andere Waaren, Sandel- und Brasilienholz zum färben, und ausgelegte Arbeit, geschliffene Agathe, und Europäische Zeuche.

Ehedem war den Europäern die Handlung in China sehr vortheilhaft; seit der Zeit aber, da die Engländer jährlich dahin kommen, ist gegenwärtig das Silber das einzige, woran man einen vorzüglichen Profit haben kan, wenn man es gegen die Waaren des Landes umsetzet.

Von den Manufacturen.

Vom Chinesischen Firniß.

Der Chinesische Firniß ist keine besondere Composition, noch ein solches Geheimniß, hinter welches man sehr schwerlich kommen könnte, wie uns solches verschiedene Reisende versichern wollen; sondern er quillet auf eben die Art aus einem Baume, welchen die Chineser Tsischu nennen, wie das Gummi.

Diese Art von Bäumen aber giebt nur den Firniß im Sommer, der aber, welcher im Frühlinge, und Herbste heraus fließt, ist jederzeit wässericht. Ausser diesem erhält man ihn nur zur Nachtzeit. Will man ihn aber haben, so darf man nur verschiedene Einschnitte in den Stamm eines Baumes machen, und in die Oefnungen Muschelschaalen hinein stecken, in welche dieses flüßige Wesen hinein läuft.

Mit diesem Firnisse aber überziehen die Chineser ihre Tische, Stühle, Cabinetter, hölzerne Betten, und so gar ihr Geräthe von Kupfer und Zinn. Durch diese Art der Malerey erhalten sie einen vortreflichen Glanz, vornemlich, wenn allerley Gold- oder Silber-Zierrathen damit vermischet werden. Zwischen die beyden Lagen des Firnisses aber pflegt man gemeiniglich Blumen, Gestalten von Menschen, Vögeln, Gebürgen, und dergleichen, zu malen, welche in Europa von einem so grossen Werthe sind, und unter allen Waaren sehr vorzüglich erachtet werden, die wir nur aus diesen Gegenden bekommen.

Der Chinesische Firniß ist zwar nicht so schön, als der Japonische: allein dieses kommt nicht daher, als ob die Chineser nicht im Stande wären, ihn so vollkommen zu machen; die Begierde zu dem Gewinne aber gestattet ihnen nicht, daß sie die gehörige Zeit darauf verwenden. Denn der ungemeine Profit, welchen die Chineser aus diesen ihren mit Firniß überzogenen Waaren ziehen, ist einer der allervorzüglichsten Artickel, in der Chinesischen Handlung.

Von

Von der Seide, und seidenen Manufacturen.

Alle Schriftsteller sind einig, daß die Würmer, welche die Seide spinnen, ursprünglich aus China hergekommen sind, und das Geheimniß, die Arbeit dieser kostbaren Insecten, welche vorhero unbekannt gewesen, nützlich zu gebrauchen, sey zuerst auf die Indianer gekommen, von ihnen auf die Perser, endlich aber auf die Griechen und Römer, welche die Seide gegen ein gleich schweres Gewicht von Golde gekauft. In den ersten Zeiten der Chinesischen Monarchie hat sich diese Nation beständig mit Fellen gekleidet; nachdem aber die Bevölkerung gar sehr zugenommen, so hat es ihnen daran gefehlet, worauf denn die Gemahlin eines Kaisers den Mangel dadurch ersetzet, indem sie den Einwohnern die Kunst gezeiget hat, wie sie die Seide bearbeiten könnten. In den folgenden Jahrhunderten haben die Kaiserlichen Gemahlinnen sich damit beschäftiget, daß sie in ihren Palläſten, Maulbeerbäume pflanzen lassen, selbst Seide gezogen, in eigener Person die vortreflichsten Zeuche verfertiget, und sie nachher dem Schangti in den Opferungen gewidmet haben; auch kan man überhaupt sagen, daß in China der Ackerbau und die Kunst, seidene Stoffe zu würken, ihren Fortgang den Kaisern und deren Gemahlinnen zu verdanken haben.

Es würde aber nicht möglich seyn, alle Arten der seidenen Zeuche nahmhaft zu machen, welche die Chineser verfertigen, und die den Europäern gegenwärtig noch unbekannt sind. Denn die Menge derselben ist ganz ungemein groß, und man kan sie um allerley Preise haben; glatte, geblümte, mit

Gold

Gold und Silber oben doppelt überwürkte; von Seide, die in den Häusern gezogen ist, auch von einer solchen, welche von den wilden Seidenwürmern gesponnen wird, die allerley Blätter ohne Unterschied fressen, und ihre Seide auf die Zweige der Bäume spinnen. Uebrigens darf man nicht glauben, als ob die Chinesischen Handwerksleute unvermögend wären, eben so reiche Zeuche zu verfertigen, als die unserigen sind; dieses würden sie ohnfehlbar eben so wohl können, als wir; allein den Abgang bey ihren Landsleuten nur nicht so finden, welche gewohnt sind, das nützliche dem kostbaren allemal vorzuziehen.

Von der Porcellainfabrike.

Dasjenige Porcellain, welches die Europäer so sehr hoch schätzen, ist in China so gemein, daß, ob man gleich andere irrdene Gefässe daselbst in grosser Menge macht, fast alle Haußgeräthe, wie z. E. Schüsseln, Teller, Tassen, flache Schüsseln, Blumentöpfe, und andere Gefässe, aus Porcellain sind. Inwendig sind die Häuser und Küchen damit versehen; auch deckt man die Dächer, überzieht so gar die marmornen Säulen damit, und auch die Wände des Hauses.

Das allerschönste Porcellain aber ist das, welches eine rechte weisse, glänzende und Himmelblaue Farbe hat; dieses wird in Kingtesching gemacht, welches eine sehr grosse, und volkreiche Stadt in der Provinz Kyangsi ist. Es wird auch in mehrern andern Provinzen des Reichs Porcellain verfertiget, es hat aber weder eine so schöne Farbe, noch eine solche Feinheit, als das zu Kingtesching.

Die

Die Chineser wissen selbst nicht, wem sie das vortrefliche Geheimniß der Composition des Porcellains zu verdanken haben, und glauben, daß es durch einen ungefähren Zufall entdecket worden seye. Ueber dieses ist es was besonders, daß die nöthigen Bestandtheile, woraus es gemacht wird, in der Gegend von Kingtesching nicht gefunden werden, sondern man sie aus einer andern Gegend des Reichs, muß bringen lassen; es aber an keinem Orte so vorzüglich und vollkommen gemacht werden kan; als zu Kingtesching, die Arbeitsleute mögen es auch anfangen, wie sie wollen. Man hält dafür, daß dieses bloß von der besondern Eigenschaft des Wassers herrühre.

Das Porcellain wird aus zweyerley Arten von Erde gemacht, welche, ehe sie noch gebraucht werden kan, ziemlich oft bearbeitet werden müssen, indem ein gewisses Steinöl darunter gemischet wird. Wenn die Materie recht gereiniget ist, so wirft man einen Klumpen davon in eine unten wohl gepflasterte, und rund umher mit Steinen ausgesetzte Grube, in welcher sie umgerührt und so lange gestampfet wird, bis sie beginnet steif zu werden. Diese Arbeit ist ziemlich beschwerlich; und so bald man sie vollendet hat, so thut man die Masse auf gewisse Bretter, wo man sie abermal durchwürket, und nach allen Seiten hinrollet, damit keine Höhlungen darzwischen bleiben; nachher wird sie mit einem Rade, oder in gewissen Formen geformet, und bekommt endlich durch das Schroteisen ihre vollkommene Gestalt.

Alle glatten Stücke von Porcellain werden gleich anfänglich mit dem Rade bearbeitet: und ei-

ne Tasse z. E. wenn sie von dieser Maschine bearbeitet worden, ist noch unvollkommen. Der Arbeiter aber giebt ihr in einem Augenblicke sowohl die gehörige Breite, als Höhe, und höhlet darauf den Fuß mit dem Schroteisen aus; ein anderer setzt sie auf ihren Fuß; ein dritter thut sie in eine Form, um ihr die gehörige Gestalt zu geben; und der vierte polirt sie. So, daß ein Stück Porcellain, wohl zwanzig Personen vorher durch die Hände gehet, und von ihnen bearbeitet wird, ehe es noch in den Ofen kömmt, und wohl sechzig mal behanthiret wird, ehe es in den Brennofen kommt. Alle Brände aber gerathen nicht gleich gut, und es geschiehet öfters, daß ein Brand verunglückt, und man statt des Porcellains, nichts heraus bekommt, als eine unförmliche Masse, wodurch denn öfters hundert Arbeiter zu Grunde gerichtet sind. Dieses ist die Ursache, weswegen das Chinesische Porcellain in Europa jederzeit theuer bleiben wird.

Ueber nichts aber hat man Ursache sich so sehr zu verwundern, als über die in Porcellain gearbeitete Stücke. Denn man macht Laternen draus, die eben so groß sind, als die, welche man auf den Schiffen gebraucht, und dennoch aus einem Stücke sind, in welcher ein einziges Licht hinreichend ist, welches man zur Erleuchtung eines Zimmers gebraucht, und welches diese Maschine eben sowohl vollkommen erleuchtet. Ferner macht man Gärten aus Porcellain, die drey Fuß hoch sind, ohne daß man einmal einen Deckel daran bemerkt, welcher ebenfalls einen Fuß hoch, und nach der Forme einer Pyramide gemacht ist, ferner Tischblätter über einen ganzen Tisch, die so zu sa-

gen

gen die Decke über denſelben ſind, wie auch Statuen. Doch iſt zu merken, daß die Chineſer mit Verfertigung gröſſerer Stücken nicht zurecht kommen können, ohngeachtet ſie dieſes oft verſuchet haben.

Ein gewiſſer Kaiſer befahl einem ſolchen Porcellainbrenner, daß er ihm gewiſſe Stücken verfertigen ſollte, ſo wie ſie der Kaiſer erfunden hatte; weil nun der Unglückſelige darüber verzweifelte, weil er nicht glaubte, daß er des Kaiſers Verlangen ein Gnüge leiſten könnte, und überdieſes von ſeinem Vorgeſetzten Schläge bekommen hatte; ſo ſtürtzte er ſich in den Brennofen hinein, und wurde von dem Feuer verzehret. Die gebrannten Gefäſſe aber wurden aus dem Ofen ſo ſchön heraus genommen, und gefielen dem Kaiſer ſo wohl, daß er den Brenner für einen Held erklärte, welcher denn nachher als ein Gott, des Porcellainmachens, unter dem Nahmen Pu verehret wurde.

Von der Chineſiſchen Dinte, dem Papiere, und der Buchdruckerey.

Es iſt ausgemacht, daß die Erfindung des Papiers bey den Chineſern ſchon vor undenklichen Zeiten bekannt geweſen iſt, ob man gleich ihren Urſprung nicht genau weiß. Anfänglich haben ſie auf kleine Brettergen von Bambusholze, welches ſie durchs Feuer gezogen, und geglättet, geſchrieben. Die Buchſtaben hat man mit einer Scheere ausgeſchnitten, und eine zuſammen gelegte Menge ſolcher Blätter haben ein Buch ausgemacht. Vor Chriſti Geburt unter der Regierung des Tſin ſchrieb man auf Stücken Zeuch von Seide oder Wolle; endlich

lich aber gegen das Jahr fünf und neunzig unter der Regierung des Tonghang eines Mandarinen erfand einer mit Namen Tsay, das Geheimniß, feine Baumrinden in einen feinen Teig zu zerstossen; wie auch die alten seidenen Lumpen, und die von Leinwand; woraus er verschiedene Sorten von Papier machte. Durch diese ersten Versuche sind die Chineser erst dahin gelanget, aus verdorbener, oder verworrener Seide Papier zu machen; welches sie Zeuchpapier nennen; ferner haben sie welches aus Hanf, Bambus, und der Rinde von den Maulbeerbäumen gemacht, auch nicht weniger aus Haaren, Reis, und Getraide; und auch aus den Schaalen der Seidenwürmer, welches Papier eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Pergament hat.

Man kan sich aber unmöglich vorstellen, welch eine ungeheure Menge Papier in China verbraucht wird. Die Gelehrten verbrauchen zwar viel, aber in den Häusern jeglicher Bürger wird tausendmal mehr verbraucht. Die Jalousien aller Zimmer und Kammern sind mit Papieren verdecket, die Wände sind damit bekleibet, um sie weiß und glatt zu behalten; die Vertiefungen in den Zimmern sind mit Papiere bekleidet, auf welche man allerley Verzierungen zeichnet, und dieses Papier wird alle Jahre hinweggenommen, und an dessen Stelle neues darzu gebraucht.

Die Chineser sammeln auch dieses alte Papier sehr sorgfältig, und ziehen einen ansehnlichen Profit daraus, man mag es entweder zum Schreiben, oder zur Bekleidung der Wände, oder auch zu grossen Charten verbraucht haben; weil sie die Kunst verstehen, ihm die vorige Schönheiten wieder zu geben.

Den

Den Ursprung der Erfindung der Dinte kan man in China eben so wenig angeben, als man die Erfindung des Papiers hat entdecken können: so viel man aber weiß, so haben die Chineser anfänglich eine Art schwarzer Erde darzu gebraucht, länger als zwölf hundert Jahr vor Christi Geburt nemlich. Im Jahr sechshundert zwanzig aber hat der König der Coreer dem Kaiser ein Geschenk mit einigen Stäben Dinte gemacht, die aus Schwärze zubereitet wird, die man aus altem verbrennten Fichtenholze zubereitet, und welche man nachher ohngefehr gegen das Jahr neun hundert mit verbrannter Hirschhornasche gemischet, da denn die Chineser diese Erfindung zu ihrer Vollkommenheit gebracht haben.

Die Buchdruckerkunst ist bey den Chinesern schon von undenklichen Zeiten bekannt gewesen; allein sie ist von der unsrigen sehr unterschieden, und nachdem wir sie ebenfalls einige Zeit gebraucht haben, so sind wir endlich genöthiget worden, sie abzuschaffen. Denn bey uns sind jegliche Buchstaben allein gegossen, und werden zusammen gesezt; nachdem man sie zu einem Bogen gebraucht hat, so kan man sie wieder aus einander nehmen, zu dem folgenden, und vielen andern Bögen gebrauchen, so lange, bis das ganze Buch fertig ist. Bey den Chinesern aber müssen so viel Formen geschnitten werden, als ihre Bücher Seiten haben: Hierdurch haben sie den Vortheil, daß man nicht mehr abdrucket, als man verkaufet, ohne sich, wie in Europa, in Gefahr zu setzen, das nicht zu verkaufen, was man gedruckt hat, oder im Gegentheil eine neue Auflage zu machen, wenn man mehrere Abdrücke nöthig hat.

Drittes Hauptstück.

Von der Regierungsform in China.

Wenn man demjenigen Glauben beymessen will, was uns zuverläßige Chinesische Schriftsteller berichten; so ist ihre Monarchie von dem Fohi, ohngefehr zweytausend neunhundert zwey und funfzig Jahre vor Christi Geburt, gestiftet. Dieser Fohi hat alle Künste und Wissenschaften, auch so gar die geringsten Instrumente erfunden, welche zu dem Haußwesen und Ackerbau nöthig sind. Wie lange er regieret hat, wird nicht gemeldet, eben so wenig, wie lange seine Thronfolger regieret haben; indessen sollen dieser ihre Bemühungen seit sechshundert Jahren darinnen bestanden seyn, sowohl ihre bürgerlichen Gesetze, als sittlichen mehr und mehr zu verbessern. Es giebt aber Gelehrte unter ihnen, welche von diesen erstern Regenten nichts wissen wollen, und ihre Geschichte erst von der Regierung des Yan, ihres siebenten Kaisers, anfangen; die Gewißheit aber desselben gründen sie auf eine Finsterniß, die bereits zweytausend hundert und funfzig Jahre vor Christi Geburt berechnet worden, und in die Regierung des Schangkang, des vierten Kaisers der ersten Regierung, gefallen sey. Allein es möchte auch die allerschärfste Kritik vielleicht nicht hinreichend seyn, in dieser sehr verworrenen Sache das nöthige Licht zu geben, und man mag auch für Gründe in der Chinesischen Zeitrechnung gebrauchen, was man für welche will, so kan man die Wahrheit dieser Begebenheiten doch nicht unwidersprechlich darthun. Indessen muß man doch so

viel

viel eingestehen, daß die Monarchie der Chineser eben so alt sey, als die Persische, Assyrische, und alle diejenigen, von welchen man Spuren in der Griechischen und Römischen Geschichte findet.

Die Provinz Schensi ist das eigentliche Vaterland der Monarchie, welche nach und nach, wie andere Staaten, entweder durch Eroberungen, oder andere Art, alle die übrigen Theile mit einander vereiniget hat, welche dieses gesamte Reich ausmachen. Mit diesem weitläuftigen Reiche hat dasjenige, welches gegenwärtig den Thron besizt, die ganze morgenländische Tartarey verbunden, wie auch den vornehmsten Theil der abendländischen, welche die Länder der Monguls, oder Moguls begreift, wie auch der Kalkas, gegenwärtig wird es gegen Norden von dem Flusse Amur begrenzet, von hier an bis an die südliche Spitze der Insel Kaynan begreift es mehr als neunhundert französische Meilen. Was ist dieses also für eine ungemeine Stärke des Staats, wenn man noch diejenigen Reiche darzu rechnet, welche den Kaisern in China Tribut erlegen müssen, wie zum Exempel Corea, Tonking, Coschingchina, Siam, und andere mehr, deren Regenten von den Chinesischen Kaisern entweder gesetzet werden, oder deren Einwilligung erhalten müssen?

Uebrigens gründet sich die ganze Staatsverfassung von China einzig und allein auf die Pflichten, welche Eltern und Kinder einander schuldig sind. Der Kaiser ist der Vater des Staats; ein Unterkönig der Vater einer Provinz, die er regieret; und ein Mandarine der Vater derjenigen Stadt, in welcher er zu befehlen hat. Der Kaiser ist unumschränkt; und

obgleich ein jedweder Unterthan Herr über sein Vermögen ist, so darf er sich doch nicht beschweren, wenn ihm die Abgaben erhöhet werden, im Fall es die Nothwendigkeit des Staats erfordert.

Der Kaiser muß alle diejenigen Sprüche bestätigen, welche die Unterobrigkeiten in den Provinzen thun; diejenigen Schlüsse aber, welche unmittelbar von ihm kommen, sind beständige und unwiderrufliche Gesetze. Er wählt denjenigen unter seinen Prinzen für den Thronfolger, welchen er zu dieser Würde am tüchtigsten erachtet, er vergiebt alle Bedienungen, auch alle Ehrenstellen, auf welche auch die Prinzen vom Geblüte keinen andern Anspruch machen dürfen, als den, welchen er ihnen freywillig zugestehet.

Uebrigens weiß man in China von keinen erkauften Ehrenstellen, oder Aemtern etwas: indessen geht es doch hier zuweilen eben so zu, wie anderwärts, daß man durch Geld und vielfältige Bemühung darzu gelangt.

Die Einkünfte des Kaisers sind ungemein groß und werden theils in Gelde, theils in Naturalien abgetragen. Nach dem mittelmäßigsten Anschlage erstrecken sich die Summen, welche jährlich in die kaiserliche Casse laufen, auf zwölfhundert funfzig Millionen nach französischem Gelde.

Die Anzahl der Truppen, welche beständig auf den Beinen gehalten werden, erstreckt sich über siebenmalhundert siebenzigtausend Mann, und über dieses noch auf fünfhundert fünf und sechzigtausend Pferde, womit die ganze Armee zu Pferde beständig

wieder

wieder ergänzt, und sowohl die Posten, als Couriers versehen werden.

Die Kornmagazine zu Peking, und in andern Städten, sind jederzeit auf drey Jahre versehen.

Die Civilbedienten sind in neun verschiedene Stände eingetheilet, nemlich in die Quans, oder Mandarinen, deren vornehmste Pflicht die genaue Unterthänigkeit ist; nächst diesem wird eine jedwede solche Classe wieder in neun Grade getheilet: aus diesen nimmt der Kaiser die Stadthalter, und übrigen Bedienten. Zuweilen aber nimmt er auch wohl einen Menschen aus einem niedrigern Stande, und versetzet ihn in die erste, oder andere Classe der Mandarinen; ein anderesmal straft er einen Mandarinen, wenn er es verdient hat, indem er ihn aus einem höhern Grade, oder Classe in eine niedrigere versetzet. Die drey obersten Classen aber begreifen die Staatsbedienten, die ersten Präsidenten in den Gerichten, und die vornehmsten Officiers bey der Armee.

Eine jedwede Provinz wird übrigens von fünf vornehmen obersten Bedienten regiert, nemlich dem Stadthalter, Oberschazmeister, dem peinlichen Richter, Oberpostmeister, welcher auch zugleich die Salzwerke unter Händen hat, und dem Einnehmer derer jenigen Steuern, die in Naturalien abgetragen werden. Unter diesem Gerichte stehen wiederum verschiedene Untergerichte, deren Präsidenten die Mandarinen sind.

Die Chinesischen Gelehrten aber stehen nicht unter dem gewöhnlichen Magistrate; sondern sie haben in jedweder Stadt ihre besondere Obrigkeit, von welcher die Studenten examiniret werden.

Ein jedweder aber, welcher den zweyten oder dritten Grad der Gelehrsamkeit hat, kan auf ein jegliches Amt Anspruch machen. Die Namen der Candidaten aber werden bey dem obersten Gerichte eingeschrieben; und wenn vier Stadthalterschaften erlediget sind, so ertheilet man dem Kaiser davon Nachricht, welcher alsdenn diejenigen vier Gelehrten vorfordern lässet, welche nach der Reihe die ersten sind. Die vier Namen der Regierungen sind auf vier Zettel geschrieben, und werden in eine Büchse gethan. Diese Loose ziehet man alsdenn heraus, und ein jedweder wird an demjenigen Orte Stadthalter, welchen ihm das Loos anweiset. Es kan aber kein Mandarine an demjenigen Orte Stadthalter werden, wo er gebohren ist; weil man besorgt, es möchten entweder seine Angehörigen, oder Freunde ihn verleiten, die Gerechtigkeit nicht gehörig zu handhaben.

Jegliche drey Jahre untersucht man das Betragen aller Mandarinen durch das ganze Reich. Ein jedweder von den Obersten aber, nachdem er sich genau erkundiget hat, schicket diejenigen Anmerkungen, welche er über das gute, oder schlechte Betragen der Untermandarinen gemacht hat, an den Hof; welche aber, ehe sie noch dahin gelangen, abermal durchgesehen, und von der zweyten und so gar dritten Classe der Mandarinen entweder vermehret, oder verändert werden. Alle diese Anmerkungen werden an den Vicekönig der Provinz geschicket, welcher sie mit seinen Beyständen untersucht, alsdenn die seinigen hinzufügt, und sie an das oberste Gericht zu dem Ende nach Pecking schickt, damit dieses, wie es die Beschaffenheit der Sache erfordert, im Stande sey, entweder zu belohnen,

belohnen, oder zu bestrafen. Ein Mandarine aber wird auf diese Weise belohnet, daß man ihn zu einen höhern Amte erhebt; will man ihn aber strafen, so versetzt man ihn in ein geringers, als er vorher begleitet hat. Jedermann wird von solchen Veränderungen durch diejenigen Befehle benachrichtiget, die öffentlich bekannt gemacht werden, und ohngefehr so lauten: „Dieser oder jener Mandarine ist auf den „dritten Grad entweder erhöhet, oder erniedriget, und „so fort.„ Damit man aber von den Fehlern eine genaue Nachricht einziehen möge, welche in den Gerichten begangen werden, so schicket der Kaiser zuweilen gewisse Bedienten aus, welche die Provinzen durchreisen, und alle diejenigen Klagen annehmen müssen, welche ihnen nur von einzelnen Personen übergeben werden; oder sie begeben sich auch wohl gar unvermerkt alsdenn in die Gerichtsstuben, wenn Gericht gehalten wird, um zu erfahren, ob Ungerechtigkeit begangen wird. Alles, was sie nun hier sorgfältig bemerkt, und aufgeschrieben haben, wird zu Pecking untersucht, und man sagt auch, daß sogar die Gerichtspersonen verbunden wären, selbst ein Verzeichniß von denjenigen Fehlern zu überliefern, deren sie sich schuldig zu seyn glaubten; welche alsdenn nebst den Berichten der geheimen Visitatoren darzu dienten, daß sie bestraft würden, nachdem sie der Untreue überführt worden wären.

Die Gesetzgeber der Chineser haben übrigens alle mögliche Mittel vorgekehret, damit die Richter nicht möchten bestochen werden können. Ein gewisser Kaiser Yongsching hat den Gehalt der Mandarinen aus eben dieser Ursache doppelt erhöhet; und sich erkläret,

daß er selbst niemals ein Geschenk annehmen wolle; dahingegen aber die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn ein Mandarine überführt sey, daß er mehr Geld genommen hätte, als was ihm von rechtswegen an Gerichtskosten gebührte.

Das aber, welches dem ausschweifenden Laster noch ein besseres Ziel setzet, und zur Tugend aufmuntert, ist die öffentliche Zeitung von Pecking. Diese periodische Schrift wird von dem Kaiser vorher selbst übersehen, bevor sie noch ausgegeben wird. Man findet in derselben diejenigen Gnadenbezeigungen, welche der Kaiser diesem, oder jenem seiner Unterthanen erwiesen, nebst den Ursachen, die ihn hierzu bewogen haben: ferner die Strafen, mit welchen er die ungehorsamen gezüchtiget hat, und wodurch er zu dieser Strenge genöthiget worden ist; den Zustand aller Ausgaben und Einkünfte; die Vorstellungen aller Gerichte; die neuen Gesetze, neue Gewohnheiten, neue Gebräuche, Lobeserhebungen und Verweise, die er den Mandarinen ertheilt, wie zum Exempel: ein solcher . . . ist in keinem guten Rufe, und, wo er sich nicht bessert, soll er gewiß nachdrücklich gestraft werden.

Hat jemand eine Sache, die er schriftlich vorträgt, und begiebt sich mit derselben zu dem Gerichtshause, so muß er auf eine Trommel schlagen, die er bey dem zweyten Eingange findet; daselbst auf die Knie fallen, und seine Bittschrift mit beyden Händen über den Kopf halten; worauf ein Gerichtsbedienter kommt, der sie in Empfang nimmt; da sie denn verschiedenen Gerichtspersonen vorgelegt wird. Wird sie verworfen, so giebt man sie dem Bittenden wieder zurück, und bestraft ihn wohl gar mit der Geisel, weil er um eine ungerechte,

oder

oder widersinnige Sache gebethen hat. Wird sie aber angenommen, so schicket sie der Präsident dieses obersten Gerichts denenjenigen Richtern zu, welchen die Untersuchung eben dieser Sache gehöret. Ist sie nur von geringer Wichtigkeit, so stellen die Richter ihre Untersuchungen an, und schicken ihren Spruch an den Präsidenten des ersten Gerichts, welcher alsdenn die Strafe entweder vermehret, oder vermindert, und das Endurtheil spricht. Ist aber die Sache von grosser Wichtigkeit, so wird alles schriftlich behandelt; alsdenn schicket man es demjenigen zu, welcher sie dem Staatsrathe überliefert; und nachdem sie der Kaiser selbst untersucht, sie eben dasjenige Gericht abermal durchgesehen hat; und eben diesen Weg wieder zurück an den Kaiser gegangen ist; so spricht dieser das Endurtheil, und die Sache ist unwiderruflich geendiget.

Alle Todesurtheile müssen von dem Kaiser untersucht, genehmiget, unterschrieben seyn, und man findet gar keine solche Vorsichtigkeit, als bey den Chinesern in einer Sache, wo es darauf ankommt, daß ein Bürger zum Tode verdammet werden soll. Dem Monarchen muß die Sache drey verschiedene mal vorgetragen werden, ehe er das Todesurtheil spricht. Alle Gerichte, alle Oberrichter in dem ganzen Reiche, sind berechtiget, die Acten, und den Innhalt des Urtheils zu untersuchen, und hierinnen eine Aenderung vorzuschlagen, welche sie rechtmäßig erachten. Daher sagt ein gewisser Schriftsteller: „der geringste und verachteteste Unterthan genießt in China ein solches Vorrecht, welches in Europa keinen andern Personen zugestanden wird, als die von sehr hohen Stande sind.„

Die Kriegsgerichte verfahren in peinlichen Sachen eben so, wie die Bürgerlichen. Wir haben im vorhergehenden schon bemerkt, daß sich die Anzahl der Truppen, welche in China würklich auf den Beinen gehalten werden, über siebenmalhundert siebenzigtausend erstrecke; und wir müssen noch hinzu fügen, daß man eben keine Gewalt brauchen müsse, sie anzuwerben. Denn der Soldatenstand wird in China sehr vorzüglich geschätzet, und man giebt sich öfters Mühe, in denselben aufgenommen zu werden, wenn man seine Dienste in eben dem Bezirke verrichten kan, wo man wohnt. Der Soldat bekömmt zur Lehnung jegliche drey Monate fünf Sols fein Silber, und täglich ein Maas Reis; die Reuter aber haben fünf Sols mehr, und zwey Maas Bohnen täglich vor ihre Pferde.

Die Waffen der Soldaten sind der Säbel, und ein Wurfspies. Sie sind so ziemlich ordentlich exerciret; diese ihre Kriegsübung aber bestehet in verschiedenen Wendungen, und unordentlichen Märschen, die sie nach dem Trompetenschalle machen müssen. Die Kunst Canonen zu giessen, und diese zu gebrauchen, haben sie zuerst von den Mißionarien gelernt. Die Erfindung des Pulvers war ihnen zwar bekannt, allein sie brauchten es weiter zu nichts, als nur an ihren Festen, die sie jederzeit mit Lustfeuerwerken eyerten. Seitdem aber die Portugiesen in diesem Reiche angelanget sind, so haben sie auch gelernt, Flinten zu gebrauchen.

Ueberhaupt ist der Chineser weichlich, und weibisch: die Erziehung in seiner Jugend, in welcher er Wissenschaften, Sittenlehre, und Staatsklugheit erlangen soll, ist auch nicht geschickt, diejenige Soldatenherz-

herzhaftigkeit zu erhalten, welche den Kriegsheld ausmachet. Die Officiers, und Soldaten sehen es daher ganz gelassen an, wenn ihnen Gelehrte vorgezogen werden, und haben nicht mehr Hochachtung gegen ihren Stand, als die ganze Nation gegen denselben zu haben scheint. Daher haben die Tartarn China sogleich in zweyen Unternehmungen sich unterwürfig gemacht. Einmal sind sie zurück getrieben worden, das anderemal haben sie ihren Vorsatz ausgeführet; woran aber die innern Zwistigkeiten des Reichs Ursach waren. Seitdem aber die Tartarn den Thron besitzen, so haben sie sich nichts destoweniger, obgleich mit gewafneter Hand, den Gesetzen des Landes unterworfen: denn sie haben sowohl die Gebräuche, als Sitten der Chineser angenommen; und die Ruhe, und Gelindigkeit der Staatsregierung haben diese wilden Völker so wohl gebildet, daß sie eine weichliche Lebensart der Ueberwundenen, derjenigen rauhen, streitbaren, und kriegerischen vorgezogen, welcher sie ihre Ueberwindung zu verdanken hatten.

Viertes Hauptstück.

Von den Religionen der Chineser.

In dem Kaiserthum China sind vier verschiedene Religionen eingeführt. Die erste ist die natürliche, und von welcher man im eigentlichen Verstande sagen kan, daß sie eingeführet, und diejenige ist, zu welcher sich die Gelehrten, und die Regierung bekennet. 1) Die zweyte

1) Wenn man sagt, die natürliche Religion sey diejenige, welcher die Regierung, und einige Gelehrte zugethan sind, so ist hier nur von einigen Vorschriften des natürlichen Gesetzes

zweyte ist die Religion des Weltweisen Lokyun, welche nichts anders zu seyn scheinet, als dasjenige verdorbene natürliche Gesetz, welches nachher Confucius wieder eingeführet hat. Die dritte rührt von einem Betrüger Fo her, welche sich auf den abscheulichsten Götzendienst gründet: Die vierte ist die Religion des Jukyan, welcher die erste verdorben hat, und der eine grosse Menge von Gelehrten zugethan sind.

Diejenige geringe Erkenntniß, welche wir hier von den vier Religionen in China ertheilen, haben wir den Europäischen Mißionarien, und vornehmlich den Jesuiten zu verdanken; man darf aber ihren Nachrichten in diesen Puncten nicht zu viel trauen: Es mag nun die Ursache seyn, weil sie selbst nicht allemal haben hinter die Wahrheit kommen können, oder zu nachläßig gewesen sind, oder sie auch andere Bewegungsgründe hierzu verleiten: denn man siehet leicht, daß sie weiter von nichts genau handeln, als von der ersten, oder der natürlichen Religion, über die andern viere aber gar geschwind hinwischen; was aber den Fo betrift, so unterdrücken sie hier verschiedene Umstände, andere aber verstellen sie. Ein gewisser englischer Schriftsteller versichert, daß sie der Secte des Jukyan die Gotteslängnung in der Absicht haben zur Last legen wollen, um die eingeführte natürliche Religion von diesem Argwohn zu befreyen, deren einige gottesdienstliche Uebungen sie gestattet haben.

Von

die Rede: denn man muß gestehen, daß sie viele von diesen Gesetzen nicht wissen, ohngeachtet sie zu den wichtigsten gehören, und über dieses viele abergläubische Gebräuche mit machen, wovon man den Navarette ausführlicher nachlesen kan.

Von der natürlichen Religion.

Die gemeinste Meinung ist, daß einige Nachkommen Noä, nachdem sie ohngefehr zweyhundert Jahre nach der Sündfluth eingedrungen, daselbst das grosse Chinesische Reich errichtet, und die natürliche Religion eingeführet haben.

Die Chineser erkennen ein höchstes Wesen, 2) welches sie als den allgemeinen Ursprung aller Dinge ansehen. Dieses verehren sie und beten es unter den verschiedenen Namen, Schangti, und Tyen an, welche beyde Ausdrücke so viel als einen Herrn, oder Befehlshaber bedeuten. Tyen aber bedeutet nach der Erklärung ihrer Lehrer, denjenigen Geist, welcher den Himmel regieret, weil dieser das vorzüglichste Werk der ersten Ursachen der Dinge ist. Tyen aber heist auch so viel, als ein Hausvater. Ein Vicekönig ist der Tyen der Provinz, die er regieret; der Kaiser der Tyen seines Reichs, und das höchste Wesen der Tyen der ganzen Welt. Die Chineser glauben auch gewisse untere Geister, die unter jenem stehen, und über Städte, Flüsse, Berge, Wälder gesetzet sind.

Der Groß-Tyen ist der Schöpfer aller Dinge, und sowohl unabhängig, als allmächtig. Er erkennet alles, und

2) Alle Gelehrte sind über den Begrif nicht einig, was man unter dem Worte Höchstes, oder erstes Wesen verstehet. Daher kommt es, daß die römischen Päbste den Mißionarien es unersagt haben, sich dieser Ausdrücke zu bedienen, um den wahren Gott damit anzudeuten; und zwar weil die Gelehrten sich dessen bedienen, wenn sie den körperlichen Himmel nennen. Wovon die Decrete der Päbste, und Cardinäle über den Aberglauben der Chineser mit mehrern nachgelesen werden können.

und sogar auch die geheimsten Gedanken; und alles geschiehet auf seinen Befehl. Er ist heilig, und regiert die Welt unumschränkt. Seine Gerechtigkeit hat keine Schranken; er belohnet tugendhafte Menschen, bestraft die Gottlosen, und setzt die Könige in seinem Zorn ab. Das Uebel aber, welches er über den Erdboden verbreitet, ist nichts anders, als eine väterliche Warnung, wodurch die Menschen bewogen werden sollten, sich zu bessern, und die Wunderzeichen, und seltne Erscheinungen sind die Mittel, wodurch er seinen Zorn, und das Unglück andeutet, womit er ein Reich strafen, und es dadurch bewegen will, wieder zu ihn zurück zu kehren, nachdem es sich an ihm versündiget hat.

Ohne uns nun in die Untersuchung einzulassen, ob alles das, was man von dem Kaiser Fohi erzählet, eine Fabel sey, oder nicht, und ob dieser Herr dem höchsten Wesen jährlich zweymal geopfert habe; so ist zu merken, daß seine Thronfolger (wenn er anders jemals würklich gelebet hat) sich jederzeit selbst für Kaiser, Befehlshaber, Lehrer und Opferpriester gehalten haben; während diesen Festen ist keine Arbeit erlaubt gewesen; die Gerichtsversammlungen sind eingestellet worden, und niemand hat sogar eine Reise vornehmen dürfen. Man nennet diese Feste die Feste der Dankbarkeit gegen den Tyen. Zu diesen Festen, welche Fohi angeordnet, hat sein Thronfolger Schinnong noch zwey andere hinzu gethan, deren eins im Frühlinge, das andere aber im Herbste nach der Erndte gefeyert wurde; und die Erstlinge der Erdfrüchte wurden dem Schangti gebracht; der Kaiser bemühete sich auch selbst, Feld- und andere Früchte zu bauen, welche zu diesen Opfern gebraucht wurden: diese Gewohnheit

wohnheit ist nachhero zu einem Gesetze geworden, welchem noch bis auf diesen Tag nachgelebet wird.

Whangti, der Nachfolger des Schinnong, bauete dem höchsten Wesen einen Tempel; Schanho, sein Sohn, führte die Musick bey den Festen ein. Die Regierung dieses Herrn wurde durch den Aufstand einiger kleinen unumschränkten tributbaren Prinzen beunruhiget, welche, wie man sagt, ihre Zuflucht zu der Zauberey genommen haben, um das Volk dadurch in Furcht zu setzen, und statt des ächten Gottesdienstes, welchen sie dem Tyen leisteten; ihnen die Furcht vor den Geistern einzujagen. Allein diese Unruhen wurden bald gehoben, und der Kaiser Schuanhyo führte die ehemaligen Feste wieder ein. Dieser Herr ist derjenige, welcher den gröſten Theil der gottesdienstlichen Gebräuche angeordnet, und gewisse Vorschriften eingeführet hatte; nach welchen die Opfer gewählet werden mußten. Er theilte auch das Priestercollegium in zwey Theile, deren einer die Aufsicht über die Ceremonien hatte, der andere aber das Volk unterrichten mußte.

Die gelehrten Chineser glauben übrigens, daß die Seele nicht untergehe, nachdem sie vom Leibe getrennet ist, wie auch, daß sie sich zuweilen sehen lasse. In ihren Büchern aber finden wir nur bloß verworrene Begriffe von ewigen Strafen in einer andern Welt; indessen erhellet doch aus ihren Lehren so viel, daß sie glauben, das höchste Wesen habe alles aus nichts geschaffen; man weiß aber nicht, ob sie dadurch eine wahrhafte Handlung verstehen, vermöge welcher ein mögliches Wesen, welches aber noch nicht vorhanden ist, sein Daseyn erhält. Uebrigens aber läugnen sie

die

die Möglichkeit einer ewigen Materie nicht, und erklären sich über den künftigen Zustand der Seele so, daß man nicht weiß, was sie haben wollen. Das besonderste aber ist dieses, daß bis zu denen Zeiten, da der Götzendienst des Fo seinen Anfang genommen hat, China noch immer für den Irrthümern von der Zauberey bewahrt worden ist, und die Gelehrten von dieser Seuche niemals angestecket worden sind. Hiervon soll die Anordnung desjenigen höchsten Gerichts, von welchem die gottesdienstlichen Gebräuche abhängen, die Ursache seyn, welches Gericht beynahe eben so alt ist, als die Monarchie selbst, und sich jederzeit widersetzt hat, wenn sich neue abergläubige Meynungen haben einschleichen wollen.

Vor den vier grossen Opferfesten, welche in die vier Jahreszeiten fallen, beobachten die Chineser jedesmal ein dreytägiges Fasten, sie bereiten sich auch so gar zu demjenigen vor, was sie zu der Abwendung der Landplagen opfern wollen.

Von der Secte der Lokyun.

Der Weltweise Lokyun, welcher das Haupt dieser Secte ist, hat unter der Regierung des Kaisers Tingu ohngefehr sechshundert Jahr vor Christi Geburt gelebet, und etwan funfzig Jahr vor dem berühmten Confucius. Um seiner göttlichen Sendung desto mehr Ansehen zu geben, so bildete er seinen Schülern ein, er sey vom Himmel geschaffen; welches denn ohne Zweifel in der morgenländischen Sprache so viel bedeuten sollte, daß man ihn für einen himmlischen Gesandten halten müßte. Um nun seine Rolle, die er spielen wollte, desto besser zu behaupten,

haupten, so gab er vor, er sey ein und achtzig Jahre in seiner Mutter Leibe gewesen, kurz vor deren Tode aber habe er sich eine Oefnung in ihrer linken Seite gemacht, durch welche er auf die Welt gekommen sey.

Die moralischen Grundsätze dieses Weltweisen, und seiner Anhänger, haben viel Aehnlichkeit mit den Gründen des Epicur. Wenn der Lokyun von der Erschaffung der Welt redete, so druckte er sich ohngefehr so aus: „Das Tay (wodurch er das Gesetz der „Vernunft verstund) hat eins hervor gebracht; eins „aber zwey; zwey ferner drey, drey aber endlich alle „übrigen Dinge. Die wahre Glückseligkeit, „sagte er „ferner„ bestehet darinnen, daß man sich denen Leidenschaften entreißt, welche die Gemüthsruhe stören „können: der Zweck eines Weisen bestehet darinne, daß „er sein Leben ohne Unruhe, und Mißvergnügen zuzubringen sucht. Aus diesem Grunde darf es so wenig „über das Vergangene seine Betrachtungen anstellen, „als seine Neugierde auf das künftige richten. Sich „aber mit Sorgen quälen, grosse Dinge unternehmen „wollen, sich dem Ehrgeitze, Geldgeitze, und andern „Leidenschaften überlassen, ist nichts anders, als nur „der Nachwelt, nicht aber sich selbst, leben. Daher ist „es eine Thorheit, wenn man sich um die Wohlfarth „eines andern, oder auch um seine eigene, bemühet; wenn „anders unsre Gemüthsruhe darunter leidet: weil alles „das, was wir für ein Glück halten, diesen Nahmen „nicht mehr verdient, wenn die Gemüthsruhe im geringsten gestöret wird.„ Daher bestreben sich die Lehrer dieser Secte nach einer solchen Gemüthsruhe, welche alle Würkungen der Seelen aufhebt: weil aber diese scheinbare Beruhigung sie nicht vor dem Tode

schützen kan, so geben sie vor, sie hätten durch Hülfe der Chymie eine flüssige Materie erfunden, durch welche sie unsterblich würden. Ihre blinde Liebe gegen die Magie aber ist nicht weniger stark, denn sie geben vor, daß sie die bösen Geister zwingen könnten, ihnen behülflich zu seyn, daß alle ihre Unternehmungen einen glücklichen Ausgang gewinnen müßten. Diese beyden Ausschweifungen sind die Ursachen, daß sich viele Weibsbilder, wie auch eine grosse Menge von geitzigen und stolzen Mandarinen zu ihrer Secte bekennen.

Unter der Regierung des Yuki, welcher der sechste Kaiser aus dem Geschlechte Ho war, der sich auch durch diese thörichte Lehren einnehmen lassen, hatten die Schüler des Lokyun, wie auch nachher unter seinen Thronfolgern, die Erlaubniß, ihren Dienst dem Teufel zu erweisen, und demselben in allen Provinzen des Reichs Tempel zu bauen. Sie verkauften kleine Bildsäulen, welche die Geister der Menschen vorstellen sollten, und von welchen sie behaupteten, daß sie unsterblich wären; durch welche Betrügerey sie denn zu sehr grossen Reichthümern gelangten. Unter der Regierung der folgenden Kaiser breitete sich der Dienst des Lokyun noch weiter aus: sie wurden vornehmlich von den Kaisern beschützt, sowohl von dem grossen als gemeinen Volke geliebt, weil sie den unordentlichen Leidenschaften der erstern schmeichelten, und der Unwissenheit der letztern Verwunderung verursachten. In dem Tempel, welcher diesem Betrüger zu Ehren errichtet war, fand sich täglich eine grosse Menge von andächtigen Seelen zu dem Ende ein, um entweder von ihm zu wissen, was es mit ihren Krankheiten, &c. für einen Ausgang gewinnen würde, oder was sie in

ihrem

ihrem künftigen Leben zu hoffen, oder zu befürchten hätten. Nachdem nun diese Leute den Pfaffen reichlich bezahlet hatten, so kamen sie mit einem Zettel voll magischer Characteren ganz beruhigt wieder nach Hause.

Es ist auch keine Betrügerey zu ersinnen, welche die Pfaffen des Lokyun nicht gebraucht hätten, das gemeine Volk zu betrügen. Denn sie machten es eben so, als diejenigen Landstreicher, welche den Leuten in Europa gut Glück prophezeyen, und sich bey dieser Gelegenheit vorher bemühen, hinter alle ihre Geheimnisse zu kommen, damit sie in den Stand gesetzet werden, denenjenigen, welche etwas von ihnen wissen wollen, manches zu erzählen, was würklich entweder bereits geschehen ist, oder aus wahrscheinlichen Gründen in der Folge noch zutrift. Aus dem nun, was sie erfahren haben, richten sie aber allemal ihre Prophezeyungen so ein, daß sie jederzeit zweifelhaft, und verfänglich bleiben.

Von der Secte des Fo.

Der Dienst des Fo ist in China ohngefähr fünfundsechzig Jahre vor Christi Geburt eingeführet worden. Der Wachsthum dieser neuen Secte war sehr schleunig, und sowohl der Aberglaube, als der Götzendienst begunsten nunmehr das Volk zu verderben. Was uns die Schriftsteller davon berichten, ist nachfolgendes. Der Kaiser Mingti hat einen Traum gehabt, und in demselben eine Erinnerung dessen, was öfters der Weltweise Confucius gesagt hatte: „Daß der Heilige an der Westseite erscheinen würde.„ Daher schickte er Abgesandte in diese Gegend, welche sich erkundigen sollten,

ten, was dieſes für ein Heiliger ſey, und worinnen ſeine Lehren beſtünden. Dieſe kamen nach Jndien, wo ſie nemlich ihre Unterſuchungen anſtellen ſollten, und glaubten nunmehr denjenigen Heiligen zu kennen, und ihn in einem gewiſſen Götzenbilde gefunden zu haben, welches ſie nachher nebſt einer Menge von Mährgen, abergläubiſchen Meinungen, Lehren von der Seelenwanderung, und Gottesverläugnung, welche in dieſem Reiche zuerſt entſtanden, mit zurück brachten.

Man ſagt, der Fo ſey in dieſem Theil von Jndien gebohren, welchen die Chineſer Schungtyenſcho nennen, und er ſey ein königlicher Prinz geweſen. Er hat den Namen Schekia oder Xequia bekommen; nachdem er aber dreyßig Jahr alt geworden, hat er ſich Fo genennet. Bevor ihn ſeine Mutter zur Welt gebohren, hat ſie einen Traum gehabt, ſie hätte einen Elephanten verſchluckt; und dieſe thörichte Vorſtellung iſt Urſache, weswegen die Könige in Jndien den weiſſen Elephanten ſo viel Ehre erweiſen. Sobald der Fo zur Welt gebohren iſt, hat er gleich aufrecht geſtanden, iſt ſieben Schritte vorwärts gegangen, hat mit der einen Hand gen Himmel, mit der andern aber gegen die Erde gewieſen, und laut gerufen: „weder im Himmel, noch auf der Erde „iſt ein Weſen zu finden, welches auſſer mir verdienet, geehret zu werden.„ Als er ſieben Jahr alt geweſen iſt, ſo hat er drey Weiber genommen, mit deren einer er einen Sohn gezeuget hat. Nachdem er aber das neunzehente Jahr erreichet, ſo hat er ſeine Weiber, und ſeinen Sohn verlaſſen, und ſich mit einigen Weltweiſen in eine Wüſte begeben. Nachdem er dreyßig Jahr alt geworden, iſt er mit einem göttlichen Geiſte erfüllet, welcher ihm alle Wiſſenſchaften verlie-

verliehen hat; und von dem Augenblicke ist er ein Fo, das ist, eine von denenjenigen Gottheiten geworden, welche die Indianer unter dem Nahmen Pagodes anbeten. Bald darauf hat er seine Religion geprediget und deren Wahrheit durch Wunder bestätiget. Vierzig tausend von seinen Schülern aber haben die neuen Lehren ihres Fo, als auch die vorgegebenen Wunder, die sie selbst angesehen hätten, durch ganz Indien verbreitet.

Die Göttlichkeit des Fo war indessen doch nicht hinreichend, ihn beym Leben zu erhalten; sondern er starb in einem Alter von neun und siebenzig Jahren. Ehe er den Geist aufgab, so ließ er die vertrautesten von seinen Schülern vor sich kommen, und zeigte ihnen an, wie er ihnen bisher seit vierzig Jahren die Wahrheit, unter Bildern, und Gleichnissen versteckt hätte: da er gegenwärtig aber im Begrif sey, sie zu verlassen, so wollte er ihnen seinen eigentlichen Lehrbegrif mit den Worten entdecken: „es ist kein anderer Ursprung der Dinge („lauten „seine Worte„) als der leere Raum, und das Nichts. „Alles ist aus dem Nichts hervor gebracht, und muß „auch in dasselbe wieder zurück kehren; dieses ist das „Ende alles dessen, was wir zu hoffen haben.„ Diese letztern Worte verführten indessen die Schüler des Fo nicht, welche sich grösstentheis an die ersten Vorschriften ihres Lehrers hielten.

Nach dem Tode des Fo liessen es seine Anhänger nicht an Fabeln fehlen, um dadurch seinen Dienst zu verewigen. Sie sprengten aus, er sey acht tausendmal gebohren, und seine Seele nach und nach durch viele Thiere gewandert, wie zum Exempel den Affen,

Drachen, weissen Elephanten, und viele andere mehr; damit nun die Wohnungen der Seele des Fo recht geehret werden möchten, so errichteten die Chineser allen diesen Thieren Tempel.

Die moralischen Grundsätze der Schüler des Fo sind ohngefähr in folgenden Worten enthalten. „Es ist ein grosser Unterschied zwischen dem Guten „und Bösen: nach dem Tode hat man entweder Be„lohnungen wegen der Tugend, oder Strafen wegen „des Lasters zu gewarten, und die Oerter, welche „vor den Tugendhaften, und Lasterhaften bestimmet „werden, haben ihren Grund in den Graden des „einen oder andern Verdienstes: Fo ist deswegen „ans Licht der Welt gebohren, um die Welt zu er„lösen, und diejenigen wieder auf den Weg des Heils „zurück zu führen, welche sich davon verirret haben; „ihm haben sie die Vertilgung ihrer Sunden zu ver„danken, wie auch die Wiedergeburt, zu welcher „sie in der andern Welt bestimmet sind. Es giebt „fünf Gebote, welchen jeder nachleben muß, 1) darf „niemand irgend ein lebendiges Geschöpf tödten; 2) „des andern Gut nicht an sich bringen; 3) muß er „die Unreinigkeit vermeiden; 4) die Wahrheit reden, „Unwahrheit vermeiden, und 5) keinen Wein trin„ken.„ Die Pfaffen des Fo fügen noch einen andern Unterricht zu diesen Vorschriften, und diese haben vornehmlich den Zweck der Vortheile ihrer Erfinder. Sie bestehen darinne: „Haltet ja die Bonzen „wohl, („wiederholen sie einmal über das andere,„) „und gebet ihnen alles dasjenige, was sie zu ihrer Un„terhaltung nöthig haben. Bauet ihnen Klöster, und „Tempel, damit ihr durch ihr Gebet und freywilli„ge

„ge Kasteyung, die sie zur Tilgung eurer Sünden vorneh„men, mit den künftigen Strafen verschonet bleiben „möget, die euch bevorstehen. Bey den Leichenbe„gängnissen eurer Angehörigen müßet ihr Gold- und „Silberpapier verbrennen, nebst verschiedenen seidenen „Kleidern, damit diese in der andern Welt zu würk„lichen Golde, Silber, und Kleidung werden. Hier„durch werdet ihr nicht nur für die Nothdurft der„jenigen Personen sorgen, die ihr liebet, sondern sie „auch in den Stand setzen, daß sie die Gunst der „achtzehen Höllenwächter erlangen, welche ohne die„ses Opfer ganz unerbittlich bleiben, und sie widri„gen Falls sehr hart plagen. Wo ihr diesen Befeh„len nicht nachkommt, so habt ihr nach dem Tode „nichts anders zu erwarten, als die grausamste Quaal. „Eure Seele hat eine sehr lange Wanderung auszu„stehen, und muß in sehr vielen Thieren ihren Auf„enthalt haben; daher werdet ihr nach und nach „bald in der Gestalt eines Mauleſels, eines Pferdes, „Hundes, einer Ratte, und vieler anderer Thiere „erscheinen, die noch viel verachteter und abscheuli„cher sind.„

Die Lehre von der Seelenwanderung ist in der That ein ungemeiner Schatz vor die Bonzen: denn sie sind dadurch im Stande, das unwissende abergläubige Volk unter den schrecklichsten Drohungen in der Furcht zu erhalten. Es giebt auch vielleicht in der ganzen Welt keine feinere Heuchler, und verschlagenere Betrüger, als diese Pfaffen. Ihre Casteyungen, und vorgegebenen Fasten erwerben ihnen viel Mitleiden, und eine reiche Ernde von Allmosen.

Die Tempel des Fo sind in überaus grosser Menge, und alle sehr reich. Man erblickt in denselben eine Menge verschiedener Götzenbilder, oder Bildsäulen der Heiligen dieser Secte, welche die Bonzen täglich anbeten, zuweilen aber geschichet es, daß sich die Chineser über die Ausschweifungen dieser Bilder ärgern. Denn wenn die Bonzen durch ihr vielfältig wiederholtes Gebet von diesen Götzen nichts erhalten können, so jagen sie sie öfters mit Schimpf und Schande mit den Worten zum Tempel hinaus: „warum beherbergen wir dich Hundegeist in einem prächtigen Tempel, und beehren dich mit einer güldenen Kleidung; „da du doch durch diese unsere Wohlthaten nur undankbar wirst, und uns dasjenige nicht gewährest, „worum wir dich bitten?„ Hierauf binden sie die Statue, und schleppen sie durch die Gassen mitten durch den größten Koth; geschiehet aber zuweilen von ohngefähr, daß sich dasjenige ereignet, worum sie gebeten haben, so gehen sie in Procession mit ihrem Gotte wieder zurück, waschen ihn rein ab, und setzen ihn wieder in den Tempel dahin, wo sie ihn weggenommen haben; fallen vor ihm nieder auf die Knie und bitten, wegen ihrer begangenen Uebereilung auf das demüthigste, mit diesen Worten um Vergebung: „wir haben uns in der That ein „wenig übereilet; es ist aber auch dieses wahr, daß „du ein wenig zu langsam gewesen bist. Warum „hast du dir unsere Beleidigung zugezogen? was „geschehen ist, können wir nun nicht ändern. Jedoch, „wir wollen hiervon nicht weiter reden. Wenn du „das Vergangene vergessen willst; so wollen wir dir „auch einen neuen güldenen Rock anziehen.

Es

Es ist aber ein Glück für die Bonzen, wenn die betrübten Vorfälle, die ihnen öfters begegnen, nicht zuweilen die Leichtgläubigkeit des gemeinen Mannes überwinden. Ein Bürger in Nancking hatte eine kranke Tochter, und wendete sich mit einer Summe Geldes zu den Bonzen, damit sie ihm die Gnade, und den Schutz eines von ihm sehr gerührten Götzenbildes durch ihr Gebet erwerben möchten; welches denn auch die Bonzen ganz gewiß zu leisten versprachen. Das junge Frauenzimmer aber starb nichts destoweniger. Der Vater wurde hierauf in seiner Betrübnis so aufgebracht, daß er der Obrigkeit sein Schicksal mit den Worten klagte: „wenn der Geist vermögend ist, kranke zu heilen, so „ist es ja eine offenbahre Betrügerey, daß die Pfaf„fen mein Geld genommen, und meine Tochter „nichts destoweniger haben sterben lassen. Hat aber „das Götzenbild das vorgegebene Vermögen nicht, „worzu dient denn das Vertrauen, welches man „auf dasselbe setzt? weswegen nimmt es eine gött„liche Gestalt an? Ist es denn umsonst, daß wir „es anbeten, und das ganze Reich demselben opfert„? Dieser besondere Vorfall gelangte indessen vor den hohen Rath zu Pecking, welcher den Befehl gab, daß das Götzenbild, als eine in dem Reiche unnütze Gottheit, verbannet, sein Tempel verwüstet und seine Bonzen hart bestraft werden mußten.

Diese brauchen indessen zuweilen sehr harte Mittel, das Volk wieder zu dem vorigen Gehorsam ihrer Götzen zurück zu führen, oder sie in demselben zu bestärken. Einsmals hatten sie einen jungen Menschen gestohlen; und nachdem sie ihn in einen ei-

sernen Vogelbauer gesetzt, darinnen angebunden, und ihm einen Knebel ins Maul gethan haben, damit er nicht schreyen konnte; so zeigten sie ihn der Versammlung des Pöbels, an dem Ufer eines tiefen Flusses, mit den Worten: „Dieser junge „Mensch,„ „rief ein Bonze mit lauter Stimme,„ „ist bereit, sich aus göttlicher Ehrfurcht in dieses „Wasser zu stürzen. Wir haben ihm zwar erlaubt, „diesen Vorsatz auszuführen; allein er wird nicht „darinnen umkommen, sondern die mitleidigen „Geister werden ihn aufnehmen, und ihn denjenigen „Beystand leisten, welchen er nur erwarten kan. „In Wahrheit ist dieses das gröste Glück, welches „ihm nur begegnen kan. Hundert andere haben sich „schon bemüht, diese seine Stelle zu erlangen; allein „wir haben diesen vorgezogen, weil er es durch sei„nen Eifer und andere Tugenden verdient.„ Von ohngefähr reisete der Stadthalter der Provinz an eben dem Orte durch, die Rede des Bonzen machte ihn stutzig, er lies den jungen Menschen vor sich führen, so sehr sich auch die Bonzen widersetzten, und Verwünschungen ausstiessen. Da er denn von ihm selbst die Gelegenheit erfuhr, bey welcher sie ihn gestohlen hatten. Man ergrif also die Böswichter, und den Vornehmsten von ihnen ließ man in eben den Strom stürzen; die mitleidigen Geister aber bemüheten sich nicht, ihn zu retten. Die übrigen Mitschuldigen warf man in Gefängnisse, und strafte sie bald darauf so, wie sie es verdienet hatten.

Von dieser Beschaffenheit sind die Pfaffen des Fo; sie betrügen zwar den gemeinen Pöbel, was aber

aber die Vornehmsten, und Gelehrten anbetrift, so stehen sie bey ihnen in der äussersten Verachtung. Indessen giebt es doch welche unter ihnen, die da vorgeben, es sey dasjenige, was man von ihrer Lehre wisse, nur ein ziemlich plumper Begrif, welcher nur zu dem Ende zusammen gebracht worden sey, die ganz gemeinen Leute, wie auch die gemeinen Bonzen in etwas zu unterrichten, und diesen Lehrbegrif nennen sie den äusserlichen. Ausser diesem aber gäbe es noch einen innerlichen, welcher scharfsinnigen Geistern vorbehalten, und einer sehr grossen Vollkommenheit fähig sey. Indem sie nun die leichtgläubigen auf diese Weise hintergehen, so behalten sie dieselben immer in ihren Stricken, und zwar unter dem Vorwande, daß sie sie durch diesen geringen Unterricht zu den erhabnern Lehren nur vorbereiteten. Einige unter ihnen haben gar nachfolgendes nichtswürdige Geheimniß unter dem Pöbel gemein gemacht, welches darauf hinaus läuft.

„Der leere Raum, oder das Nichts ist der „Ursprung, und das Ende aller gegenwärtigen Din„ge: die Vermischung der Elemente, aus welchen „alle Geschöpfe zusammen gesetzt, sind ebenfalls aus „dem Nichts entstanden, und müssen auch wieder „in dasselbe zurück gehen; alle lebendigen, und leb„losen Geschöpfe sind nichts anders, als nur nach „ihrer Gestalt, und Eigenschaft verschieden; was „aber ihre Bestandtheile, und Ursprung anbelangt, „so stimmen sie alle miteinander überein.

„Dieser Erkenntnißgrund von allen Dingen „ist, ihrem Vorgeben nach, etwas sehr vortrefliches, „er ist vollkommen rein, unveränderlich, schön, ein„fach

„fach, und endlich, wegen seiner Einfachheit, die „Vollkommenheit aller Dinge. Er ist an sich selbst „vollkommen, und mithin in einer beständigen Ru„he, ohne Würksamkeit, ohne Vermögen, und Er„kenntniß. Ja was noch mehr, das Wesentliche „desselben bestehet darinne, daß man weder etwas „verstehet, thut, noch verlanget. Wollen wir daher „glücklich leben, so müßen wir uns nur beständig „bestreben, durch beständiges Nachdenken, und Sie„ge über uns selbst, diesem Erkenntnißgrund ähn„lich zu werden. In dieser Absicht müßen wir uns „angewöhnen, nichts zu thun, nichts zu verlangen, „durch nichts gerührt zu werden, und auch sogar „nicht einmal an etwas zu gedenken. Tugend und „Laster, Belohnungen und Strafen, die göttliche „Vorsehung, die Unsterblichkeit der Seele, alles die„ses kommt in dem vorerwähnten Lehrbegrif in keine „Betrachtung; sondern die ganze Heiligkeit bestehet „darinne, daß man aufhört zu seyn, und wieder in „sein voriges Nichts zurück gehet. Je ähnlicher man „also einem Klotze wird, desto vollkommener wird man „auch; kurz, die wahre Tugend und Glückseligkeit be„stehet in dem Mangel aller Empfindung, Unwürk„samkeit, Abwesenheit alles Verlangens, und Unbe„weglichkeit des Körpers, in der Vernichtung aller „Seelenkräfte, und in einer allgemeinen Einstellung „der Gedanken überhaupt. Ist man einmal zu die„sem glückseligen Zustande gelanget, so sind alle Ab„wechselungen, und Seelenwanderungen vollendet, „und man darf nicht zweifeln, daß man gar nicht mehr „vorhanden sey, wenn man eigentlich reden will; will „man aber alle Vollkommenheiten dieses Zustandes un-

„ter

„ter einem einzigen Worte begreifen, so kan man nur „sagen, man sey dem Gotte Fo ähnlich.„

Diese ausschweifende, und gottlose Lehre hat indessen zuweilen gar Anhänger bey Hofe gefunden, und der Kaiser Kanhong legte sogar die Regierung aus der Ursache nieder, um sich dergleichen elenden Gedanken desto besser zu überlassen. Indessen widersprach ein gewisser Chinesischer Weltweise diesem dummen Lehrbegriffe aus allen Kräften, schrieb und sagte: „der Mensch ist zum Denken, Urtheilen, Erkenntniß „und Ausübung der Tugend gemacht, will man sich „aber einer solchen Unempfindlichkeit, und Unthätig„keit überlassen; so wird dadurch alle Verbindlichkeit „der Gesellschaft aufgehoben, und der Mensch weit „unter die Thiere erniedriget.„

Von dem Confucius.

Die Gelehrten unter den Chinesern sagen nicht, daß ihr Weltweise Confucius eine Religion eingeführet, sondern, daß er nur die alte Religion in ihrer Reinigkeit erhalten habe. 1) Ueber dieses erheben sie seine Geburt durch allerley grosse Wunder, und sagen: die Engel sind vom Himmel auf die Erde herunter gekommen, dieses Wunderkind genauer zu betrachten, und haben eine himmlische Musick angestimmet. Ferner haben sich zween Drachen sogleich neben seine Wiege gesetzt, als er gebohren worden, und ihn bewachet.

Confu-

1) E. Kämpfers englische Uebersetzung seiner Japonischen Geschichte. B. 2. H. 3.
Confucius ist übrigens eben der Weltweise, dessen Gedächtniß die Japoner unter dem Namen Koosi feyern.

Confucius ist fünfhundert ein und funfzig Jahr vor Christi Geburt gebohren; einige aber setzen das Jahr seiner Geburt vierhundert drey und achtzig ebenfalls vor der Geburt unsers Heilandes. Sein Vater, welcher bald darauf starb, als er gebohren war, ließ ihn ein Kind des Schmerzens nennen. Die Chineser aber geben vor, er stamme gerader Linie von dem zweyten Geschlechte ihrer Kaiser her.

Der junge Confucius war indessen in einem solchen Alter schon ein Weltweiser, in welchem andere noch nicht einmal die Kinderjahre zurück geleget haben. Man bemerkte in ihm eine ausnehmende Liebe zur Tugend. Er war ernsthaft, hatte einen erhabenen Geist, und liebte seine Pflichten über alles. Gegen seine Angehörigen bezeigte er eine ungemeine Achtung, am allermeisten aber gegen seinen Großvater. Niemals genoß er eine Mahlzeit, ohne sich vorher vor dem höchsten Wesen nieder zu werfen, dasselbe anzubeten, und ihm diejenigen Speisen darzubiethen, welche er genieſſen wollte. Einsmals hörte er seinen Großvater seufzen, und fragte ihn in den Ausdrücken um die Ursache: „vielleicht besorgt ihr, daß eure Nachkommen die Tu„gend aus den Augen setzen, und euch durch ihre Laster „verunehren. „Der alte Greiß fragte ihn hierauf, „von wem er denn dergleichen Dinge gehöret hätte? „von euch selbst, „antwortete Confucius.„ Denn ich „achte mit allem Fleisse jedesmal auf alles genau, was „ich euch nur sagen höre, und ich habe zu mehrernma„len von euch vernommen, daß ein Kind, welches „durch seinen Lebenswandel die Ehre seiner Vorfahren „nicht behauptet, sondern ausartet, auch nicht verdie„ne, ihren Namen zu führen. Habt ihr vielleicht da-

mals

„mals an mich gedacht, als ihr dieses sagtet, oder ist „dieses vielleicht die Ursache, warum ihr betrübt „seyd? „

Als Confucius funfzehen Jahr alt war, so hatte er schon die vornehmsten Bücher gelesen, und sich daraus dasjenige ausgezeichnet, was er für sich nützlich erachtete. Als er das zwanzigste Jahr erreichte, so verheyrathete er sich, und zeugte mit seiner Ehegattin nach Verlaufe von 10 Monaten einen Sohn; bald hernach aber sonderte er sich von ihr ab, 2) um sich der Bemühung in der Weltweißheit ganz und gar zu überlassen. Indessen schlug er es doch nicht aus, Bedienungen anzunehmen, und den mühsamen Pflichten einer Obrigkeitlichen Person ein Genüge zu leisten. Während diesen seinen vielen Arbeiten, bekam er beynahe auf dreytausend Schüler; unter welchen er aber nur zwey und siebenzig vornemlich auszeichnete, und sie darzu bestimmte, seine Lehre allenthalben zu predigen, und die Sitten durch ihren Unterricht zu bessern. Aus dieser grossen Anzahl wählte er abermal zwölfe, welche die geschicktesten waren, und von ihrem Lehrer in vier Classen eingetheilet wurden. Die Bemühung der ersten Classe hatte den Zweck, die Tugend mehr empor zu bringen, und die Besserung des Herzens zu bewürken. Die zweyte legte sich darauf, scharfsinnig zu urtheilen, und ihre Urtheile geschickt vorzutragen: Die dritte befliß sich auf die Staatsklugheit, und genaue Erkenntniß, wie eine gute Regierung beschaffen seyn müsse: die Bemühung der vierten bestund endlich darinne, daß sie alles dasjenige in einer richti-

2) Chinesische Geschichte. B. 4.

richtigen, und zierlichen Schreibart auszeichneten, was nur die Tugend angieng.

Confucius glaubte, seine ersten Bemühungen müßten vornehmlich seinem Vaterlande gewidmet seyn, und eröfnete zu dem Ende seine moralische Schule in der Provinz Lu, und führte dadurch gar bald die güldene Zeit wieder ein. Die Handlung wurde durch Treu und Glauben unterstützt, und erhalten. Die Achtung gegen die Eltern machte die Verbindung der Geselligkeit in den Familien aus, und die Tugend regierte in aller Herzen. Daher sagt ein Chinesischer Schriftsteller: „Die Billigkeit sey damals so genau „beobachtet worden, daß man sich auch nicht einmal „unterstanden hätte, dasjenige aufzunehmen, was „man auf der Heerstrasse gefunden habe, wo es nicht „eben demjenigen zuständig gewesen wäre, der es „aufgenommen hätte; alle Bürger aber hätten so „freundschaftlich miteinander gelebet, als wenn sie „nur eine einige Familie gewesen wären.„

Der Ruhm dieses Weltweisen ist endlich auch bis zum Hofe gekommen, und man hat ihn in der Absicht an selbigen gezogen, daß er in der Würde eines ersten Ministers denselben sollte regieren helfen. Sein tugendhaftes Beyspiel aber hat eine geraume Zeit sowohl dem Kaiser, als andern Grossen, zu einem Muster gedienet. Die Verachtung des Reichsthums, und der Vergnüglichkeiten, die er predigte mißfiel den Weichlingen des Hofes, und Lieblingen des Kaisers gar bald; mithin unterliessen sie nichts, wodurch sie ihn bey dem Kaiser verhaßt machen konnten, und erreichten auch ihren Zweck würklich. Der Hof fiel darauf wieder in sein voriges weichliches Wesen, und

Verschwen-

Verschwendung zurück; Confucius aber rettete seine Tugend und Ehre, aus diesem Gewirre von Lastern. Nachdem er sich nun wieder in eine Einsamkeit begeben hatte, so fieng er wieder an, seine geliebten Schüler zu unterrichten, und sagte öfters zu ihnen: „Kein „Mensch sey so mächtig, daß er ihm schaden könnte, „und wenn man sich durch ein aufrichtiges Verlangen „nach der Vollkommenheit einmal gen Himmel erhaben „hätte, so dürfte man keine Unruhe ferner befürchten, „ja man dürfte nicht einmal auf das Geräusch hienie„den achten.„ Um sie aber desto mehr auf dem Wege der Tugend zu erhalten, so ermahnete er sie: „dem „Himmel zu gehorchen, ihn zu fürchten, ihm zu die„nen; den Nächsten als sich selbst zu lieben, sich zu „überwinden; die Leidenschaften aber der Vernunft zu „unterwerfen; nichts zu thun, nichts zu reden, und „auch nichts zu denken, was diesen zuwider sey.„ Das allermerkwürdigste von ihm aber ist dieses, daß er niemals eine Vorschrift zur Tugend ertheilet hat, welcher er nicht selbst auf das genaueste nachlebte.

Confucius ist drey und siebenzig Jahr alt geworden. Einige Zeit vor seinem Tode redete er von seiner Sittenlehre, die er hatte einführen wollen, in den Ausdrücken: „der Berg ist gefallen; eine grosse „Maschine vernichtet.„ In den letztern Tagen seines Lebens sagte er zu seinen Schülern folgende Worte: „„weil Könige nicht einmal meinen Vorschriften folgen, „so bin ich auch in der Welt nichts mehr nütze; mithin „ist es Zeit, daß ich sie verlasse.„ Diesem grossen Weltweisen hat man nicht eher Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als nach seinem Tode. Seine Schüler beklagten ihn mit den bittersten Thränen, und Könige er-

richteten ihm Tempel, deren Ueberschrift war: Dem grossen Lehrer, dem Heiligen, demjenigen, welcher mit einer ausserordentlichen Weisheit begabt gewesen; dem, welcher Kaiser und Könige unterrichtet hat.

Sittenlehre des Confucius.

1.) Die practische Sittenlehre hat zwey Hauptabsichten, die Besserung der Erkenntniß, und den Unterricht des Volks.

2.) Der eine von diesen Gegenständen erfordert eine genaue Einsicht des Verstandes in das Wesen der Dinge, damit er Gutes und Böses, Wahres und Falsches von einander unterscheiden könne, daß er die Leidenschaften mäßige; daß die Liebe zur Wahrheit und Tugend in dem Herzen stärker werde; und das Betragen gegen Beyde geziemend und rechtschaffen sey.

3.) Der zweyte Gegenstand erfordert, daß ein jedweder Bürger wisse, so wohl sich selbst, als seine Haußgenossen zu regieren, seinen Pflichten ein Gnüge zu leisten, einen Theil des Volks zu regieren, und sogar das ganze Reich.

4.) Der Weltweise ist derjenige, welcher eine gründliche Erkenntniß von vielen Dingen und Schriften hat, welcher alles der Vernunft unterwirft, und es nach derselben abmißt; endlich aber auf dem sichern Wege der Tugend, und Gerechtigkeit wandelt.

5.) Wenn man die Verstandeskräfte auf die Ergründung der Dinge verwendet hat, so werden auch dadurch so wohl die vornehmsten Absichten, als der Wille gereiniget, böse Neigungen aus der Seele entfernt, der Leib gesund erhalten, die Untergebenen

wohl regiert, die Pflichten genau erfüllet, die besondere Regierung gehörig verwaltet, das Reich wohl regieret, und alles in Ruhe erhalten.

6.) Was ist denn aber dasjenige, was der Mensch vom Himmel erhält? Die Erkenntniß der Natur. Die Uebereinstimmung aber oder Gleichförmigkeit mit der Natur, macht das Gesetz aus; die Sorgfalt aber, das Gesetz zu bestätigen, und sich ihm selbst zu unterwerfen, ist die Uebung des Weisen.

7.) Es ist eine gewisse Vorschrift, oder himmlische Verbindlichkeit, nach welcher sich alle richten müssen: Hierzu aber kommt noch eine menschliche Ergänzung, wenn man ihr verlustig geworden ist. Die himmlische Vernunft ist eine Gabe des Heiligen, deren Ergänzung aber des Weisen.

8.) Es ist nur ein einziger Erkenntnißgrund der Lebensregeln: dieser bestehet darinnen, daß man in allen Dingen aufrichtig zu Werke gehet, und sich von ganzen Herzen, und allen Kräften so beträgt, als es die allgemeine Wohlfarth erfordert, überhaupt aber niemanden etwas thut, was man nicht will, daß einem selbst geschehen soll.

9.) Den Menschen erkennet man, wenn man seine Handlungen, deren Zweck, seine Leidenschaften, in welchen er sich gefällt, und diejenigen Dinge überhaupt untersucht hat, auf die er sich befleißiget.

10.) Gemeinnützige Dinge muß man sogleich bekannt machen: denn sich deren Gebrauch allein vorbehalten wollen, ist eben so viel, als sich von der menschlichen Gesellschaft widerrechtlich trennen.

11.) Der Schüler muß zugleich die Ursache der Dinge lernen, sie untersuchen, drüber urtheilen, sie

überlegen, ihnen nachdenken; sich um einen Weisen bemühen, welcher ihm mehr Licht giebt; sich aber vornemlich vor der Verwirrung der Gedanken, und der Unbeständigkeit in seinen Betragen hüten.

12.) Die Tugend ist nicht allein in äusserlichen Dingen beständig.

13.) Die Tugend hat von demjenigen nichts nöthig, welches sie nicht jedermann zugleich mittheilen könne, und sie denkt auch nichts, was sie nicht sowohl sich, als aller Welt offenbahren könne.

14.) Der Tugend muß man sich aus keiner andern Ursache befleißigen, als tugendhafter Leute wegen.

15.) Ein vollkommener Mensch achtet jederzeit auf sich selbst.

16.) Es giebt drey Grade der Tugend; nemlich die Erkenntniß derselben, die Neigung zu derselben, und ihren Besitz.

17.) Ein rechtschaffenes Herz ist der Grund aller Tugenden.

18.) Die ganze Welt muß nach fünf Vorschriften regiert werden: die erste betrift die Gerechtigkeit zwischen den Regenten und seinen Unterthanen; die zweyte die Zärtlichkeit zwischen Eltern und Kindern; die dritte die Treue zwischen Eheleuten; die vierte die Unterthänigkeit unter Brüdern; und die fünfte die Einigkeit zwischen Freunden. Uebrigens aber giebt es drey Haupttugenden, die Klugheit, welche das Wesen der Dinge unterscheidet; die allgemeine Liebe, welche verlanget; die Herzhaftigkeit, welche unterstützt: ein rechtschafnes Herz aber gewähret sie.

19.) Die

19.) Die Gemüthsbewegungen sind andern unbekant: ist man daher klug, so muß man darauf bedacht seyn, daß sie niemanden ausser uns selbst, sichtbar werden.

20.) Die Tugend macht die Mittelstrasse aus; der aber, welcher diese überschreitet, hat die Tugend niemals berühret.

21.) Es giebt nur ein einziges schätzbares Wesen; und dieses ist die Tugend.

22.) Ein Volk kan mehr durch die Tugend, als durch Feuer und Schwerd ausrichten: und ich habe niemals ein Volk fallen sehen, welches sich auf sie gestützet hat.

23.) Den gemeinen Mann muß man mehr durch Beyspiele, als durch Lehren, erbauen; und auch nicht mehr von ihm fordern, oder ihm mehr auferlegen, als man selbst erfüllet hat, und ertragen kan.

24.) Der Weise ist sein eigner allerstrengster Richter, sein Zeuge, Ankläger, und Urtheilssprecher.

25.) Man hat alsdenn die Unschuld und Vollkommenheit berühret, wenn man sich überwunden, und diesen alten und ursprünglichen Zustand der himmlischen Gerechtigkeit, wieder erlangt hat.

26.) Die Faulheit macht Verschwender; eine unbesonnene Hitze aber ist dem guten eben so nachtheilig.

27.) Ein Vollkommener geht niemals Umwege, sondern den gemeinen Weg, und wandelt auf demselben ohne Abweichung.

28.) Der Rechtschaffene ist ein allgemeiner Mann.

29.) Das Mitleiden ist diejenige beständige und vernünftige Neigung, welche uns dem menschlichen Geschlechte so aufopfert, als ob es gleich einer einzelnen Person, mit uns allein zu thun hätte, und welches uns sowohl an seinem Unglücke, als Glückseligkeiten Theil nehmen läßt.

30.) Nur der Redliche ist berechtiget, zu lieben, oder zu hassen.

31.) Das Unrecht muß man durch Abscheu vergelten, die Wohlthat aber durch Erkenntlichkeit: denn hierinnen bestehet die wahre Gerechtigkeit. 1)

32.) Fallen, und nicht wieder aufstehen, ist eigentlich dasjenige, was den Fall ausmachet.

33.) Es ist eine Eigenschaft des unruhigen Geistes, wenn man andern was wünschet, was nicht in unsern Vermögen ist, oder sich gar widerspricht. 2) Der Vollkommene handelt seinem Stande gemäß, und strebt nach nichts, was ihm nicht gebühret.

34.) An dem, welcher die Weisheit übt, äussern sich folgende neun Eigenschaften: Scharfsichtigkeit, zartes Gehör, eine aufgeklärte Stirne, ein ernsthaftes Betragen, Wahrheit in Reden, Sorgfalt in seinen Handlungen, Ueberlegung in zweifelhaften Fällen, Untersuchung der Folgen bey der Rache, und dem Zorn.

Von

1) Die Gesetze, liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen, sind auch dem natürlichen Gesetze gemäß; indessen widersprechen sie doch dem gegenwärtigen Gesetze.

2) Einem andern das zu wünschen, was nicht in unserm Vermögen stehet, aber doch in dem Vermögen Gottes, oder anderer Menschen, ist eine ganz natürliche Gesinnung eines edelgesinnten Herzens.

Von der Secte Jukyo.

Auſſer dem, daß auf Befehl eines jähzornigen Kaiſers alle Bücher verbrannt, ſo ſind Kriegs- und Religionsunruhen, die abergläubiſchen Gebräuche des Betrügers Fo, und die Liebe zu Neuigkeiten, die Urſachen geweſen, daß die Wiſſenſchaften aus China verſchiedene Jahrhunderte ſo zu ſagen verbannet geweſen ſind. Unter dem Kaiſer aus dem Hauſe Song hat ſich die Gelehrſamkeit wieder angefangen, hervorzuthun, und verſchiedene unter den vornehmen Mandarinen fiengen wieder an, die Bücher des Confucius, und ſeiner Schüler, die nicht durch die allgemeine Feuersbrunſt vertilget waren, wieder auszulegen. Gegen das Jahr 1400. ernannte der Kaiſer Yonglo, welcher der dritte aus dem Hauſe Tayming war, vierzig Lehrer, welchen er den Befehl ertheilte, ein Glaubensbuch zu machen. Dieſe Gelehrten verfertigten ein Werk, unter dem Titel: Natur oder natürliche Weltweisheit; anſtatt aber, daß ſie ſich an die ächten und reinen Lehren der alten Weltweisheit hätten halten ſollen, die ſie doch auslegen wollten, ſo leiſteten ſie dieſe Erklärung ſo, wie es ihnen einfiel, und ihre beſondern Meinungen damit übereinſtimmten. Wie viele Dunkelheit in dieſem ihren Lehrbegriffe herrſcht, werden wir uns bemühen, in einem kurzen Auszuge, aus demſelben zu zeigen, welcher die Religion der heutigen gelehrten Chineſer enthält.

Die erſte Urſache aller Dinge, nennen ſie Tayki; obgleich dieſes Tayki, ſagen ſie, ein ſolches Weſen iſt, welches man nicht ausdrücken kan, auch von allen

Unvollkommenheiten der Materie befreyet ist, so kan man doch keinen Namen finden, welcher ihm anständig wäre. Weil nun die beyden Benennungen Tay und Ki, in der Chinesischen Sprache gleich den Gipfel eines Hauses bedeuten, so wollen sie doch damit, indem sie das höchste Wesen also nennen, so viel andeuten, daß Tayki in Vergleichung gegen andere Wesen, eben dasjenige, was der Gipfel in Betracht gegen andere Theile eines Gebäudes sey. Von jenem behaupten sie, es verbände, und erhalte alle Theile des Weltgebäudes, so, wie die Spitze die übrigen Theile des Daches verbindet, und zusammen hält. Sie vergleichen es auch dem Gipfel eines Baumes, oder der Axe an einem Wagen: und sagen, es sey die Axe, um welche sich das ganze Weltgebäude umdrehe, der Pfeiler, und die Grundveste aller würklichen Dinge. Auch fügen sie diese Worte hinzu: „Dieses Wesen ist nicht ein sol„ches eingebildetes Ding, wie der leere Raum der „Bonzen, sondern ein würkliches Wesen, welches eher „da gewesen ist, als alle Dinge. Es ist das vollkom„mene, und das unvollkommene sind Erde, Himmel, „und die fünf Elemente. Der Tayki ist ein unbeweg„liches Wesen, und beständig in Ruhe: so wie es sich umwendet, so bringt es den Yang hervor, welches eine ganz vollkommene, würksame, und in einer beständigen Bewegung sich befindende Materie ist. Ruhet es aber, so bringt es das In hervor, welches eine unvollkommene, und grobe Materie ist, die keine Bewegung hat. Durch die Vermischung dieser beyden Materien nun entstehen die fünf Elemente, welche durch ihre Vereinigung, und Temperament das Weltgebäude und alle verschiedene Körper erzeugt haben.

Hieraus

Hieraus entstehen alle beständige Abwechselungen aller Theile des Weltgebäudes, die Bewegung der Sterne, Unbeweglichkeit der Erde, Frucht- und Unfruchtbarkeit der Felder; von ihm rühren alle Veränderungen; allein es ist eine so unwissende Ursache, daß sie nicht einmal das Regelmäßige in ihren eigenen Würkungen erkennet.

Dieses Tayki ist indessen, ihrer Meynung nach, das allerreinste, und vollkommenste, unter allen ursprünglichen Wesen, und hat weder Anfang, noch Ende: es ist die Bildung, das Muster, und Quelle aller Dinge, das Wesen aller übrigen Geschöpfe; und die höchste Erkenntniß und Weisheit, die alles hervorbringt.

Hieraus erhellet, wie sehr diese Leute sich selbst widersprechen: indessen sind diese letzten Stellen die Ursache gewesen, daß sich die Chineser verbunden geglaubt haben, dem Tayki Tempel zu errichten.

Eine geringe Anzahl von Gelehrten ist nichts destoweniger unverbrüchlich bey ihren alten Grundsätzen geblieben. Aus diesen verschiedenen Meynungen aber entstund im Jahr 1710. ein hitziger Steit, welchen die Mißionarien entscheiden sollten. Ehe man sich aber erklärte, so forderte der Herr Maigret, apostolischer Stadthalter von Fokien, daß sich der Kaiser erklären sollte, ob er durch die Benennungen Tyen, und Schangti den Herrn des Himmels und nicht den körperlichen Himmel verstünde. Die Erklärung, welche der Kaiser in einem würklichen Edicte gab, war diese: „dem sichtbaren, und körperlichen Himmel bringen „wir unsere Opfer nicht, sondern vielmehr dem HErrn,

„Regenten des Himmels, der Erde, und aller Dinge. „Eben diesen Begrif verbinden wir auch mit dem Worte „Schangti, welchen wir auf unsere Tafeln schreiben, „vor welchen wir opfern. Dieses geschiehet aus einer „wahren Empfindung der Hochachtung, daß wir uns „nicht unterstehen, dem allerhöchsten Herrn einen Na„men beyzulegen; welcher ihm anständig seyn könnte. „Mithin ist es so gewöhnlich, ihn unter den Benen„nungen höchster Himmel, höchste Gütigkeit, oder „schlechtweg den Namen Himmel, oder auch allgemei„ner Himmel anzuruffen, auf eben diese Weise, wenn „wir Ehrfurchtsvoll von unserm Kaiser reden. Denn „anstatt, daß wir diesen mit seinen Namen benennen „sollten, so bedienen wir uns der Worte: Stuffen „des Throns, höchstes Gericht, seines Sitzes, und „dergleichen. Die Absichten, weswegen wir diese ver„schiedenen Benennungen gebrauchen, und ihre Bedeu„tungen, die wir damit verbinden, sind übrigens „einerley.„

Alle Gelehrte, welche indessen in diesem Punkte zu Rathe gezogen worden, schienen indessen nicht wenig stutzig darüber zu seyn, daß sie von den Europäern für so schwach am Verstande gehalten würden, ein so lebloses Wesen, als der sichtbare, und körperliche Himmel ist, zu verehren. Sie erklärten sich daher in folgenden Ausdrücken: wenn wir den Tyen, oder Schangti anruffen, so verstehen wir darunter den obersten Regenten des Himmels, den Schöpfer und Ursprung aller Dinge, den Geber alles Guten, welcher alles siehet, alles thut, und dessen höchste Weisheit die Welt regieret. Denn es wäre ja widersinnig, wenn wir glauben wollten, ei-

ne

ne Familie, Provinz, ein Reich könnte ohne einen unabhängigen Herrn regiert werden. Daher glauben wir ein weises, höchstes Wesen, welches die Welt mit einer Weisheit regieret, die eben so groß ist, als seine Gerechtigkeit.

Indessen dachten nicht alle Gelehrten auf diese Art, sondern viele näherten sich den Gründen anderer Lehrbegriffe, und bemüheten sich, dieselben mit den vorhergehenden zu vereinigen. Andere, so bald sie zu der Staffel eines Mandarinen gelangt sind, schienen die Meynungen anderer Secten anzunehmen, woran denn entweder die Vorurtheile der Erziehung in einer götzendienstlichen Familie, eigennützige Absichten, oder auch eine sträfliche Nachsicht gegen den gemeinen Mann, Ursache gewesen sind: und ob sie gleich den Götzendienst und abergläubigen Gesprächen des Fo widersprochen haben, so hat man doch vielfältig bemerkt, daß sie ihre Knie vor einer Menge kleiner Götzenbilder gebeuget, die ihre Weiber aus Ehrfurcht auf einen Altar an dem anständigsten Orte des Hauses hingesetzt haben. Diejenigen aber, welche noch so viel Standhaftigkeit haben, sich zu widersetzen, nehmen wenigstens an den eingebildeten, und thörichten Verfahren Antheil, womit sich ihre Weiber bemühen, künftige Dinge zu erfahren: und sie sind die ersten, welche die Bonzen holen lassen, und mit diesen allerley götzendienstliche Ceremonien verrichten, wenn einer von ihnen in Gefahr ist, daß er sterben will. Unterwerfen sie sich aber diesen abergläubigen Gebräuchen nicht, so ist es weit gefehlt, daß man sie für Philosophen halten sollte, weil man sie nicht einmal für rechtschaffene Bürger hält.

Von

Von den Gesetzbüchern der Chineser.

Weil die Chineser überzeugt waren, daß gute Ordnung und Ruhe die Hauptpuncte seyn, worauf man in einer Gesellschaft sehen müsse, so haben sie gleich anfänglich eine gewisse Regierungsform angelegt, und sich nachher bemühet, Mittel ausfündig zu machen, durch welche diese für aller Veränderung gesichert seyn möchten. Ihre erste Bemühung war, die Sitten und Gewohnheiten der Nation überhaupt in gute Ordnung zu bringen, und allerley Vorschriften der Höflichkeit und eines anständigen Wesens unter den verschiedenen Klassen einzuführen. Dieses ihr Vorhaben auf einen festen Fuß zu setzen, beschlossen sie, daß niemand zu öffentlichen Bedienungen entweder in den Staats- oder Kriegswesen gelangen sollte, ausser in so ferne er sich eine verhältnißmäßige Erkenntniß in der Sittenlehre, den Gesetzen, der Sprachen erworben habe.

Fünf Hauptpflichten machten die Sittenlehre dieses ehrwürdigen Volks aus; nemlich die Pflichten der Eltern und Kinder, des Fürsten und seiner Unterthanen, der Ehemänner gegen ihre Weiber, des ältesten Bruders, und seiner übrigen Geschwister, und endlich der Freunde. Will man diese Gründe, welche eben so alt sind, als die Monarchie, recht ausdehnen, so wird man die Regierung der Chinesischen Kaiser vollkommen kennen. Denn eben diese Gründe sind in ihren claßischen Schriften, oder Gesetzbüchern enthalten, in welchen die Sittenlehre, Gesetze, und Geschichte des Landes von der Zeit enthalten sind, da die Nation zusammen getreten ist, und eine bürgerliche Gesellschaft aufgerichtet hat.

Die

Die Anzahl der Canonischen, oder Gesetzbücher setzt man auf fünfe, welche denn aus eben der Ursache Uking, das ist, fünf Bücher, genennet werden. Diese machen so zu sagen die Heilige Schrift der Chineser aus: denn sie haben gegen diese Bücher eben diese Achtung, wie die Juden gegen das alte Testament, die Christen gegen das Neue und die Türken gegen ihren Coran. 3) Eine grosse Menge von Auslegungen mit Erklärung dieser fünf Bücher machen die Hauptbibliothek der Chineser aus, und unter diesen letztern Werken sind diejenigen vier Bücher die vornehmsten, welche Confucius und sein Schüler Mongtse geschrieben haben.

Der Uking enthält die canonischen Bücher der ersten Ordnung, und die Auslegungen machen die andere Ordnungen oder Classen aus. King aber bedeutet bey ihnen so viel, als eine erhabene gegründete, und unveränderliche Lehre, die aus unwidersprechenden Gründen hergeleitet sind. Der erste Theil des Uking heist so viel, als das Buch der Verwandelungen; „es ist durchgehends symbolisch, „und eine Tabelle von vier und sechzig doppelten „Figuren, deren jegliche aus drey Linien bestehet, „einer ganzen, und zwoen andern doppelten, oder „welche

3) So groß auch die Achtung der Chineser gegen ihre Canonischen Bücher immer seyn mag, so halten sie sie doch nicht für solche, die von Gott eingegeben sind; mithin wäre es nichts anders, als ein ziemlich grober Aberglaube, wenn sie gegen dieselben eine so grosse Hochachtung bezeigten, als die Juden und Christen gegen ihre heilige Bücher; denn die letztern würden nicht mehr so viel Hochachtung für sie hegen, wenn man ihnen beweisen könnte, daß diese Bücher nicht von Gott eingegeben wären, da sie doch solches glauben.

„welche in zwey Theile getheilet, und mit einander „parallel sind. Eine Figur zum Exempel bestehet „aus drey ganzen Linien; eine andere aus drey ge„brochenen Zeichen; eine dritte, aus zwey ganzen Li„nien, und einer in zwey Theile getheilten; eine „vierte aus zwey gebrochenen Linien, und einer „einfachen. Eben diese Bewandniß hat es mit al„len übrigen, welche vermöge ihrer Ordnung, und „verschiedenen Verbindungen, auch verschiedene Sa„chen, oder Begriffe ausdrücken, welche Fohi ihr „Erfinder, und Stifter der Chinesischen Monarchie, „damit so hat verbinden wollen, wie er für gut be„funden. Dieses sind nicht sowohl hieroglyphische Fi„guren, als vielmehr willkührliche Zeichen der Din„ge.„ Man darf nicht zweifeln, daß die ersten Chineser sich viele Mühe gegeben haben, dieses Geheimnißvolle Werk zu erklären: und eine wie grosse Menge von Auslegern hat man nicht, die diese besondere Zeichen haben erklären wollen, die vielleicht gar nicht erkläret werden können? Der Kaiser Venvang, welcher ohngefähr achthundert Jahr nach dem Fohi lebte, unterstund sich, sie zu erklären: sein Sohn Scheukeug fügte auch seine Erklärung mit allem Fleisse hinzu; allein die Werke dieser beyden Herren macheten dieses Geheimnißvolle Buch noch viel dunkler, als es vorher war. Endlich kam Confucius, und dieser grosse Weltweise zog ohne Bedenken den Vorhang von diesem Texte weg, erklärte die beyden Auslegungen der gedachten Kaiser, und vertrieb alle Dunkelheit dieser rätzelhaften Linien. Er sahe ein, oder glaubte vielmehr, einzusehen, daß Jking eine erhabne Lehre bedeutete, die er durch die Na-

tur

tur der Weisen, der Elemente und ihrer Eigenschaften erklärte, von welchen die Gründe der Sittenlehre, und Staatsregierung sowohl, als überhaupt alle wichtigen Geheimnisse ihre Dauer erhalten müßten. Indessen war Confucius mit dieser seiner Arbeit so wenig zufrieden, daß, als er schon zu einem hohen Alter gelanget war, er sehnlich wünschte, nur noch einige Jahre zu leben, um dieses Werk ganz und gar umzuschmelzen, und ihm eine andere Gestalt zu geben, damit es, als ein wahres Canonisches Buch, angesehen werden könnte; vornemlich, weil, nach den Zeugnissen der gelehrten Chineser, die gezeichneten Linien des Fohi symbolische Zeichen sind, die leicht falsch erkläret und gemißbrauchet werden können, und die erwähnten beyden Auslegungen von der Art sind, daß sie noch viele Dunkelheit und Schwierigkeit darinne zurücklassen, die gar nicht überwindlich sind. Daher darf man sich nicht wundern, daß aus einer so dunkeln als unreinen Quelle, ungemein viele Irrthümer und Aberglaube entstanden sind; besonders, da die seyn wollenden Lehrer, oder Ausleger den Text zu dem Ende verfälschet haben, um aus diesen Verfälschungen ihre eingebildeten Prophezeyungen, und die Gründe der Zauberey herzuleiten. Daher ist der Nahme entstanden, welchen man dem Iking nachher gegeben, und es das Narrenbuch genennet hat.

So wenig nun die Chineser sich fähig erkannt haben, aus dem Iking einen vernünftigen Verstand zu bringen, so viel Hochachtung faßten sie gegen dasselbe, und gegen den Fohi als Verfasser desselben zugleich. Der erste Regente des Volks, dieser Prinz

war

war also zugleich der Vater der Wissenschaften, und Staatsklugheit; und die Erzählungen von einer gewissen Art des Wunderwerks versiegelte diese seine erworbene Ehre. Er gab vor, er habe diese Linien, welche sich nicht erklären liessen, nach derjenigen Vorschrift gezogen, die er auf dem Rücken eines Drachen bemerket hätte, der aus einem grossen See hervorgestiegen wäre; und dieses ist die Ursache, weswegen die Kaiser einen Drachen in ihren Wappen führen. Zu diesem vorgegebenen Wunder fügt man noch hinzu, daß der Jking bey der allgemeinen Verbrennung der Bücher unter der Regierung des Jsiaschibangti übrig und unverlezt geblieben sey. Daher wird er für ein göttliches Buch gehalten, und Vorzugsweise das Buch genennet; ob es gleich vielleicht nichts anders enthält, als eine ungeschickte Sammlung durch ein blosses ohngefähr hervorgebrachter Linien, die auf zweyerley Art in allen möglichen Verbindungen geordnet, oder zusammengesetzt werden können.

Das zweyte Canonische Buch heist Schuking oder Schangschu, und ist dasjenige, welches die Geschichte alter Zeiten enthält. Es hat sechs Theile: die ersten beyden begreifen die vornehmsten Begebenheiten unter der Regierung des Kaisers Yan, Schun und Yu. Dieser ist der Stifter des Hauses Ya, welches die erste kaiserliche Linie ausmachet, und zwey tausend zwey hundert Jahre vor Christi Geburt ihren Anfang genommen hat. Der dritte Theil nimmt mit dem Kaiser Schington seinen Anfang, welcher siebzehn hundert sechs und siebenzig Jahr vor Christi Geburt lebte. Die drey letzten Theile begreifen die Geschichte der dritten Linie, deren Stifter Yuvang ist,

und

und gehet bis ohngefähr auf das Jahr zweyhundert neun und vierzig vor Christi Geburt.

Das dritte Canonische Buch ist eine Sammlung von Liedern, Gesängen und andern poetischen Stücken, von welchen Confucius viel Wesens macht; doch aber mit Grunde einige schmutzige Verse herauswirft, weil er glaubt, sie seyen erst in den folgenden Zeiten hinzugesetzt. Diese gesammleten Stücke enthalten eine Beschreibung einiger Gewohnheiten, und Gebräuche der ersten Jahrhunderte der Monarchie. Man findet in denselben viele Lebensregeln, alte Sinnsprüche und Lobeserhebungen grosser Männer, welche noch gegenwärtig bey hohen Festtagen abgesungen werden.

Das vierte Canonische Gesetzbuch der ersten Ordnung, welches Schunrsyu genennet wird, soll von dem Confucius verfertiget worden seyn, wie einige vorgeben; wovon sie aber keinen Beweiß beybringen. Es enthält die Lebensbeschreibungen der Thaten von zehn Kaisern, deren Tugenden und Laster genau geschildert sind.

Das fünfte und letzte Canonische Buch ist der Liki, und enthält die Gesetze und Pflichten, die bey den Gottesdienstlichen Gebräuchen, und in dem bürgerlichen Leben, beobachtet werden müssen. Dieses wird auch von einigen dem Confucius zugeschrieben, die meisten aber halten dafür, Schuschong der Bruder des Kaisers Vuvang sey der Verfasser desselben. Dieses ist eine Sammlung der Werke verschiedener Schriftsteller, und es wird in demselben, von den Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern, der Weiber gegen ihre Männer; der Freundschaft, der Höflichkeit bey Gastereyen,

reyen, dem Gastrechte, und denen dabey üblichen Gebräuchen, den Leichenbegängnissen; ferner von den Pflichten im Kriege, von der Music; und überhaupt von vielen andern Dingen mehr, gehandelt, welche in dem geselligen Leben einigen Nutzen oder Annehmlichkeit haben. Weil nun diese starke Sammlung in der grossen Bücherverbrennung zugleich mit untergegangen ist, einige Blätter ausgenommen; so zog man die Nachrichten alter Leute zu Rathe, um die Lücken wieder auszufüllen; wodurch aber ohne Zweifel viele Dinge mit hineingemischet sind, die theils nicht dazu gehören, theils auch nicht wohl zusammen hängen. Dieses gestehen die Chineser ein, und lesen daher den Liki nicht anders, als mit vieler Vorsichtigkeit.

Die Canonischen Bücher der zwoten Ordnung sind von dem Confucius oder seinen Schülern, und an der Zahl viere. Das erste hat den Nahmen Thayhya, oder die grosse Wissenschaft. Es handelt von allen Theilen der Regierung, von der Beständigkeit in dem höchsten Gute, und der Uebereinstimmung der Handlung mit der gesunden Vernunft. Der Entwurf von Lehren aber, welche Confucius den Menschen vorschreibt, bestehet darinne: untersuchet die Natur der Dinge, und strebet nach der Erkenntniß des Guten und Bösen, damit ihr jenes lieben, und dieses verabscheuen möget; verbindet mit der Aufrichtigkeit des Herzens ein gehöriges Betragen in den äuserlichen Sitten; denn dieses sind wesentliche Puncte, von welchen die Ruhe so wohl des Reichs, als einer jedweden Familie abhänget.

Das zweyte Buch ist das unveränderliche Mittel und bestehet aus drey und dreyßig Artickeln. Durch

dieses

dieſes Mittel verſtehet Confucius diejenige Mäßigung, worinnen eigentlich die Tugend geſetzt wird, und welcher Regel man in allen Dingen nachleben muß, vornehmlich aber diejenigen, deren Beruf die Regierung des Staats iſt. Hierüber drückt ſich Confucius folgender maſſen aus: „das Geſetz des Himmels, oder „des höchſten Weſens, iſt der menſchlichen Natur ein„gepräget und das Licht der Vernunft iſt derjenige Füh„rer, welchem der Menſch folgen muß ⁂ will man „zu der Vollkommenheit dieſes Mittels gelangen, ſo „iſt es eben nicht nöthig, daß man ſeinen Leib caſteyet, „oder allerley hohe, und ſchwere Dinge unternimmt; „ſondern ſich nur der Ausübung der Tugend befleiſ„ſiget.„

Das Buch der Sinnſprüche iſt das dritte der zwoten Ordnung. Dieſe haben vornemlich die Tugenden, guten Werke, und die Regierungskunſt zum Gegenſtande, und ſie ſind wenigſtens eben ſo klar und deutlich, als die Sinnſprüche der ſieben griechiſchen Weiſen. Confucius ſagt zum Exempel in demſelben: „Ein Schmeichler kan ohnmöglich tugendhaft ſeyn; der „Weiſe darf ſich eben nicht darum bekümmern, ob er „den Menſchen bekannt ſey, oder nicht, nur hat er es „zu bedauern, daß er ſie nicht ſattſam kennet; daß der, „welcher böſen Secten Beyfall giebt, wie z. E. der Sec„te Haſchang, und den Bonzen des Fotſe nicht nur ſich „ſelbſt, ſondern dem ganzen Reiche nachtheilig handelt. „(Dieſes kan Confucius wohl nicht geſagt haben, weil „dieſe Secten erſt nach ihm entſtanden ſind;) daß die „wahre Weisheit diejenige ſey, welche uns von den Al„ten, und von der geſunden Vernunft gelehrt wird; „daß ein Weiſer nach nichts ſtrebe, als nach der Schönheit

„der Tugend, der Thor aber auf nichts denke, als auf „Wollust, und Bequemlichkeit dieses Lebens. u. d. gl.„

Das vierte Buch handelt von einer weisen Regierung, und es wird in demselben bewiesen, daß die Ruhe in einem Reiche, mehr von Beyspielen der Tugend, als der Gewalt der Waffen abhänget.

Unter die Canonischen Bücher der zwoten Ordnung setzet man auch dasjenige, welches Kyoking genennet wird, und so viel heist, als kindliche Hochachtung. In demselben wird bewiesen, daß keine Tugend so nöthig, und so erhaben sey, als der kindliche Gehorsam, und kein Laster so abscheulich, als der Ungehorsam: welcher Vorschrift die Prinzen sowohl, als die Unterthanen nachleben müssen. Nur wird hier eine einzige Ausnahme gemacht, welche darinne bestehet, daß Kinder ihren Eltern, und Dienstboten ihren Herren in solchen Dingen nicht gehorchen dürfen, welche der Gerechtigkeit, und der Höflichkeit widersprechen.

Das sechste, und letzte Canonische Buch enthält den Unterricht für die Jugend, und ist eilfhundert und funfzig Jahr nach Christi Geburt geschrieben. Es handelt von öffentlichen Schulen, von der Ehre, welche Kinder ihren Eltern, den Landesherren, obrigkeitlichen und alten Personen erweisen müssen; ferner von den Pflichten der Eheleute; der Bildung des Herzens, den Leibesübungen, und dessen Betragen; ferner von Essen, Trinken, und Kleidung.

Dieses sind die Bücher der Chineser, welche in der That vortrefliche Vorschriften der Sittenlehre enthalten. Glückselig wäre dieses Volk, wenn es nicht nur diese Sittenlehre gelobt und angenommen, sondern sie auch würklich ausgeübet hätte. Noch

weit

weit glückseliger wäre es, wenn es sich diejenige geoffenbahrte göttliche Erkenntniß zu Nutze gemacht hätte, die ihm geprediget ist!

„Obgleich die classischen Bücher und vornehmlich der Schaking, sagt der P. Du-Halde (in seiner „Chinesischen Geschichte im dritten Bande, S. 13.) „die Furcht gegen das Tyen sehr anpreisen; ob sie „gleich die menschlichen tugendhaften Seelen in der „Ordnung nach dem Schangti setzen; so siehet man „doch nicht, daß sie deutliche Begriffe von den „ewigen Strafen in jenem Leben gehabt haben.

„Eben so wenig findet man darinne etwas „deutliches, und klares von dem Zustande der Seelen nach dem Tode; sie haben hiervon keinen genauen Begrif gehabt, der so beschaffen wäre, wie „er der Wahrheit gemäß ist. Indessen kan man doch „nicht zweifeln, daß sie glauben, die Seelen bleiben „unsterblich, wenn sie gleich vom Leibe getrennet „sind. Denn ohne Zweifel glauben sie, was Confucius von der Erscheinung der Geister lehret.

„Denn dieser Weltweise erzählte denenjenigen „von seinen Schülern, mit welchen er am vertrautesten umgieng, daß er seit einigen Jahren den berühmten Tschevakug, einen Sohn des Ouvoog, „welchem das Reich sehr viele schöne sittliche Lehren „zu verdanken hatte, zu mehrern malen im Traum „gesehen habe. Und es ist merkwürdig, daß der gelehrte Eschahi, welcher unter der Regierung des „Song berühmt gewesen ist, als er gefragt wurde, „ob Confucius von einem Traum, oder einer würklichen Erscheinung reden wolle, so gleich, und ohne

„ne sich lange zu besinnen, geantwortet hat, es sey „von einer würklichen Erscheinung die Rede.„

Indessen darf man nicht glauben, daß alle Chinesische Gelehrte, ob sie sich gleich aus Hochachtung zu diesen classischen Büchern bekennen, in der Erklärung der darinnen befindlichen Lehren vollkommen übereinstimmen; am wenigsten aber kan man glauben, daß sie die Sittenlehre in denselben allerseits annehmen: wovon man den P. Du-Halde und Couplet, deren Ansehen in diesem Puncte viel Glauben verdienet, ausführlicher nachlesen kan, welche viele der Gotteslängnung beschuldigen, und fast alle ungemein ausschweifender und gottloser abergläubischer Gebräuche. S. Du-Halde Chinesische Geschichte im dritten Bande von S. 29-64 und Couplet, im Artikel Confucius p. 54. 62.

Von den Opfern.

Opfer zur Ehre des Confucius.

Die Chineser haben eine Art gottesdienstlicher Uebungen zur Ehre des Weltweisen Confucius eingeführt. Denn dieser grosse Gelehrte hat seinen Tempel in einer jedweden Stadt des Reichs: seine Bildsäule stehet an einem sehr erhabenen Orte oben auf einem Altare, wo man ihm verschiedene Opfer bringet. Es sind nicht nur gewisse Priester, die ihm opfern müssen, sondern die Kaiser selbst, wie auch die Mandarinen, und Gelehrten. Mit güldenen Buchstaben sind die Worte unten an seine Bildsäule geschrieben: „dies ist der Thron der Seele des heili„gen, und sehr vortreflichen Lehrers Confucius.„

Man

Man opfert ihm nicht nur Brod, Wein, Wachsfackeln, Räucherwerk, und dergleichen, sondern zuweilen auch einen Schöps, ein Stück Taffent, welches man verbrennet, und andre Dinge mehr. Alle Magistratspersonen in jeglicher Stadt versammeln sich in diesem Tempel, in den Tagen des neuen und vollen Mondes; die solennen Opfer aber werden jährlich zweymal im Frühling und Herbste um die Zeit gebracht, wenn Tag und Nacht gleich sind.

Der Kaiser, oder Stadthalter des Orts, welcher das Opfer verrichten muß, begiebt sich, in Begleitung der Mandarinen, und Gelehrten, in den Vorhof des Tempels, und untersucht diejenigen Opfer, welche geopfert werden sollen; da indessen einige ihre Wachsfackeln anzünden, und das Räucherwerk auf die Kohlen werfen. Alsdenn wird das Opfervieh, unter dem Schall und Gesängen der Music geschlachtet; das Blut in gewisse Gefässe aufgefangen, und mit der abgeschornen Wolle geht man in Procession vor die Thür des Tempels, und begräbt sie daselbst. Wenn das Fleisch des Opferviehes blos ist, so ruft der Ceremonienmeister mit lauter Stimme: „daß sich der Geist des grossen Confucius herabsenket,„ worauf denn zugleich derjenige, welcher opfert, ein Gefäß mit Wein aufhebt, und es über eine Bildsäule von Stroh mit den Worten ausgiesset: „O Confucius, deine Tugenden sind groß, bewundernswürdig, und vortreflich, wir bringen dir sämtlich dieses Opfer zu dem Ende, damit sich dein „Geist zu uns neige, und uns mit seiner Gegenwart erfreue: denn alles das, was wir dir bringen, ist rein und „ohne Tadel.„ Der Ceremonienmeister sagt darauf:

„Lasset uns auf unsere Knie fallen;„ und bald darauf: „Lasset uns aufstehen.„ Hierauf lässet sich die Music hören, und der, welcher das Opfer verrichtet, fällt abermal auf seine Knie, und reichet in einem Gefässe ein Stück Zeuch, und ein anderes voll Wein dar. Nachdem das Stück Zeuch verbrannt ist, und das Gefäß mit dem Wein in die Höhe gehoben, so sagt er: „der Geist des Confucius ist über alle Geister der Heiligen voriger Zeiten erhaben. Dieses Opfer, und „Stück seiden Zeuch sind zu seinem Opfer bestimmet:„ „O! Confucius, alles das, was wir dir bringen, ist „deiner unwürdig! Der Geschmack, und der Geruch „dieser Speise, welche wir dir darbieten, haben nichts „vorzügliches; wir bringen es dir aber zu dem Ende, „damit uns dein Geist hören möge.„ Nachdem diese Götzendienstliche Uebungen vollendet sind, und der Opferpriester von demjenigen gebeten worden, welcher die Aufsicht hat, daß er das Gefäß mit Wein nehmen soll, so spricht er zu ihm die Worte: „Trinket den Wein der „Glückseligkeit, des Glückes, und fortdauernden Glückseligkeit.„ Die Umstehenden treten alsdenn herzu, und man giebt ihnen alsdenn denjenigen Wein zu trinken, und das Fleisch zu essen, welches man geopfert hat: die ganze Feyerlichkeit aber wird mit diesem Gebete beschlossen: „dieses Opfer haben wir mit „Vergnügen gebracht, und wir versprechen uns „dargegen allerley Gnade, Gutes, und Glückseligkeit.„

Opfer zur Ehre der Vorfahren.

Dieses Opferfest wird jährlich den 15. August gefeyert. Man liest über dem Eingange desjenigen Tempels,

Tempels, welcher zu eben dieser Feyerlichkeit gebauet ist, die Worte mit güldenen Buchstaben: Tempel der Vorfahren. In dem Vorhofe, ehe man hinein gehet, werden sechs Tische gestellet, und auf diese, das zum Theil zubereitete, zum Theil rohe Opferfleisch geleget, nächst diesen allerley Früchte, Blumen, und Kohlpfannen, in welchen die köstlichen Räuchwerke verbrannt werden. Inwendig ist der Tempel mit Schildereyen, oder Gemählden der Vorfahren, und der Voreltern ausgezieret. In dem Vorhofe erblickt man einen grossen Baum, welcher mit Goldpapier behänget ist, und so lange brennen muß, als die Opferung währet, übrigens aber mit einem Teppiche bedeckt ist, und dieser abermal mit Goldpapier, welches in lauter kleine runde Stückgen geschnitten ist, welche die Grösse eines Pfenniges haben, von welchen die Chineser glauben, sie würden in der andern Welt zu würklichen Goldstücken, und dienten zu einem Lösegelde der Seelen ihrer Vorfahren. Diese Feyerlichkeit nimmt mit dem Niederknien, und Niederwerfen vor den Tafeln, und Schildereyen ihren Anfang: der Opferer reichet darauf dem Wein, und das Fleisch dar, und nachdem dieses geschehen ist, so lässet er die Versammlung mit den Worten wieder aus einander gehen; „wisset, daß „ihr allerseits, die ihr bey diesem Opfer gegenwärtig „gewesen seyd, euch darauf verlassen könnet, viele Vor„theile von euren verstorbenen Voreltern zu erhalten, „und zwar wegen der Ehre, die ihr ihnen durch „das gegenwärtige Opfer erwiesen habt: ihr werdet „wiederum geehret werden, lange leben, und aller„ley leibliche Wohlthaten geniessen.„

Uebrigens müssen wir noch anmerken, daß der mit Papier, und kleinen dünnen Stückgen Holze behangene Baum darzu dienen soll, die abgeschiedenen Seelen der verstorbenen zu erleuchten, und daß ehe das Opfer angehet, die Umstehenden ein dreyfaches unverständliches Geschrey anheben, welches einem Seufzen ähnlich ist.

Es giebt einige Gegenden in China, wo in den Tempeln nachfolgende Art des Opfers gebracht wird: Man siehet auf zween Altären, die gegen einander über sind, die Bildnisse eines alten ehrwürdigen Mannes, und wo, wenn das Opfer angefangen ist, man in einem hölzernen Gefässe dem Volke einen Ziegenkopf vorsetzet, an welchem noch die Haut und Haare sitzen, dessen Hörner vergüldet sind. Auf was für Art dieser abergläubige Gebrauch aber erkläret wird, oder was er bedeuten soll, das finde ich bey keinem Schriftsteller.

Die Chineser opfern auch den Geistern ohngefehr auf eben die Art; und haben drey verschiedene Gattungen derselben. Den Schangti, oder Obersten König, welchem sie die höchste Ehre erweisen, den Erdgeist, welcher nichts anders ist, als die körperliche Erde, und dieser macht die zweyte Gattung aus. Der dritte Geist aber ist derjenige, von welchem der Mensch getrennet wird, wenn er stirbt: weil, ihrer Meinung nach, der geistige Theil sich von dem irrdischen, oder körperlichen trennet. Die Kaiser opfern dem Himmel, und der Erde, und ihre Opfer bestehen in Ochsen, Schaafen, und Schweinen. Die tributbaren Prinzen, wie auch die Vicekönige opfern den Geistern des Königreichs, und der Prinz nebst seinen

seinen Unterthanen, opfern ohne Unterscheid ihren Vorfahren bis auf das vierte Glied; nach diesem aber ist man nicht mehr vermögend, seine eigenen Verstorbenen von andern zu unterscheiden. Ausser den öffentlichen Opfern aber, bringen die Chineser auch deren in ihren eigenen Häusern, jegliche Monate zweymal vor den Bildern ihrer Vorfahren, Opfer, obgleich lange nicht auf eine so feyerliche Art, als die wir eben beschrieben haben. Uebrigens hat man in einer jeden Chinesischen Stadt einen Tempel, welcher den fünf ersten Kaisern, und andern grossen Männern geweihet ist, welche um das gemeine Wesen grosse Verdienste haben, welche zu ehren, man ebenfalls opfert. Ja man erweiset den Kaisern sogar die Ehre, daß man sie vergöttert, so bald sie gestorben sind; und zwar aus der Ursache, weil der gemeine Mann glaubet, daß sie durch den Tod die Kraft erlangen, denenjenigen beyzustehen, welche sich zu ihnen wenden, und sie um Hülfe ansprechen. Wenn aber die Kaiser gleich noch leben, so hängt doch ihr Bildniß in einem jedweden Tempel, vor welchen man opfert, auf die Knie fällt, und unter welchen die Worte mit güldnen Buchstaben stehen: „Es lebe der Kaiser von China viele „tausend Jahre.„

Fünftes Hauptstück.

Von den Festen der Chineser.

Das Fest des Siegelschlusses, welches zu Anfange des Jahres gefeyert wird.

Dieses Fest hat seinen Namen von der Verschliessung der Siegel, weil der Kasten, worinnen dieselben bey jeglichen Gerichte verwahret werden, mit einer grossen Feyerlichkeit verschlossen wird. Es fällt in das Ende des zwölften Monats, und zwanzig Tage, nach dem ersten Monate des folgenden Jahres. Alsdenn werden alle gerichtliche Sachen eingestellet, und die Gerichtspersonen haben nichts zu thun: das Volk besucht einander, beschenkt sich, und ist in dem ganzen Reiche vergnügt. Die Untergebenen erweisen ihren Obern allerley Dienstleistungen, die Kinder ihren Eltern, die Dienstbothen ihrer Herrschaft, und diese Gebräuche nennen sie das Abschiednehmen von dem verfloßnen Jahre. Des Abends versammeln sich alle Hausgenossen, und stellen eine stattliche Gasterey an. Um diese Zeit aber darf kein Fremder einen Chineser besuchen, wenn er auch sein vertrauter Freund wäre: denn man würde ihn aus der Ursache nicht aufnehmen, weil man besorgt, er möchte ihnen alles dasjenige Glück entwenden, was sie von dem neuen Monde erwarten. Daher sind alle Hausthüren bey ihnen verschlossen: den folgenden Tag aber ist man nicht mehr so sehr besorgt, sondern jedermann wird von den Familien wohl aufgenommen, und man sucht ihm auf mancherley Art die Zeit zu vertreiben.

So wie man sich nun bemühet, einen glücklichen Tag zu wählen, an welchem die Siegel verschlossen werden, auf eben die Weise wählt man auch einen solchen, da sie wieder geöfnet, und hervor genommen werden. Das mathematische Gericht, welchem die Pflicht obliget, die Tage zu wählen, hat dieselben schon lange vor dem Verlaufe des alten Jahres bestimmet: und was sie beschlossen haben, wird in allen Provinzen kund gethan. Alsdenn aber wird das Fest der Verschliessung, und Wiedereröfnung der Siegel zu eben der Stunde in dem ganzen Reiche gefeyert.

Von dem Feste des Ackerbaues.

Das Fest des Ackerbaues führt seinen Ursprung von einem Kaiser, Namens Venti her, welcher ohngefehr hundert und achtzig Jahre vor Christi Geburt gelebt hat. Es wird nicht nur zu Peking, sondern in allen Provinzen des Reichs, alsdenn mit grossen Feyerlichkeiten begangen, wenn die Sonne die Helfte des Wassermannes durchlaufen hat. Der oberste Mandarine wird alsdenn mit Blumen geschmücket, von einer grossen Menge Musicanten, und vielen andern mit Fackeln begleitet, die mit Blumenkränzen, seidenen Fahnen aufgezogen kommen, und andern, welche holzerne Bildsäulen, und Gemählde tragen, die allerley alte Historien von dem Ackerbaue vorstellen, mit welchem Gefolge denn der Mandarine in Proceßion aus demjenigen Thore der Stadt ziehet, welches gegen Morgen ist. Alle Strassen sind mit reichen Tapeten behangen, und prächtigen Triumphbögen geschmücket. Mitten in diesem Gefolge tragen vierzig Männer eine aus Thon gemachte, in Feuer gebrannte Kuh, welche so

schwer

schwer ist, daß sie unter der Last untersinken möchten Auf dieser ungeheuern Statue, sitzt ein junger lebendiger Mensch mit einem Bein blos, und über das andere einen Halbstiefel gezogen, welcher den Ackergeist vorstellen soll, hinterher aber folgt eine Menge Bauern mit allen ihren Werkzeugen, die sie zum Feldbaue gebrauchen. Uebrigens muß man bemerken, daß alles dieses sinnbildlich ist. Die Schläge, welche der erwähnte junge Mensch der Kuh giebt, bedeuten die unermüdete Arbeit der Bauern in ihrem Ackerwesen; seine Beine, deren eins blos, das andere aber mit einem Halbstiefel bedecket ist, die wenige Zeit, welche sie sich zum Anziehen nehmen, und die Geschwindigkeit, mit welcher sie ins Felde gehen, dasselbe zu bearbeiten. Der Mandarine aber gehet beständig gegen der Sonnen Aufgang, gleichsam, als ob er die angehende Jahreszeit empfangen wollte; und wenn er bey dem Thore der kaiserlichen Burg angelanget ist, so steket er stille. Alsdenn nimmt man der Kuh diejenigen Blumen ab, womit sie geschmücket war; öfnet ihr den Bauch, und nimmt aus demselben eine grosse Menge kleiner Kühe heraus, die ebenfalls von Erde gemacht, und gebrannt sind. Diese vertheilt der Kaiser unter die vornehmen Herren des Hofes, und seine Lieblinge, um sie dadurch zu erinnern, mit wie vielen Fleisse sie auf Mittel denken sollen, den Ackerbau empor zu bringen, und durch ihr Beyspiel die Unterthanen zu ermahnen, daß sie keine Gegend des Reichs Brach liegen lassen, noch sich dem Müßiggang ergeben sollen.

Ehedem zog der Kaiser an eben diesem Tage mit einem Pfluge in eigner Person öffentlich auf, und buck von demjenigen Korne, welches er durch seine

eigene

eigene Arbeit gebauet hatte, ein Brod, welches geopfert wurde; gegenwärtig aber feyert er dieses Fest innerhalb seinem Pallaste.

Der Kaiser bereitet sich zu dieser Arbeit mit einem dreytägigen Fasten, und einem Opfer, welches er dem Schangti bringt, um eine gesegnete Erndte zu erhalten. Drey Prinzen und neun Präsidenten aus den vornehmsten Gerichten müssen ihm nacharbeiten. Man wählet fünf verschiedene Arten von Getreyde, welche alle übrige vorstellen, nemlich Roggen, Reis, Bohnen, und zweyerley Arten von Hirsen. Den vier und zwanzigsten Tag des zweyten Monats begiebt sich der Kaiser in seinem Feyerkleide an denjenigen Ort, welchen er besäen muß. Er nimmt den Pflug, pflüget mit demselben einige Furchen hin und her, und sein Gefolge thut eben dieses; nachdem er nun den Saamen eingestreuet hat, so sind vierzig Bauern bey der Hand, welche das Werk vollenden müssen. Alles dieses geschiehet unter dem Schalle der musicalischen Instrumente, und der Kaiser beschliesset dieses Fest damit, daß er einige Stücken Cattun unter diejenigen Bauern austheilet, welche ihm in seiner Arbeit behülflich gewesen sind.

Von dem Salzfeste, oder Phelonaphie.

Wir haben die Entdeckung der Salzwerke, sagt ein gewisser Chinesischer Schriftsteller, einem Namens Phelo zu verdanken; die Undankbarkeit seiner Mitbürger aber war so groß, daß man ihm nicht die mindeste Erkenntlichkeit für diesen wichtigen Dienst

erzeigt.

erzeigte, sondern ihn sogar höchstunanständig begegnete. Hierüber gerieth Phelo in Verzweifelung, verließ seine Landsleute, und gieng zum Lande hinaus: seit welcher Zeit man denn auch nichts weiter von ihm gehöret hat. Zum Gedächtniß dieser Begebenheit aber, wird nun gegenwärtig das Salzfest, oder die Phelonaphie gefeyert. Es geschiehet auf die Weise, indem man die fördern Seiten der Häuser mit Blumen, und grünen Zweigen von Bäumen behänget, und sich an das Ufer des Meeres, unter dem Vorwande, in kleine Fahrzeuge begiebet, den unglücklichen Phelo aufzusuchen.

Von dem Laternenfeste.

Ueber den Ursprung des Laternenfestes sind die Chineser nicht einig. Einige glauben, es sey bald nach der Errichtung des Reichs angeordnet, und geben hiervon nachfolgende Ursache an. „Als ein gewisser „Mandarine von der ersten Classe an dem Ufer eines „Flusses seine Tochter verlohren hatte, so suchte er sie „allenthalben mit Fackeln und Laternen, in Begleitung „einer grossen Menge des Volks, bey welchem er sich „durch seine Tugend sehr beliebt gemacht hatte.„ Andere, und zwar die Gelehrten, geben vor, daß der Kaiser Kye, welcher der letzte aus dem Hause Kya gewesen, sich über die Abwechselungen der Tage und Nächte beschweret habe, weil die letztern einen Theil des menschlichen Lebens unbrauchbar machten, indem man in denselben keine Vergnüglichkeiten geniessen könnte. Daher habe er sich einen grossen Pallast ohne Fenster bauen lassen, und in demselben eine Menge von Leuten verschiedenes Geschlechts versammlet, welche

ganz nackend gewesen wären. Um nun aus diesem Pallaste die Finsterniß zu vertreiben, so habe er alle Zimmer in demselben mit einer ungeheuern Menge Fackeln und Laternen erleuchten lassen: woher denn eben dieses Fest seinen Ursprung habe.

Es mag indessen mit diesen beyden Meynungen vor eine Bewandniß haben, welche es wolle, so müssen wir nur anmerken, daß dieses Laternenfest den funfzehenten des ersten Monats gefeyert wird, und bis den siebenzehenten dauret. Es ist erstaunlich, was für einen grossen Aufwand die Chineser bey dieser Gelegenheit machen. Denn Reiche, Arme, Bürger, Bauern zünden Laternen an, die künstlich bemalt sind, und hängen sie auf die Gasse vor die Hausthüren, Fenster und Zimmer. Die Gerichtsstuben sind mit kostbaren Zeuchen ausgeschlagen, mit einer grossen Menge dieser Laternen erleuchtet, und der gemeine Mann hat die Freyheit, hinein zu gehen, und sie zu besehen.

Man hat auch unter diesen Laternen welche, die gar groß sind. Einige deren haben sechs Seiten, und ihre Füsse, oder Stützen sind vergoldet. Der Zeuch woraus sie gemacht sind, ist von Seide und sehr künstlich gemalet; wiederum andere sind rund, und von blauen durchsichtigen Horn.

So lange dieses Fest dauert, beobachtet man in den meisten Häusern einen ziemlich merkwürdigen Gebrauch. Die Hausväter der Familien schreiben mit grossen Buchstaben, auf ein Blatt rothes Papier, oder auch auf eine kleine mit Firniß überzogene Tafel die Chinesischen Wörter: Tyenti, Sankyay, Vanlin, Schintsay, welches so viel heist: „dem wahren „Regenten des Himmels, der Erde, der drey einge-

„schränkten, und zehn tausend Geister.„ Dieses Papier ist in einem viereckigten Rahmen von Holze, oder Pappendeckel eingefaßt. Bey Hofe stellet man es auf eine Tafel. Auf dem Rande derselben aber setzt man Korn, Brod, Fleisch, und andere Früchte herum. Nachher wirft man sich zur Erde, und opfert kleine, mit wohlriechenden Sachen bestrichene Stäbe. Eben diese Feyerlichkeit begehen auch die Bürger in ihren Häusern.

Von dem Mondenfeste.

Man weiß eigentlich nicht, aus was für einem abergläubigen Bewegungsgrunde sich die Chineser bemühen, in dem Monde die Gestalt eines Hasens zu erblicken. Denn an dem funfzehenten Tage des achten Monats von dem Untergange der Sonne bis zu Mitternacht, gehet das Volk aus ihren Häusern auf den öffentlichen Plätzen und Gärten spatzieren, und bemühet sich in dem Monde einen Hasen zu sehen, welcher diese Nacht in demselben erscheinen soll. Einige Tage vor diesem Feste, schicken die Freunde, und Anverwandten einander kleine runde Zuckerkuchen zu, welche sie Mondkuchen nennen, auf deren Mitte das Bild eines Hasens zu sehen ist. Diese kleinen Kuchen schmecken sehr gut, und werden aus einem Teig von Nüssen, Mandeln, Fichtenäpfeln, und andern kleinen Früchten gemacht. Diese isset man, wenn der Mond scheinet, und unter dem Schalle verschiedener musicalischer Instrumenten.

Der neunte Tag eines jedweden Monats ist übrigens auch ein Festtag; denn er ist derjenige, welchen die Chineser als den glücklichsten wählen, wenn sie ihre Kinder verheyrathen wollen. Bey dem Schmause,

welcher

welcher an diesem Feste gegeben wird, setzt man auch eine Schüssel auf, in welcher das Modell von einem Zimmer des Pallastes stehet, welches mit neun Thürmen umgeben ist, und welche die neun ersten Tage in dem Monate vorstellen; weil bey den Chinesern die Zahl neune die vorzüglichste unter allen ist, und sie die Kraft hat, an diesen Tagen Bedienungen, Ehrenämter, und Reichthum zu gewähren. Das Zimmer aber mit neun Thürmen des kaiserlichen Pallastes ist aus der Ursache gemacht, weil es eine Art von Talisman ist, weil es eine Kraft hat, wodurch die Wohlfarth des Reichs erhalten wird.

Von dem Marktfeste.

Dieses Fest stellet der Kaiser jegliche Jahre blos zur Belustigung seiner Lieblinge, und Hofbedienten an.

Es erfordert die Hoheit eines Chinesischen Kaisers, sich niemals öffentlich zu zeigen. Wenn er aber auf die Gasse kommt, so müssen alle Häuser, und Krahmläden verschlossen werden, und es wäre ein grosses Verbrechen, wenn sich jemand da sehen liesse, wo der Kaiser seinen Durchzug hält: Denn es gehet allemal eine Garde vorher, welche die Leute mit Peitschen fortjagen, wenn sie sich auf der Gasse verweilen. Eben so verfährt man auch, wenn der Kaiser über Feld reiset: Zwey Reichen von vornehmen Herren müssen ihn umgeben, eines Theils seiner Sicherheit wegen, andern Theils aber, damit ihn niemand zu sehen bekommt.

Um nun das Volk auf einige Art wegen dieser thörichten Gewohnheit, welche die Unterthanen von ihrem Herrn entfernt, und ihn dieses geringe öf-

sentliche Vergnügen entzieht, schadlos zu halten; so hat der Vater des regierenden Kaisers in der Ringmauer seines grossen Pallasts zu Peking, eine kleine Stadt bauen lassen, in welcher zum Theil alles dasjenige zu haben ist, was die Hauptstadt enthält. Dieses sind diejenigen Jahrmärkte, wo man alle mögliche Lebensmittel, und in den Läden alle Arten von Zeuchen, Handwerkszeug, und dergleichen, haben kan, was nur überhaupt in allen Werkstätten der Künstler, und Handwerksleute gemacht wird. Von dem vornehmsten Kaufmann bis zu dem geringsten Handwerker, finden sich alle hier ein, und die Verschnittenen am Hofe sind eigentlich diejenigen, welche alle diese Rollen spielen. Der eine schiebt einen Karn, der andere trägt einen Korb mit gebackenen; ein dritter verkauft Porcellain, ein vierter Zeuche; verschiedene kaufen ein, andere aber betrügen sie; einige stellen Richter vor, vor welchen die Klagen angebracht werden. An dem Tage, da dieses Fest seinen Anfang nimmt, laufen die Schiffe in den Hafen ein; die Kramläden werden geöfnet, und man legt die Waaren aus, deren verschiedene Arten in eben so vielen verschiedenen Gassen vertheilet sind. Man kauft, man besucht die Theehäuser, die Wirthshäuser: es entstehen Wortwechsel, Zank, Scheltwörter, und Schlägereyen. Hierauf kömmt die Garde, nimmt die Unruhigen gefangen, führt sie vor die Obrigkeit; welche denn zuweilen die Schuldigen verdammet, und ihre Urtheile würklich vollstrecken läßt. Der Kaiser mischt sich auch unter den Haufen des Volks, und hat, nebst seinen Weibern, an diesen Lärmen, sein Vergnügen; sobald aber die Messe zu Ende, ist jedermann wieder ruhig.

Dieses

Dieses Fest ist übrigens nicht ganz und gar ohne Nutzen: denn die Waaren, welche hier verkauft werden, gehören den Kaufleuten in Peking, welche sie von den verschnittenen bey Hofe verkaufen lassen. Der Kaiser, seine Gemahlin, und Hofbedienten kaufen gemeiniglich viel ein, und zwar um einen theuren Preis. Der Kaufmann gewinnet also, und die Verschnittenen haben ebenfalls ihre Vortheile dabey.

Dieses Fest muß nothwendig etwas sehr Einnehmendes für einen Hof, oder grossen Herrn haben, welcher seine Grösse darein sezt, daß er niemanden vor sich läßt, und lieber Furcht, und Achtung bey seinen Unterthanen erlangen will, als eine so reizende Liebe, durch welche er ihnen so zu sagen das Herz entwenden kan, wenn sie ihn nur auf der Gasse sehen.

Von dem Feste der sechzig Jahre.

Es ist eine Gewohnheit der Chineser, das sechzigste Jahr der kaiserlichen Frau Mutter mit grosser Pracht zu feyern, indessen hat man doch dieserwegen nichts gewisses verordnet. Wir wollen also nur diejenige Beschreibung allhier beybringen, die wir von einem Schriftsteller haben, welcher ein Augenzeuge bey demselben damals gewesen ist: Als der Kaiser Kienlong im 1752sten Jahre, den sechzehenten Jänner zur Ehre seiner Frau Mutter dasselbe feyern ließ. „Die Verzierung, hatte derselbe verord„net, sollte von einem gewissen Lustschlosse des Kai„sers angehen, welches Yvenmingyven hieß, sich „an dem Schlosse zu Peking endigen, und zwar in

„der Mitte der Tartarischen Stadt, das ist, sie soll„ten sich auf ohngefehr vier Meilen erstrecken. Nun „kan man auf zwey Wegen von dem einen dieser „Palläste zu dem andern gehen. Der Kaiser aber „wollte haben, daß der Zug an dem Ufer eines „Flusses hergehen sollte. Mithin machte man an der „Seite desselben alle mögliche Zurüstungen.

„Der Prinz ließ neue Fahrzeuge erbauen, wel„che ohngefähr die Gestalt, und Grösse unserer Raub„schiffe hatten; das Gold und die verschiedenen Far„ben der Malerey, womit sie gezieret waren, gab „ihnen ein vortrefliches Ansehen. Diese Fahrzeuge „waren vor den Kaiser, die kaiserliche Frau Mut„ter, und die sämtliche Hofstatt bestimmet; durch „einen Zufall aber, welchen der Kaiser selbst, und „alle vernünftige Leute voraus gesehen hatten, wa„ren sie zu keinem Gebrauche.

„Denn die Kälte ist zu Peking gar ausseror„dentlich heftig, und eben zu der Jahreszeit, da die„selbe am heftigsten war, sollte man dieses Fest be„gehen. Mithin muste man ganz natürlicher Weise „vermuthen, daß der Fluß nicht schifbar seyn wür„de. Nichts destoweniger aber versicherten einige „Mandarinen den Kaiser, sie wollten alle diese „Schwierigkeiten schon heben, welches sie denn auf „nachfolgende Art zu bewerkstelligen suchten. Auf „ihren Befehl musten viele tausend Chineser Tag „und Nacht arbeiten, und das Wasser in dem Flusse „in beständige Bewegung setzen, damit es nicht frie„ren möchte; andere aber musten das Eis zerbre„chen, welches, sich der Bemühung ihrer Mitarbei„ter ohngeachtet, schon angesetzt hatte, und es an

„dem

„dem Ufer des Flusses herausziehen. Mit dieser sau-
„ern Arbeit wurde ohngefehr zwanzig Wochen be-
„ständig angehalten. Als man nun sahe, daß die
„Kälte täglich heftiger wurde, und sie endlich gar
„zu sehr zunahm, so liessen sie es endlich gehen, wie
„es wollte, und stunden von einem Unternehmen ab,
„welches ohnedem das verwegenste war, worzu sich
„nur jemand entschliessen konnte.

„Uebrigens kostete es den Angebern weiter nichts,
„als daß ihnen nur ein Jahr lang ihre Besoldung
„entzogen wurde: gewiß in einem Lande, wie China,
„wo es allemahl ein tödtliches Verbrechen ist, wenn
„man ausser Stande, oder gar in der Unmöglichkeit
„ist, dasjenige zu leisten, was man aus Verwegen-
„heit dem Kaiser versprochen hat, und wo man so
„leichte den Kopf verliehren kan, eine gar leidliche
„Strafe.

„Man erklärte daher die Fahrzeuge zum Ge-
„brauche untauglich, und es wurde beschlossen, auf
„Schlitten zu fahren. Vor allen Dingen aber hatte
„man mit unglaublichen Fleisse darauf gedacht, wie
„die Farth der kaiserlichen Frau Mutter mit aller
„möglichen Pracht vollzogen werden möge. Es ge-
„schahe dieselbe auf folgende beschriebene Art.

„An beyden Ufern des Flusses wurden Gebäu-
„de von verschiedenen Gestalten errichtet, das eine
„war viereckigt, das andere dreyeckigt, das dritte
„vieleckigt, und jedwedes in seine gehörigen Zimmer
„abgetheilet. An einem andern Orte sahe man wie-
„der ein rundes, oder anderes dergleichen Gebäude;
„so wie man weiter kam, so erblickte man wiederum
„andere, deren Bauarten wohl auf hunderterley Arten

„verschieden waren, so, daß sie einen mit Vergnü-
„gen unterhielten, man mochte das Auge nach ei-
„ner Seite wenden, nach welcher man wollte.

„An denen Stellen, wo der Fluß breiter wur-
„de, und sein Ufer von der geraden Linie abwich,
„hatte man hölzerne Häuser erbauen lassen, die durch
„Säulen unterstützt waren, welche in dem Wasser
„stunden; von welchen aber einige über die Ober-
„fläche des Wassers zwey, andere drey, wiederum
„andere vier Fuß, oder auch noch höher, hervor
„ragten, nachdem es den Chinesischen Baumeistern
„gefallen hatte. Die meisten von diesen Häusern
„glichen den Inseln, zu welchen man über kleine
„Brücken gehen mußte, die man eben zu dem Ende ver-
„fertiget hatte. Auch lagen deren einige ganz und gar
„mitten im Wasser, andere an dem Ufer, und man
„konnte von dem einen zu dem andern durch bedeck-
„te Gänge gehen, deren Bauart von der Bauart
„dererjenigen, nicht unterschieden war, von welchen
„wir an den eben erwähnten Häusern geredet
„haben.

„Alle diese Häuser waren übrigens vergoldet,
„und auf eine solche Art bemalet und gezieret, als
„es der beste Geschmack des Landes erfordert, ein
„jegliches aber, war zu seinen besondern Gebrauche
„bestimmet.

„In einigen waren Musicanten, Sänger; in
„andern eine Bande von Comödianten, in den mei-
„sten aber konnte man allerley Erfrischungen haben;
„und man hatte sogar in verschiedenen derselben ei-
„nen kostbaren Thron für den Kaiser, und die kai-
„serliche Frau Mutter erbauet, im Fall es ihnen

vielleicht

„vielleicht einkommen möchte, daselbst auszusteigen,
„und ein wenig auszuruhen.

„In der Stadt aber war der Anblick noch
„ungleich schöner, denn von demjenigen Thore der
„Stadt gegen Westen, durch welches der Hof den
„Eingang halten müste, bis vor das Thor des kai-
„serlichen Schlosses, sahe man nichts anders als lau-
„ter prächtige Gebäude, Geländer, Gezelte, Bogen-
„stellungen, Gallerien, Amphitheaters mit allerley
„Siegeszeichen, und anderer kostbarer Chinesischer
„Bauart, welches alles gleich prächtig war.

„Alles war mit Blumen-Sträuchen, und an-
„dern dergleichen Zierathen mehr geschmücket, die
„aus der schönsten Seide von verschiedenen Farben
„gemacht waren, und einen überaus angenehmen
„Anblick verursachten. Gold, gemachte Diamanten,
„und andere Edelsteine von eben der Art, blitzten
„von allen Seiten. Eine grosse Menge von Metall-
„spiegeln aber, die ganz vortreflich polirt waren, erhoben
„diese Aussicht noch nur desto mehr; sowohl die be-
„sondere Kunst, nach welcher sie gemacht waren, als
„auch ihre Stellungen vervielfältigten von der einen
„Seite die Gegenstände, und brachten sie von der an-
„dern ins kleine, so daß man das ganze auf
„eine solche Art übersehen konnte, und das Auge so
„zu sagen dadurch ganz bezaubert wurde.

„Diese glänzenden Gebäude waren von einan-
„der durch gemachte Berge und Thäler abgesondert,
„welche die Natur so genau nachahmten, daß man
„glaubte, es wären überaus angenehme würkliche
„Wüsteneyen.

„Man erblickte auch Flüsse, und Springbrun„nen; auch hatte man Bäume und Buschwerk ge„pflanzet, und wilde Thiere daselbst fest angemacht, „denen man solche natürliche Stellungen gegeben „hatte, daß jederman glaubte, sie wären lebendig. „Auf den Gipfel, oder an den Anhöhen einiger Ber„ge sahe man Gesellschaften von Bonzen mit ihren „kleinen Tempeln, und Götzenbildern. Man konnte „auch hier sogar durch einige schmale Fußstege hin„auf gehen, die eben zu dem Ende waren frey ge„lassen worden. An andern Orten bemerkte man „Obst- und Blumengärten. In verschiedenen aber „Stackete mit Weinstöcken und Trauben behangen, „welche das Ansehen hatten, als ob sie bald reif seyn „würden. In andern waren Bäume fast von allen „Arten, welche Früchte und Blüten trugen, und den „Anblick von allen vier Jahreszeiten vorstelleten. Die„se hätte man in der That von natürlichen Früchten „kaum unterscheiden können, weil sie diesen durch die „Kunst so ähnlich gemacht waren.

„Kurz, von allen demjenigen, was nur das Auge „belustigen; und dem Vergnügen Abwechselungen ma„chen konnte, war hier nichts im mindesten gespart; „denn man hatte die Natur so vollkommen nachgeah„met, daß man im allerstrengsten Winter einen so „vortreflichen Anblick eines Frühlings hatte, daß das „Auge davon bezaubert wurde. Man hatte an ver„schiedenen Orten, wo der Durchzug gehalten worden, „kleine stehende Wasser, Meere, und Fischhälter, wel„che mit Fischen versehen waren, gemacht, und sie so „gar mit allerley Wasservögeln versehen.

„In einer weitern Entfernung hatte man Kin„der gestellet, die in Affen- Tiger- und andere Häute „eingenehet waren, die das Betragen, und den Gang „der Thiere, die sie vorstellten, so natürlich nachmachten, „indem sie mit einander spielten, daß sie kein Auge von „würklichen Thieren unterscheiden konnte. Wiederum „andere Kinder sassen in der Gestalt sehr rarer Vögel „auf den Zweigen sehr hoher Bäume; in deren Stäm„men aber diejenigen Leute versteckt waren, die die „Kinder oben auf den Zweigen in Bewegung setzen „musten.

„An einem andern Baum erblickte man ganz aus„serordentlich grosse Früchte, in welchen Kinder verste„ckt waren; die Früchte aber öfneten sich in eben dem „Augenblicke, wenn der Kaiser mit der Hofstatt vorbey „fuhr, da ihnen denn die Kinder Blumen darreichen „musten.

„Eine Menge von Musicanten, Gesellschaften „von Comödianten, Streitern, und andern mehr „zeigten sich an dem Ufer des Flusses von einer Stelle „zur andern; und jeder suchte seine Kunst mit Geschick„lichkeit nach besten Kräften zu zeigen, und neues her„vor zu bringen, wovon er hofte, daß es Beyfall er„halten würde; um sich dadurch, wo nicht bey dem „Kaiser, und der Kaiserin Frau Mutter, doch bey ei„nigen Grossen des Hofs, beliebt zu machen, in deren „Dienste sie Hofnung haben konnten, aufgenommen „zu werden.

„Vor einer jedweden Gerichtsstube hatte man „eine Loge, oder besondern Ort angebracht, die ein „jedweder auf seine eigene Kosten, auf eben die Art hatte „ausputzen lassen, wie die Statthalter einer jedweden

„Provinz,

„Provinz, die Prinzen von Geblüte, oder kleinen Kö-
„nige, und übrige grosse Herren des Reichs.

„Die verschiedenen Laternen, und ihre Stellung
„gewähreten ebenfalls einen Anblick, welcher verdiente,
„besonders beschrieben zu werden.

„Als nun alle diese Zurüstungen, und Sachen
„einmal gehörig eingerichtet waren, so wurde allen
„und jeden ohne Unterschied, wes Standes und
„Würde sie auch immer seyn mochten, auf das strengste
„verbothen, in diesen erwähntermassen gezierten
„Strassen Taback zu rauchen. Welche Vorkehrung
„um desto nöthiger war, weil dadurch leichte hätte
„ein grosses Unglück entstehen können, wenn Feuer
„ausgekommen wäre. Einige Wochen vorher, als
„dieses Fest begangen wurde, so machte man die
„Einrichtung, daß sonderlich die sehr breiten Gassen
„nach der Länge in drey Theile getheilet wurden,
„damit sowohl die zu Fusse, als zu Pferde, bequem
„hin und wieder gehen, und reiten konnten; kurz
„damit die ungeheure Menge von Menschen, welche
„sich damals in der Stadt befand, allerseits an
„diesem Anblicke nach Belieben Antheil nehmen konnte.
„Der mittlere Strich der Gasse, welcher viel breiter
„war, als die beyden zur Seite, war vor diejenigen
„bestimmet, welche zu Pferde waren, oder fuhren;
„derjenige Strich an der einen Seite derselben aber,
„damit die Fußgänger nach der einen hin, und auf
„den andern wieder zurück gehen konnten.

„Um hier nun gute Ordnung zu beobachten,
„so hatten die Grenadier mit aufgesteckten Bajoneten
„den Befehl, das Volk anzuweisen, wie sie gehen
„musten, und sie mit Rippenstössen zu bedrohen,

„wenn

„wenn sie Unordnung machten: und wenige von diesen „bewafneten Leuten waren schon hinreichend, aller „Unordnung vorzubeugen. Auf diese Weise waren „viele tausend Menschen vermögend, in aller Ge„mächlichkeit, und einem Verlaufe von wenigen Stun„den, alles dasjenige zu besehen, was sie sonst in „vierzehn Tagen, ohne diese Vorkehrung nicht hätten „in Augenschein nehmen können.

„Weil es nun bey den Chinesern nicht gewöhn„lich ist, daß die Weiber, wenn sie ausgehen, sich „unter die Mannspersonen mischen, und es über„dieses auch nicht billig war, sie eines Anblickes zu „berauben, welchen man vornemlich zu Ehren einer „Person ihres Geschlechts veranstaltet; so hatte der „Kaiser die Verordnung gemacht, daß sie einige Tage „an demselben ganz allein Antheil nehmen konnten. „Während dieser Zeit aber war keiner Mannsperson „gestattet, sich eben daselbst zu zeigen, und man be„merkte auch würklich niemanden unter dem Frauenzim„mer. Auf diese Weise wurde ein jedweder vergnügt, „und konnte seine Neugierde stillen, ohne, daß er „einige von diesen Gebräuchen versäumen, oder die „Wohlanständigkeit des Landes beleidigen durfte.

„Noch ein anderer Gebrauch, welcher verdient „bemerkt zu werden, ist die Wahl hundert alter Män„ner, welche man zu dem Ende versammlete, daß sie „die verschiedenen Provinzen des Reichs vorstellen „sollten, und deren jeglicher hundert Jahr alt war. „Man suchte eben nicht die allerältesten hierzu aus, „sondern solche, welche die Weisesten, und längsten „Bärte, und ein recht ehrwürdiges Ansehen hatten. „Diese Greise waren auf einerley Art gekleidet, und

„trugen

„trugen auf der Brust eine grosse länglichte Silber-
„münze, auf welcher das Wappen einer jedweden
„Provinz zu sehen war, die jeglicher unter ihnen vor-
„stellete. Diese alten Leute nennet man in der Spra-
„che des Landes Pelaokingschu, das ist die hundert
„Alten, welche des Kaisers Majestät ihre Ehrfurcht
„bezeigen, und demselben so viele Jahre wünschen,
„als sie zusammen alt sind.

„Die Schangpasien, Hiapasien, und Tschung-
„pasien das ist, diejenigen alten Weisen, oder Un-
„sterblichen, an der Zahl dreymal acht, deren jegliche
„achte eine besondere Bedeutung beobachten, sind von
„den übrigen beyden Ordnungen verschieden: denn
„diese alten Weisen sind darzu bestimmet, der Kaiserin
„während ihren triumphirenden Einzuge zu dienen,
„und derselben so wohl ihre Weisheit als Unsterblich-
„keit anzuwünschen; aus dieser Ursache sind ihre Bild-
„säulen ein wenig grösser, und werden nicht weit von
„dem ersten Eingange in das Schloß aufgestellet.
„Man hatte ihnen verschiedene Gestalten und Stel-
„lungen gegeben, so wie es die verschiedenen Tugenden
„erforderten, die sie vorstellen sollten, oder wie man
„glaubte, daß sie denjenigen alten Weisen vor andern
„lieb gewesen wären, die sie bedeuteten.

„Nachdem nun alles dasjenige vollendet war,
„was geschehen sollte, und der Kaiser nichts destowe-
„niger besorgte, es möchte vielleicht der gemachten
„Vorkehrung ohngeachtet, Feuer auskommen, welches
„denn freylich nicht gut würde zu löschen gewesen seyn,
„und vielleicht die Stadt dadurch in grosse Gefahr hätte
„gerathen können; so gab er den Befehl, daß alle diese
„Feyerlichkeiten noch fünf Tage eher sollten angefangen

„werden,

„werden, bevor noch seine Frau Mutter das sechzigste „Jahr erreichet hätte.„

Der P. Amyot, aus dessen Schriften ich diese Beschreibung entlehnt habe, meldet nichts von der Ordnung, in welcher man bey diesem Triumphfeste aufgezogen ist. Es ist aber bekannt, daß, wenn der Kaiser sich aus seinem Schlosse in die Stadt begiebt, sich alle Einwohner von Peking in ihre Häuser begeben, und sich einschliessen. Indessen meldet er doch so viel, daß der Kaiser wenige Schritte vor seiner Mutter hergeritten sey, als er vor dem Flusse gekommen, die Kaiserin aber in eine Kutsche gestiegen wäre. Ferner berichtet er, daß die an dem Ufer des Flusses errichteten Gebäude als ein Andenken, und Beweis der Pracht dieses Herrn, auf dessen Befehl sie gebauet wurden, stehen geblieben wären. Auch hätten sich diejenigen Europäer, welche mit dem Hofe in Verbindung, gestanden auf folgende Art hervor gethan. „Sie haben einen Schauplatz in einen halben Zirkel „bauen lassen, ohngefehr drey Fuß hoch, welcher in „seinem Umfange lauter Gemälde von einem vortreflichen Geschmacke gezeiget hat. An jedweder Seite dieses Schauplatzes sind drey Scenen, oder Veränderungen der Maschinen, zu sehen gewesen, deren jegliche ihre besondere Vorstellung gehabt hat, die perspectivisch gemalt gewesen ist. Hinten auf dem „Schauplatze ist eine Bildsäule in Chinesischer Tracht „zu sehen gewesen, welche in ihrer Hand eine Ueberschrift gezeiget, in welcher dem Kaiser ein sehr langes Leben, und glückliche Regierung angewünschet „worden ist.

„Forne

„Forne auf dem Theater sind ebenfalls drey „Chinesische Bildsäulen zu sehen gewesen, welche in „der linken Hand ein kleines kupfernes und vergolde„tes Becken, in der rechten aber einen kleinen Ham„mer von eben dem Metalle gehalten haben.

„Dieser eben beschriebene Schauplatz ist so ein„gerichtet gewesen, als ob er an dem Ufer eines „Wassers gelegen habe. Der fordere Theil hat ein „Meer, oder vielmehr einen Wasserhälter vorgestellet, „in dessen Mitte ein Springbrunnen gewesen, nach „welchem das Wasser gleich einem Wasserfalle wieder „herunter gefallen ist. Ein Spiegelglaß hat diesen „Wasserhälter, und gläsernen Fäden vorgestellet, die „bey einer Lampe durch einen geschickten Künstler ge„blasen, und so klar, und helle gewesen sind, daß „man sie in der Ferne von würklichen Wasser nicht hat „unterscheiden können. In einiger Entfernung „von diesem Wasserhälter ist eine Sonnenuhr mit „ihren Ziffern, und Buchstaben zu sehen gewesen; „auf dem Wasser aber eine Ganß, und zwo Enten, „die mit einander ihren Spaß getrieben haben. Die „beyden Enten haben geschnattert, die Ganß hat „mit ihrem Schnabel die Stunde gezeiget; die ganze „Maschine aber ist durch gewisse Triebfedern so in „Bewegung gesetzt, daß die Stunden ordentlich kon„ten angedeutet werden. Auch hat man einen ver„borgenen Magnet hinzu gethan, welcher die Ein„fassung der Sonnenuhr ausmachte, und Ursache „war, daß ihm die Ganß folgete, welche grösten„theils von Eisen war.

„Wenn es bald schlagen wollte, so trat diejenige Bildsäule, welche die Schrift in der Hand hatte,

aus

„aus ihrem Zimmer hervor, welches hinter dem Schau„platze war, und zeigte dieselbe. Die sechs übrigen „Bildsäulen aber spielten mit einander ein Lied, eine „jedwede schlug auf ihr Becken, und zwar so oft, und „in eben dem Tacte, als es die Music erforderte. „Nachdem dieses vorbey war, so begab sich die Bild„säule mit ihrer Schrift hinter den Schauplatz, und „kam nicht eher wieder zum Vorschein, bis in der „folgenden Stunde.

„Man hat nachgerechnet, daß dieses Fest dem „Kaiser, und andern einzelnen Personen, über drey „hundert Millionen französischer Livers gekostet habe. „Ueber welchen Aufwand man freylich erschrecken sollte; „man hat es aber weniger Ursache, wenn man bedenkt, „daß sich die Einkünfte dieses Herrn, welche er über„haupt an Gelde, Vieh, Naturalien des Landes, und „Waaren ziehet, zusammen nimmt, alle Jahr füglich „auf tausend Millionen französischer Livers erstrecken; „und man in dem ganzen Reich, nach dem P. Du-Halde, „funfzig Millionen Familien rechnet, welche alle Tri„butbar, zu welchen aber die Mandarinen, Gelehrten „und andere nicht gehören, welche hiervon ausgenom„men sind.„

Sechstes Hauptstück.

Von den Proceßionen.

Nichts ist prächtiger, als die Ordnung einer Proceßion, in welcher der Kaiser von seinem Schloß ziehet, wenn er in einem Tempel opfern will. Vorher gehen achtzig mit Trommeln, in zweyen Reihen zu beyden Seiten, und eben so viele Trompeter, deren

Trompeten von einem wohlriechenden Holze sind, welches in China sehr hochgeschätzt wird: sie sind etwas über drey Fuß lang, und die äussere Oefnung des Trichters beträgt im Durchschnitte sieben bis acht Zolle: Sie haben die Gestalt einer Glocke, sind mit güldenen Ringen gezieret, und ihr Schall schickt sich vortreflich zu den Trommeln. Nach diesen Musikanten folgen achtzig Männer in Kaiserlicher Livree, deren Farbe gelb ist. Diese haben lange Stäbe in ihren Händen, welche sieben Fuß lang, mit einem rothen Lacke überzogen, und güldenen Laubwerk verzieret sind. Nach diesen kommen hundert Soldaten mit Hellebarden, an welchen das Eisen gegen die Spitze zu quer über einander gehet. Nach diesen kommen hundert Scepterträger, deren Waffen ebenfalls mit einem rothen Firniß überzogen, mit Blumen bemahlet und an den Enden vergoldet sind; alsdenn folgen vier hundert Chineser, deren jeglicher eine Laterne trägt, die ganz vortreflich gemahlt sind; auf welche eine eben so grosse Anzahl mit grossen Fackeln folgen, die von einem Holze sind, welches sehr lange brennet, und dabey vortrefliches Licht giebt; zu nächst diesen kommen zwey hundert Spießträger, die mit verschiedenen Binden von allerley seidenen Bändern, von mancherley Farbe, oder den Schwänzen von Pantherthieren, Füchsen, und andern Thieren gezieret sind. Auf diese folgen achtzig Fahnen, auf welchen die zwölf Zeichen des Thierkreises vorgestellet sind, welche die Chineser in achtzig Theile theilen; und sechzig andere Fahnen, welche sich auf die sechzig Gestirne beziehen, zu welchen sie alle Sterne überhaupt rechnen. Nach zwey hundert Fächern, welche auf langen, vergoldeten, und mit verschiedenen Farben bemahlten Stäben getragen werden, und

auf

auf welchen Drachen, Vögel, und andere Thiere, gemahlet sind, erscheinen unmittelbar die Küchenbedienten mit einem grossen Tresor, auf welchem lauter goldene Gefässe stehen.

Diesem Vortrabe folgt endlich der Kaiser. Er trägt ein langes gelbes Kleid, dessen Grund Sammet, und mit vielen Drachen besetzt ist, welche an jeglichem Fusse fünf Krallen haben. Zween grosse Drachen, deren Leiber und Schwänze sich mit einander verwickelt haben, nehmen den Raum von einer Seite bis zur andern auf der Brust ein; und ihre Stellung ist so, als ob sie sich gegen eine vortrefliche Perle erheben wollten, welche von dem Himmel herunter zu fallen scheinet. Die Gestalt seiner Krone ist rund und etwas länglicht; von den zwölf Bändern, die daran geheftet sind, hangen ihrer viere über die Augen herunter, um damit anzuzeigen, daß er kein Ansehen der Person gegen diejenigen beobachten solle, welche ihm ihre Sachen vortragen, und sich eben so wenig hintergehen lassen solle, weder zum Vortheile des Reichen, oder Armen, und eben so wenig aus Liebe als Haß, zu urtheilen.

Zu beyden Seiten des Kaisers wird ein mit Edelgesteinen sehr reich besetzter Sonnenschirm getragen, welcher so groß ist, daß er den Kaiser mit seinem Reitpferde vor der Sonne bedecket. Um ihn her führen zehn Stallmeister eben so viele schneeweisse Pferde an Zügeln, auf welchen die Sattel mit Golde, und edlen Steinen sehr reich besetzt sind. Ausser diesen umgeben ihn hundert Mann, welche mit Spiessen bewafnet sind, und ausser diesen noch seine Cammerpagen. Nach ihm folgen die Prinzen von Geblüte, die Tributbaren Könige, Mandarinen, und übrige Hofbedienten,

ten, in ihren allerreichsten Kleidungen. Nach diesen aber fünf hundert Edelknaben, tausend Bedienten zu Fusse in rother Kleidung, welche mit goldnen und silbernen Sternen besetzt ist. Sechs und dreyßig Männer tragen alsdenn eine offene Sänfte, auf welche eine noch grössere folgt, die rund umher zugemacht ist, und von hundert und zwanzig Personen getragen wird: Endlich wird der Marsch mit fünf grossen Wägen beschlossen, deren zwey von Elephanten, die übrigen aber von Pferden gezogen werden, die mit kostbaren Decken behangen sind: Die allerletzten aber sind die civil- und militair Bedienten in ihren Ceremonienkleidern. Diese Procession gehet in dieser Ordnung fort, bis zu dem Tempel, und kommt in derselben wieder zurück, ohne daß unter einer so grossen Menge Menschen die geringste Unordnung entstehet.

Siebentes Hauptstück.

Von den Götzen, und Götzendienste der Chineser.

Ob es gleich gewiß ist, daß die Chineser ein höchstes Wesen erkennen, so ist es doch eben sowohl wahr, daß sie, nach dem Beyspiele der alten und neuen Götzendiener, demselben Untergötter zuordnen. Ja man könnte sogar, wo man nicht die Muthmassung, und Vergleichung so weit treiben wollte, bey ihnen Spuren der Griechischen, und Römischen Mythologie finden. Ohne uns aber in unsern Betrachtungen zu weit zu wagen, so wollen wir uns nur blos auf dasjenige einschränken, was uns die Geschichte von ihnen berichtet:

Man

Man findet in dem ganzen Chineſiſchen Reiche Tempel, welche den Geiſtern über die Luft, den Vögeln, und Flüſſen gewidmet ſind. Auch giebt es deren, die den Vorſtehern der Gebürge, dem Seedrachen, der Königin des Himmels, dem Vertheidiger der Mauern, dem Geiſte der Medicin, dem Vorſteher der Wälder, dem Gotte des Regens und dem Könige der Vögel, geweyhet ſind.

Ueberhaupt aber theilen die Chineſer ihre Götter in drey Claſſen. Ihr Gott Fo iſt der höchſte Befehlshaber; ſie ſtellen ihn ganz glänzend vom Lichte, und mit verborgenen Händen vor, um dadurch den Menſchen zu verſtehen zu geben, daß er durch ſeine Macht unvermerkt alle Dinge regieret. Zuweilen geben ſie ihm auch wohl die Geſtalt eines fliegenden Drachen, welcher mit einer Schildkröten Schaale bedecket iſt, und ohne Zweifel rührt eben daher diejenige ausnehmende Hochachtung, welche ſie gegen dem Drachen hegen, deſſen Bildniß ſie in ihren Wappen führen. Einige Weltweiſe, welche ihrer Verdienſte wegen vergöttert ſind, wie auch der Gott des Kriegs, ſind Gottheiten der zwoten Ordnung. Die dritte Claſſe machet diejenigen göttlichen Geiſter aus, welche über ſolche Dinge geſetzt ſind, die unter dem Monde vorgehen, und in Waſſer- und Erdgötter eingetheilet werden.

Diejenige Gottheit, welche über die Städte, Provinzen, und Richterſtühle als Beſchützer geſetzet iſt, heiſſen ſie Schinhoan. Vor den Füſſen derſelben müſſen die Stadthalter den Eyd der Treue ſchwören, und daß ſie ihren Pflichten genau nachkommen wollen. Ehedem las man über dem Eingange des Tempels weiter nichts, als die Worte mit güldenen Buch-

ſtaben: „dieſes iſt die Wohnung des Schutzgeiſtes der Stadt.„ Einige Jahrhunderte nachher aber hieng man allerley Vorſtellungen, und Bildniſſe dieſer Geiſter auf, und ſetzte unter dieſelben die Worte: „um „denenjenigen mehr Hochachtung, und Ehrfurcht zu „verurſachen, welche gehalten ſind den Eyd zu lei„ſten.„

Auch beten die Chineſer die Sonne, Mond und Sterne an, von einem gewiſſen Gotte Nahmens Cauſai ſagen ſie, daß er den niedrigſten Theil des Himmels regiere, und ſchreiben ihm die Gewalt über Leben und Tod zu. Dieſer hat drey Diener, den Tanquam, Tſuiquam und Teiquam. Der erſte giebt Regen; der dritte iſt über die Geburt, den Ackerbau, und Krieg geſetzet, und der zweyte über das Waſſer.

Die Göttin Cuonin hat die Heyrathsſachen untern Händen, und überhaupt alle irrdiſchen Güter. Ninifo oder Vitek aber iſt die Göttin der Wolluſt.

Puzza, ſagt man, ſey die Göttin der Fruchtbarkeit; man bildet ſie gemeiniglich nackend, und auf einer Lotos- oder Sonnenblume ſitzend. Sie hat ſechzehen Arme, und jegliche Hand derſelben iſt mit einem Meſſer, einem Degen, oder einer Hellebarde bewafnet, ferner führt ſie auch Bücher, Früchte, Blumen, Pflanzen, Räder, Gefäſſe, und andere dergleichen Geräthe mehr, das aber, was die Chineſiſchen Fabeln von ihr melden, beſtehet in nachfolgenden. „Drey Nymphen kamen einsmals von Him„mel, um ſich in einem Fluſſe zu baden; kaum wa„ren ſie in das Waſſer geſtiegen, ſo erſchien das be„

„kannte

„kannte Kraut Vesicaria auf der Kleidung der ei„nen mit ihrer Korallen Frucht; ohne daß man be„greifen konnte, woher es kam. Die Nymphe konn„te sich nicht enthalten, diese Frucht zu kosten. Hier„von wurde sie schwanger, und gebahr einen „Sohn, welchen sie so lange erzog, bis er zu männ„lichen Jahren gediehe, worauf sie ihn denn ver„ließ, und wieder gen Himmel gieng. Dieser Sohn „wurde nachher ein grosser Mann, welcher viele Ge„setze gab, und Eroberungen machte.„

Die Chineser theilen die Regierung über den Himmel und die Erde unter zwey und siebenzig Götter. Die fünf ersten regieren den Himmel; der erste unter diesen aber ist der oberste über alle zwey und siebenzig. Diese fünfe haben die Halbgötter, Tamqvam, Tsuiqvam, und Teiqvam unter sich. Diesen acht Gottheiten sind wiederum acht Räthe zugeordnet, welche im Himmel wohnen, und ehedem Weise der Erde waren; sechs und dreyßig andere aber regieren alles das, was unter dem Monde geschiehet. Endlich vervielfältigen die Chineser ihre Gottheiten so sehr, daß sie auch einen Halbgott zum Beschützer der Schauplätze haben, welchen sie Opfer, und Opferkuchen bringen, und dessen Bildniß die Comödianten sehr verehren.

Gegen die Pyramiden haben die Chineser eine besondere Achtung, und niemand nähret sich ihnen, ohne gewisse besondere Gebräuche zu beobachten, um diejenigen Götter zu besänftigen, welche daselbst ihren Aufenthalt haben sollen. In diesen Pyramiden, welche die Chineser Chines nennen, hält sich eine gewisse Art von weissen Ameisen auf, vor welchen sich dieses

Volk sehr fürchtet. Wenn sie einen Sclaven kaufen, so führen sie ihn mit einigen Speisopfern von Wein, und Früchten vor eine solche Pyramide, und zeichnen ihm in die Hände, wenn er dem Götzen Opfer bringt, daß, im Fall er ihnen entlaufen würde, die Gottheit ihn entweder von den Schlangen, Eydexen, oder Tiegern werde fressen lassen. Diese elenden Leute fürchten sich auch dergestalt für diejenigen Strafen, womit sie bedrohet werden, daß, wenn sie gleich von ihren Herrschaften noch so sehr geprügelt werden, sie dennoch nicht das Herz haben, sich deren Diensten zu entziehen.

Wenn endlich dieses abergläubige Volk sich auf der See befindet, so erweiset es so gar dem Compas göttliche Ehre, verbrennet vor demselben allerley Räucherwerk, und wirft täglich zweymal Goldpapier ins Wasser, um sich die Gnade des Wassers dadurch zu erwerben.

Achtes Hauptstück.

Von den Bonzen, oder Chinesischen Mönchen.

Die Bonzen sind die Pfaffen der Secte des Fo; sie lehren dem Volke, daß Gutes und Böses in der andern Welt nicht einerley sey, sondern man nach dem Tode für seine Tugenden Belohnungen, für die begangenen Laster aber harte Strafen zu gewarten hätte. Ausser diesen thun sie noch hinzu, daß, so wie man dieses Leben verliesse, man verschiedene Oerter anträfe, wo ein jedweder so aufgenommen würde, wie er es verdienet hätte.

Diese

Diese Mönche beschäftigen sich mit weiter nichts, als daß sie nur leichtgläubigen Leuten was aufbinden, um durch dieses Mittel Allmosen zu erhalten. Man siehet welche von diesen Leuten, welche eiserne Ketten von dreyßig Fuß lang hinter sich herschleppen, und auf den Gassen schreyen: „so müssen wir eure Sünden „büssen!„ Andere halten sich an den Heerstrassen, und an öffentlichen Oertern auf, zerschlagen sich den Kopf so lange mit einem grossen Kieselsteine, biß man ihnen einige Stücken Geld giebt. Verschiedene verbrennen sich allerley Specereyen auf den Scheitel, andere lassen sich in einer dicht verschlossenen Sänfte tragen, welche von allen Seiten inwendig mit hölzernen Nägeln ausgeschlagen ist, damit sie sich nirgends anlehnen können, wenn sie sich anders nicht verwunden wollen, und schreyen in diesem Zustande mit lauter Stimme: „habt doch Mitleiden mit uns, denn wir „sind ja um das Heil eurer Seelen willen in diese „Sänften mit dem festen Vorsatze eingeschlossen, nicht „eher wieder heraus zu gehen, bis man die zweytau„send Nägel bezahlet, die in denselben rund umher „geschlagen sind. Jedweder von diesen Nägeln kostet „nur sechs Sols; allein es ist keiner unter denselben, „welcher euern Hause nicht zu einer Quelle eines reichen „Segens dienen sollte.

Die Lehre von der Seelenwanderung, welche die Bonzen predigen, gewähret ihnen jährlich eine reichliche Erndte: und man muß erstaunen, wie viele Gewalt sich dieses Volk über die Gewissen der Menschen durch dieses Mittel anmasset. Man wird dieses aus einigen Begebenheiten sehen können, die wir von glaubwürdigen Schriftstellern haben. Ein Mißionarius

wurde zu einem Kranken geruffen, den er taufen sollte, und welcher ohngefehr siebenzig Jahr alt seyn mochte. Der Alte lebte blos von einem mäßigen Gehalte, welchen ihm der Kaiser angedeyhen ließ; und die Bonzen hatten ihm aufgebunden, daß seine Seele in jenem Leben in ein Pferd fahren würde, welches darzu bestimmet sey, die Briefschaften seines Wohlthäters zu tragen. Sie ermahnten ihn daher ohne Unterlaß, daß er alsdenn ja niemals anstossen, um sich beissen, hinten ausschlagen, oder jemanden beschädigen, sondern sich gewöhnen sollte, schnell zu lauffen, wenig zu fressen, und die Sporen mit aller Geduld zu ertragen, weil dieses ein sicheres Mittel sey, das Mitleiden der Götter zu bewegen, die einen Menschen öfters in ein Pferd verwandelten, und ihn nachher zu der obersten Würde eines Mandarinen erhüben. Die Einbildungskraft dieses Elenden wurde über diese Rede dergestalt rege, daß es ihm in diesen seinen ungesunden Vorstellungen nicht anders vorkam, als ob er würklich schon gezäumt, gesattelt sey, und das Klatschen der Peitsche hörte; so, daß er allerley Sprünge in seinem Bette machte, und als er wieder zu sich selbst kam, nicht wuste, ob er ein Mensch, oder ein Pferd sey. Weil er nun gehöret hatte, daß man bey der Christlichen Religion der Gefahr nicht ausgesetzt sey, zu einem Viehe zu werden; so ließ er einen Mißionarium zu sich kommen, welcher ihn taufte, da er denn wenige Tage darauf ganz ruhig starb.

Zween Bonzen, welche mit einander das Land durchzogen, sahen einsmals zwo schöne Enten auf einem Bauerhofe, fiengen so gleich an, bitterlich zu weinen, und zu wehklagen. Die Bäuerin, welche sie

fragte,

fragte, wer sie wären, wurde über ihre falsche Thränen sehr gerührt, und wollte gerne wissen, was denn die Ursache wäre: „Ach! „antwortete der eine von ihnen„ wir sind gewiß versichert, daß die Seelen unserer Väter in die Leiber dieser beyden Thiere gefahren „sind; und die Besorgniß, daß ihr vielleicht Lust bekommen möchtet, sie gar zu tödten, verursachet uns „eine ungemeine Betrübniß. Ich gestehe es,„ antwortete „die gute Bauerfrau, „daß wir willens waren, ihnen „die Hälse abzuschneiden; ich verspreche euch aber, sie „leben zu lassen, weil es eure lieben Eltern sind.„ Allein hieran hatten die beyden betrüglichen Bonzen noch nicht genug, sondern sie wiederholten ihr Bitten, daß der Ehemann der Bauerfrau vielleicht nicht eben so vieles Mitleiden haben, sondern sie vielleicht gar morgen abschlachten möchte. Sie fielen also vor ihr auf die Knie, und spielten ihre Rolle so geschickt, daß die gute Frau vom Mitleiden gerührt wurde, mit ihnen Thränen vergoß, und ihnen gestattete, die beyden Enten mit zu nehmen.

Man rechnet wenigstens eine Million Bonzen in ganz China, und beynahe deren viermal hundert tausend in Pecking allein; in der Besorgniß aber, daß es ihrer Secte an Leuten fehlen möchte, so kaufen sie kleine Knaben von sechs bis acht Jahren, welche sie bis ins zwanzigste Jahr sehr sorgfältig unterrichten: weswegen denn ihre Anzahl niemals abnimmt. Eine jedwede Classe der Bonzen unterscheidet sich übrigens durch eine gewisse Farbe, und hat so wohl ihren General, als auch ihre Provinziale, welchen die übrigen gehorchen müssen. Die letztern werden von den erstern zu gewissen Geschäften bestimmet. Diejenigen, welche die klägs-

lichste

lichste Stimme haben, und die erbärmlichsten Mienen machen können, müssen Allmosen einsammeln. Welche aber einige Erkenntniß durch das Bücherlesen erlangt, und das erlernte anmuthig vortragen können, suchen Umgang mit Gelehrten, und machen auch den Mandarinen öfters ihre Aufwartung; die alten Greise aber haben gemeiniglich den Vorsitz in weiblichen Zusammenkünften.

Obgleich viele Bonzenklöster in den Städten sind, so giebt es doch deren vielmehr auf dem Lande, vornemlich auf den Gipfeln der Berge. Dahin pflegen gemeiniglich die andächtigen Seelen zu wallfahrten. So bald sie an den Fuß des Berges, oder Hügels kommen, wo das Kloster liegt, so fallen sie auf die Knie, und wiederholen dieses Betragen bey jeden Schritte, bis sie oben auf den Berg gekommen sind. Diejenigen, welche eine solche Wallfarth nicht mehr verrichten können, bitten ihre Freunde, daß sie ihnen einen von den Bonzen unterschriebnen gedruckten Zettel kaufen müssen, Kraft welchen sie von dieser andächtigen Uebung befreyet sind. Die Bekenner des Götzen Fo beyderley Geschlechts, tragen eine Art von Rosenkranze an dem Arme, welcher aus hundert Kügelgen von mittelmäßiger Grösse, und acht andern bestehet, welche etwas grösser sind. Mit diesen handthieren sie beständig zwischen den Fingern, und sprechen dabey die beyden Geheimnißvollen Worte: Omito, Fo: hiebey machen sie unzähliche kniende Verbeugungen, und streichen alsdenn einen von den rothen Zirkeln aus, welche sie auf dem Zettel haben.

Die Bonzen haben auch Einsiedler unter sich, die ihre Felsen oder Höhlen, wo sie stecken, niemals verlassen.

verlassen. Diese hält man für Heilige, befragt sie vielfältig um künftige Dinge, welche das menschliche Leben betreffen, und giebt ihnen reichlich Allmosen. Andere beschäftigen sich damit, die Namen der Auserwählten in ein Buch zu tragen, welche gemeiniglich ihre Wohlthäter sind. Auch giebt es einige, welche gemeinschaftlich in Klöstern beysammen leben, und sich niemals verheyrathen; sie enthalten sich des Fleischessens, der Fische, des Weins, und des Umgangs mit Weibsbildern: ihren Unterhalt aber bekommen sie theils von dem Kaiser, theils von dem Volke an Allmosen. Einige sind dazu bestimmt, die Leichenbegängnisse anzuordnen; wiederum andere treiben den Teufel aus, und prophezeyhen künftige Dinge.

Wenn der Bonze, welcher einmal das Gelübde gethan, sich nicht zu verheyrathen, mit einem Weibsbilde ertappt wird; so lassen ihm seine Vorgesetzten an dem Halse die Haut durchstechen, und hängen ihm eine lange Kette von Eisen an demselbigen Orte an. In diesem Zustande wird er so lange durch die Gassen geführet, bis er eine gewisse Summe Geld gesammlet hat; so oft er nun nach der Kette greifen, und sich dieselbe erleichtern will, so giebt ihm derjenige Bonze, welcher ihn herum führt, einen derben Streich mit der Peitsche.

Von den Bonzenpriesterinnen, oder Chinesischen Nonnen.

Unter den Bonzen giebt es auch Weibsbilder, welche sich dem Dienste des Fo widmen. Diese thun das Gelübde der Keuschheit; allein es giebt deren wenige, einige derselben leben gemeinschaftlich bey einander

einander in Klöstern, andere aber wohnen in der Stadt, und ein oder etliche Bonzen haben die Aufsicht über sie.

Die Weiber und Töchter von der Fo-Secte, lassen sich auch leicht von ihren Vorgesetzten verführen, weil diese ihnen die Glaubenslehren auf eine besondere Art erklären, und sagen: „der Leib ist nichts anders, als „der Ort eines gar kurzen Aufenthalts, eine verächtli„che Hütte, welche nicht verdienet, daß man viel vor „sie sorgt; wenn ihr uns nun eure Gunst erweiset, so „gelanget ihr in die Gemeinschaft des Gottes Fo, ohne „daß ihr von dieser Ehre einmal etwas wisset. Gegen„wärtig seyd ihr ein schwaches, und unterthäniges „Werkzeug; wir aber versprechen euch, daß ihr in „jenem Leben, wenn ihr wieder aufersteht, Männer „werden sollet.„ Diejenigen nun, welche diesem abscheulichen Vorgeben Glauben beymessen, überlassen sich also ohne Bedenken, was diese Buben mit ihnen vornehmen wollen, es sey auch so schändlich als es immer wolle. Denn sie fügen gemeiniglich hinzu: „Gutes und Böses in dem gegenwärtigen Leben sind „nothwendige Folgen derjenigen Handlungen, die wir „in unsern vorhergehenden Leben begangen haben; „mithin ist man schuldig, uns das zu Gute zu halten, „was wir gegenwärtig begehen. Wir eignen uns aber „nichts zu, als was uns gehöret: denn wir sind ver„sichert, daß ihr uns in jenem Leben so viel schuldig „seyn werdet.„ Vermöge dieses Grundsatzes hintergeht ein ausschweifender Mensch gemeiniglich ein junges Weibsbild, wenn er sie verführen will, oder drückt sich auch wohl so aus: „erinnert ihr euch nicht mehr, „daß ihr damals, ehe ihr gebohren wurdet, versprochen

„habt,

„habt, mich zu heyrathen? ich bin blos durch einen „gar zu frühzeitigen Tod desjenigen Rechts beraubt „worden, welches ich heute ausführen will. Daher „rührt eben die Zärtlichkeit unserer Herzen, und die „günstige Gelegenheit, deren wir geniessen.

Aus allen dem, was wir eben erzehlet haben, wird man leicht den Schluß machen: daß die Bonzen die allergröbsten Heuchler, und nichtswürdigsten Menschen; ihre Nonnen aber, sie heissen gleich Priesterinnen, oder Heilige, die liederlichsten Weibsbilder sind, welche ein so abscheulicher Grundsatz der Religion in die gröbsten Laster gestürzet, und darinnen erhält.

Neuntes Hauptstück.

Von den Tempeln der Chineser.

Die Tempel der Chineser sind gemeiniglich auf hohen Bergen, wohin das Volk ohne Aufhören wallfahrten gehet. Das berühmteste von diesen Gebäuden ist in Nanking, unter dem Namen Poghentse, welches so viel heist, als der Tempel der Dankbarkeit, bekannt, und von dem Kaiser Nonglo erbauet worden. Dieses Gebäude stehet auf einem Pfeiler von Backsteinen, welche einen Altan rund umher um denselben machen, der mit einem Geländer von rohen Marmor eingefasset ist, und eine Treppe von sieben, bis acht Stufen lang. Der Tempel ist hundert Fuß hoch, und ruhet auf einem Grunde von Marmor, einen Fuß hoch, welcher aber rund um die Mauer zwey Fuß breit hergehet. Inwendig ist er mit Gemählden gezieret, nebst einer Menge von Abtheilungen, deren eine immer

in

in der andern liegt; das Zimmerholz an demselben hat ebenfalls etwas besonders; die ungeschickte Arbeit aber an demselben stimmet mit demjenigen ungekünstelten Wesen nicht überein, welches man an den Europäischen Gebäuden bemerkt.

In diesen Tempel fällt sonst kein Licht, ausser demjenigen, was durch die Thüre hineinkommt: Inwendig ist er mit Schildereyen und Götzenbildern ausgezieret, die zum Theil Ober- und Untergötter vorstellen, oder auch symbolische, und hieroglyphische Bedeutungen haben. In der Mitte bemerkt man eine Art des Altars, auf welchem dasjenige Götzenbild in einer ganz abscheulichen Gestalt stehet, welchem der Tempel gewidmet ist; um dieses grosse Götzenbild stehen andere, kleinere herum, die es gleichsam bewahren, oder beschützen. Der ganze Tempel wird Tag und Nacht von einer ungeheuren Menge Lampen und dem Bambus, welche eine Art von Rohr, in der Mitte hohl, ziemlich lang und dicke ist, erleuchtet, in welchem Rohre sich mehrere kleinere befinden, die mit allerley Prophezeyungen gezieret sind, und vor den Hauptgötzen beständig verbrannt werden. Der Altar ist roth angestrichen, weil dieses die heilige Farbe ist; an beyden Seiten aber bemerkt man grosse Kohlpfannen, in welche das Räucherwerk geworfen wird. Dieses prächtige Gebäude ist mit Ziegeln bedecket, die mit einem grünen Firniß überzogen sind, welches denn einen fürtreflichen Anblick giebet, wenn die Sonne darauf scheinet. Neben diesen Tempel der Erkenntniß oder Dankbarkeit, stehet der berühmte Porcellainthurm, welcher einen Theil desselben ausmachet. Dieser Thurm ist ein Achteck,

hat

hat vierzig Fuß im Durchschnitte, und ist mit einer Mauer umgeben, zwischen welcher und ihm sich ein Zwischenraum von funfzehen Fuß befindet. Er bestehet aus neun Stockwerken, und jegliches derselben ist mit Porcellain bekleidet. Die innerliche Treppe ist klein, nicht sonderlich bequem, und hat neunzig Stufen, jegliche zehn Zoll hoch; so, wenn man die Gallerie darzu rechnet, ferner das neunte Stockwerk, welches keine Stufen hat, und endlich das Dach, die ganze Höhe des Thurms ohngefehr zweyhundert Fuß beträgt. Das alleroberste ist ohnstreitig das merkwürdigste; es ist eine sehr grosse Stange, welche aus dem obersten Dache über dreyßig Fuß weit hinausgehet. Sie ist mit einem starken eisernen Ringe umgeben, welcher in einer Spirallinie um sie herum gehet; so, daß man von weiten dieses Stück für einen hohlen Kegel von ausserordentlicher Grösse, halten sollte. Oben auf dieser Stange ist eine grosse vergoldete Kugel, das ganze Gebäude aber von aussen mit Porcellain bekleidet, inwendig aber mit Gemählden, und prächtigen Vergoldungen; weswegen man es denn füglich als das allerprächtigste Werk des ganzen Orients ansehen kan.

Einer von den berühmtesten Chinesischen Tempeln ist derjenige, in welchem man den Tican oder Yenvang verehret, welcher eben das bey den Chinesern ist, was Pluto oder Plutus bey den Griechen war. Denn diese Gottheit ist über die Schätze gesetzet, und theilt den Menschen die Reichthümer aus. Man stellet sie mit einer Krone auf dem Haupte, und einem ganz goldenen Scepter in der Hand vor. Acht Untergötter, welche eben wie sie vergoldet sind,

stehen um sie her, und scheinen ihre Bedienten zu seyn. Vor dem Altar stehen fünf Tische, und auf deren jedweden fünf Höllendiener. Weil sich aber das Volk nicht genau vorstellen möchte, was diese Anzahl von Götzenbildern eigentlich vorstellen soll; so hat man sich, mehrerer Bequemlichkeit desselben wegen, bemühet, die Auslegung hiervon an die Wände zu mahlen. Man erblicket also diese Untergötter daselbst, wie sie auf ihrem Throne sitzen, die Menschen richten, und sie zu den verdienten Strafen verdammen. Vor ihnen befinden sich die Teufel, die eine so abscheuliche Gestalt haben, als sie die fruchtbare, und plumpe Einbildung nur immer aushecken kan, welche bereit sind, die Befehle ihrer Herren zu vollstrecken. Die abscheulichen Höllenstrafen erblickt man zur Seite dieser Richterstühle. Man siehet nemlich daselbst, wie die Verdammten in sehr grosse Kessel mit siedenden Oele gestürzet sind; wie andere auf einem Roste lebendig gebraten, wiederum andere geviertheilt, zerrissen, oder gar von den Hunden zerfleischt werden. Der oberste Richter untersucht die Verbrechen der Menschen; welche vor seinen Augen nicht verborgen bleiben, weil er sie in einem Spiegel erblicket. Die übrigen Richter dictiren die Strafen zu. Einem andern liegt das Geschäfte ob, die abgeschiedenen Seelen in andere Leiber zu verweisen. Ferner erblickt man eine grosse Waage; in deren einen Schaale der Sünder mit seinem Verbrechen liegt; in der andern aber verschiedene Bücher, worinnen die andächtigen Uebungen geschrieben sind, und das Gegengewicht des Verbrechens ausmachen. Mitten in dieser gemahlten

Hölle

Hölle fließt ein Fluß, über welchen zwey Brücken gehen, eine von Golde, die andere von Silber; über welche sich diejenigen Seelen begeben, die so glücklich gewesen sind, von den erwähnten Richtern gute Zeugnisse zu erhalten. Diese tragen sie als Zeichen ihrer Unschuld in den Händen. Die Bonzen aber führen diese Auserwählten in vortrefliche Gärten, und auf angenehme Wiesen. Auf der andern Seite des Bildes ist die Hölle mit allen ihren Schrecken gemahlet; man erblickt daselbst abscheuliche Gefängnisse, und tiefe Gruben. Zwey Thore von Erz verschliessen diesen abscheulichen Aufenthalt, wo Teufel und Schlangen mit Feuer gemartert werden, ohne zu verbrennen. Um aber zu zeigen, wie viele Gewalt die Bonzen über die Höllengötter haben, so hat man bey dem Eingange der Hölle einen Bonzen gemahlet, welcher dem Teufel seine Mutter mit Gewalt wieder aus den Klauen reißt. Ueber der Thür des Tempels des Tican aber ließt man diese Ueberschrift: „derjenige, welcher tausendmal „vor diesem Götzenbilde gebetet hat, ist von diesen „Strafen befreyet.„

Wenn man einen Tempel erbauet hat, so dediciret man denselben, und wenn sich einige Spalten zwischen den Mauern zeigen, so müssen dieselben aus Hochachtung gegen diejenigen Geister, welche in dem Tempel ihren Sitz haben, mit dem Blute gewisser Schlachtopfer ausgefüllet werden.

Zehentes Hauptstück.

Von dem Aberglauben der Chineser.

Vielleicht ist kein Volk zu finden, welches dem Aberglauben mehr nachhänget, als die Chineser. Denn alles war hier auf Erden geschiehet, hänget, ihrer Meynung nach, von dem Einflusse der Gestirne ab. Weil sie nun wegen des künftigen in beständiger Ungewißheit und Unruhe sind, so suchen sie allerley Mittel hervor, dasselbe zu erforschen. Sie machen einen Unterschied zwischen glücklichen, und unglücklichen Tagen, und ein Tagebuch, oder Calender ist gemeiniglich die Richtschnur aller ihrer Handlungen. Aus dieser Blindheit entstehet dasjenige Zutrauen, welches sie auf ihre elenden Sterndeuter, Hexen, Wahrsager, oder andere Betrüger von dieser Art, setzen. Daher ist eine jedwede Art von Prophezeyhung bey den Chinesern sehr angenehm, und von dem Kaiser an, bis auf den geringsten Hirten, von der höchsten Regierung des Staats bis auf die gleichgültigsten Handlungen des Lebens, werden alle nach gewissen Prophezeyhungen unternommen.

Allein die Sterndeuter sind alsdenn gewiß unglücklich, wenn sie sich irren: denn eine solche Unwissenheit ist ein tödtliches Verbrechen, und wird zuweilen mit dem Tode bestraft, vornemlich, wenn diese Leute nicht im Stande gewesen sind, eine Finsterniß zu prophezeyhen. Die Chineser rechtfertigen diese Strenge damit, daß sie vorgeben, die Wohlfarth des Reichs hienge von diesem verfinsterten

Gestirne

Gestirne ab; es sey daher die Pflicht der Sterndeuter, die Priester, obrigkeitlichen Personen, und das Volk zu diesem unglücklichen Vorfalle zu bereiten, damit sie die besten Mittel vorgeben könnten, diesem Gestirne zu Hülfe zu kommen, wenn es sich in Gefahr befände. Man kan zwar nicht läugnen, daß die Chineser schon vorher die Finsterniſſe genau berechnen konnten, ehe noch die Mißionarien zu ihnen kamen; dennoch aber glaubten viele unter ihnen, daß dasjenige, welches eigentlich eine Mondfinsterniß machte, nichts anders, als ein Loch durch die Sonne sey; so daß, wenn der Mond vor dieses Loch käme, derselbe kein Licht mehr hätte. Andere bildeten sich ein, die Sonne und den Mond verfinsterte ein böser Geist, welcher seine beyden Hände davor hielte, und glaubten, die Sonne verberge sich zur Nachtzeit in einem tiefen Thale welches achtzig tausend Meilen unter dem Meere läge.

Der Kaiser Tsinschiwhungti, welchem es zur Last geleget wird, daß er alle Bücher habe verbrennen lassen, war nichts destoweniger ein eifriger Verehrer der Hexerey und Prophezeyhung. Denn diese Betrüger bildeten ihm ein, sie hätten ein flüßiges Wesen erfunden, wodurch man unsterblich würde. Vuki der sechste Kaiser, aus dem Hause Ho, war gar so einfältig, daß er sich von seinem Lehrer aufbinden ließ, durch ihre Zauberey könnten sie ihm eine von seinen verstorbenen Weibern, die er sehr geliebt hatte und noch liebte, auf einige Zeit sichtbar machen. Aus diesem Irrthum aber wurde er zu spät gezogen, und hat seine Blindheit sehr lange bedauert.

Zween Lehrer von der Secte des Lokyun waren die ersten, welche dem Teufel einen Tempel errichteten, allerley kleine Bildsäulen verkauften, die eine menschliche Gestalt hatten, und von welchen sie behaupteten, sie wären unsterblich. Schinhong, dritter Kaiser, aus dem Hause Song, überließ sich ganz und gar den Betrügereyen der Nachfolger dieser beyden Priester. Indessen aber hatte er doch in der Folge so viel Herz, daß er einen von ihnen bey dem Thore von Pecking, in einer stockfinstern Nacht, aus der Ursache aufhängen ließ, weil er ein Buch mit zauberischen Buchstaben geschrieben hatte, in welchem die Teufel angeruffen worden; von welchem Buche sie vorgeben, daß es vom Himmel gefallen sey.

Dieser abscheuliche Dienst, welcher öffentlich veranstaltet wurde, steckte nachher alle und jede an, und ist noch bis auf diese Stunde gebräuchlich. Denn die Priester der Lokyun bringen dem Teufel drey verschiedene Arten von Opfern; zuweilen ein Schwein, manchmal einen Fisch, oder auch einen Vogel. Zuerst schlagen sie einen Pfahl in die Erde: nachher zeichnen sie mit abscheulichen Verziehungen und Mienen des Gesichts, unverständliche und wunderliche Zeichen auf Papier. Unter ihrem Geschrey lassen sich Trommeln, und andere Instrumente hören; alsdenn aber fangen sie an, zu prophezeyhen, ob sie glücklich seyn werden oder nicht; der leichtgläubige Pöbel aber setzt nichts destoweniger vieles Zutrauen auf ihre Zauberey. Wir würden aber nicht zu Ende kommen, wenn wir alle diejenigen Kunstgriffe erzählen wollten, die sie anwenden, sich bey Ehren zu erhalten, und das Volk zu verführen. Denn elende Leute, werden von ihnen reichlich bezahlet, und müssen

alles

alles dasjenige ausspioniren, was nur vor Heimlichkeiten in den Familien vorgehen, und ihnen alsdenn davon Nachricht ertheilen; wenn nun der Teufel hiervon benachrichtiget ist, so kan er freylich eine genaue Antwort ertheilen. Wie viel Nutzen ziehen also diese Leute nicht aus den Vorurtheilen? denn bald machen sie den Leuten weis, daß der Oberste ihrer Secte hier in die Luft flöge; dort ist eine Feder, welche die Antwort in den Sand schreibet, ohne daß sie jemand führt. In einem Gefässe erblicket man das ganze Schicksal des Reichs, oder auch die hohen Würden, welche den Freunden der Bonzen und Götzen vorbehalten sind. Derjenige Kranke und Reiche aber, welcher sich in dieses Gefäß legt, wenn er sterben will, muß alle seine Güter aufopfern, wenn er seiner Sünden quitt werden, oder eine günstige Antwort auf seine Frage erhalten will. Der Bediente erscheint daher in der Kleidung des Generals, der Mandarine aus der fünften Classe, in der Pracht eines Premierministers, und seine Frau dergestalt mit Kleidung und Edelgesteinen geschmückt, wie eine Kaiserin, oder wenigstens eine von seinen Maitressen.

Die Bonzen tragen auch kein Bedenken, den Leuten aufzubinden, daß in der Ordnung der Seelenwanderung, diejenigen Thiere, welche gut gelebt haben, Menschen seyn, die Menschen aber, welche sich mit Lastern beflecket hätten, den Seelen nach, in die Leiber der Thiere fahren würden. Xenwang, sagen sie, ordnet den Augenblick der Geburt, er bestimmet, ob der Mensch heyrathen, Kinder zeugen, oder nicht, reich oder arm seyn werde, u. s. f. Alles ist in seinem Buche aufgezeichnet, welches das unvermeidliche, und unveränderliche Schick-

sal enthält. Wie soll nun dieser Lehrbegrif mit dem bestehen, was wir vorher gemeldet haben? Jedoch der Geist der Lügen widerspricht sich ja alle Augenblicke.

Ein Mandarine führt zum Beweise dieser Lehre, nachfolgende Stelle aus den Schriften der Bonzen an. „Ein gewisser Mensch, Namens Pung, lebte achthun„dert Jahr, und heyrathete nach und nach zwey und „siebenzig Weiber. Als nun die letzte endlich auch ge„storben war, so fragte sie die Vorfahren des Pung „in der andern Welt, weswegen denn ihr Mann so „glücklich gewesen wäre, so lange zu leben? Ist es, „fügte sie hinzu, vielleicht aus der Ursache geschehen, „daß sein Name nicht in das Buch des Yenvang „geschrieben ist? Indessen versichert man uns doch, „daß sie alle darinnen stehen sollen. Ich will euch das „Geheimniß erzehlen, antwortete der Großvater des „Pung. Der Vor- und Zuname meines Enkels stehen „ohne Zweifel in diesem Buche, nur auf nachfolgende „Art. Als man das Buch des Yenvang muste wieder „einbinden lassen, so haben die Arbeitsleute, die es „unter Händen hatten, das Blatt zerrissen, worauf „das Schicksal des Pung verzeichnet stund, es zu Ma„culatur gebraucht und andere Bücher damit geflickt. „Weil nun die Frau diese besondere Begebenheit nicht „hat verschweigen können, so kam die Sache gar bald „vor den Yenvang. Er ließ sich also das Buch brin„gen, untersuchte den Band, und schnitte also alsbald „den Namen des Pung ab, da denn dieser sogleich ster„ben muste.„ Sehet, sagte der Mandarine, dieser ist also ein Mensch gewesen, welchen Yenvang nicht bemerket hat, wie kan man nun wohl sicher seyn, daß es nicht mit mehrern so gegangen ist?

Vor den Regierungen des Hya und Schang findet man keine Spuren des Dienstes der Schutzgeister. Sondern die Diener des Fo nennen sie überhaupt Tutis, und dieser Name wird vornemlich denen beygelegt, welche über die Dörfer gesetzt sind; die aber, welche öffentliche Gesellschaften, und das innerste des Hauses beschützen müssen, werden Schunlycus genennet; und die zum Schutze grosser Städte bestimmten führen den Titel der Schingwang, oder der Schutzgeister.

Es entstehet keine Begebenheit aus Ursachen, die auch noch so sehr natürlich sind, welche von den Chinesern nicht einem gewissen bösen Geiste zugeschrieben würde. Zuweilen ist dieser böse Geist eine von ihren Bildsäulen, zuweilen ein Berg, ein Marmor, oder ein Drache, welcher in dem Abgrunde des Meeres stecken soll. Ein Fuchs, ein Affe, eine Schild- oder andere Kröte, und dergleichen. Sie geben auch vor, daß sich diese Thiere nach ihrem Tode, aller irrdischen, und groben Theile beraubten, oder dieselben ablegten; der noch übrige zarte, und geistige Theil aber, sich damit die Zeit vertriebe, die Menschen beyderseits Geschlechts zu plagen. Aus dieser Ursache läßt ein Chineser, wenn er gefährlich krank ist, die Bonzen hohlen, damit sie einen Lermen anfangen, wovon der böse Geist vertrieben wird.

Uebrigens steckt ganz China voll von Wahrsagern, und Wahrsagerinnen, diese Leute gehen in die Häuser; und stellen eine Art von Propheten vor, welche den Menschen die Lebenszeit berechnen, und ihnen alles das vorher sagen, was ihnen in ihren Leben begegnen soll. Dieses sind in der That Betrüger vom ersten

Range, welche eben diejenigen Kunstgriffe gebrauchen, wie diejenigen, womit alle Provinzen angefüllet sind; nur sind jene geschickter, wie diese. Eine solche Menge von nichtswürdigen Leuten erhält indessen die Chineser immer so in ihrer Unwissenheit, wodurch sie aber vermehret wird, ist das Paqua, oder Taqua, das ist, die Kunst, Geister zu fragen. Diese Anruffung der Geister geschiehet, in dem man eine gewisse Art des Räucherwerks vor einer Bildsäule verbrennt, und mit der Stirne mehreremal gegen die Erde stößt. Neben dieser Bildsäule aber muß eine Schachtel mit kleinen breiten Stäbgen stehen, auf welche rätzelhafte Zeichen gemacht sind: von diesen läßt man von ohngefehr einen fallen, und der Bonze, welcher die Ceremonie beobachtet, erklärt alsdenn den Spruch so, wie er es am bequemsten erachtet.

Der Fongschui ist unter allen dergleichen Geheimnißvollen Unternehmungen die allerlächerlichste, und welche den thörichten Aberglauben der Chineser am allernachdrücklichsten beweiset. Bey denselben wird vornemlich auf die Lage der Gebäude, und Gräber gesehen. Fongschui bedeutet eigentlich Wind und Wasser. Nun wollen wir setzen, es habe einer von ohngefehr in der Lage gegen seinem Nachbar nach dem Fongschui gebauet, so, daß die eine Ecke seines Hauses gerade gegen eine andere Ecke stiesse. Wenn dieses ist, so erklären sie es als ein sehr unglückliches Zeichen; denn es soll aus dergleichen nichts anders entstehen, als lauter Haß, und Widerwärtigkeit, welcher eben so lange dauert, als das Gebäude. Und es ist nur ein einzig Mittel, sich vor dergleichen Unglücksfällen zu hüten, womit man bedrohet wird, welches darinne bestehet:

bestehet: daß man in eine Kammer des Gebäudes entweder einen Drachen, oder anderes Scheusal stellet, welches gegen das unglückliche Haus, dessen bösen Einfluß man befürchtet, seine unaufhörlich fürchterlichen Blicke richtet. Man muß aber diesen abscheulichen Beschützer täglich besuchen, ihm räuchern, oder vielmehr demjenigen Geiste, welcher in dem Leibe desselben wohnet. Zuweilen nehmen auch die Bonzen Antheil an diesem Gebrauche: und sie sind gemeiniglich diejenigen, welche gegen ein Stück Geld denjenigen Geist wählen, auf dessen Kräfte man sich am gewissesten verlassen kan. Die Chineser sind zum Theil so unruhig, und besorgt, daß sie mitten in der Nacht aufstehen um zu untersuchen, ob nicht etwan eine gewisse Veränderung vorgefallen sey, wodurch sie gezwungen werden, die Stellung ihres Bettes zu ändern. Aller dieser Unordnungen ungeachtet aber, welche ein so lächerlicher Aberglaube verursachet, hat man nicht drauf gedacht, ein Gesetz zu machen, in welchem vorgeschrieben stünde, wie man eigentlich bauen müste, und vielleicht sind die Bonzen diejenigen, welche es bisher in der Absicht verhindert haben, daß die Regierung dergleichen geben möchte, damit sie ihren Credit nicht verliehren. Auf diese Weise hat ein boßhafter Mann in diesem Lande jederzeit Gelegenheit, die Ruhe seiner Nachbarn zu stöhren: Denn der, welcher bauet, hat niemals einen bösen Einfluß zu besorgen.

Einsmals wurden die Mißionarien zu Nanking benachrichtiget, daß einer von ihren Feinden ein Haus bauen liesse, von welchem ein Winkel gerade gegen die Catholische Kirche stiesse. Hierüber entstund ein Gemurmel in der ganzen Stadt, und jedermann erwartete

mit

mit Ungeduld, was die guten Patres nur machen, und wie sie dem Unglücke ausweichen wollten, womit sie bedrohet würden. Allein die Mißionarien blieben ganz ruhig, und man zweifelte nicht, daß schon in den Religionsübungen der Christen solche Vorkehrungen enthalten wären, wodurch dergleichen Unfall abgewendet werden könnte.

Ein gewisser Stadthalter von Kyengschang, dessen Pallast unter der Kirche der Jesuiten lag, war willens, den bösen Einfluß, welchen er dieser Lage zuschrieb, dadurch abzuwenden, daß er die Lage seiner Zimmer änderte, und zweyhundert Schritte weiter vorwärts ein Thor von drey Stockwerken bauen ließ. Der Mandarine sein Nachfolger aber hatte damals den Schnupfen, und muste sehr stark und vielen weisen Schleim auswerfen, und man hielt davor, daß die Farbe der Thür diesen Unfall verursacht hätte. Man strich sie also so gleich schwarz an; ohnezweifel aber zu spät, weil der Mandarine starb. Ein neue thörichte Einbildung aber, war in der Folge Ursache, daß man die Thüre wieder weiß anstrich.

Aber nicht nur allein in Betracht der Lage der Gebäude ist der Fongschui eine sehr kostbare Sache; sondern auch, wenn sich jemand durch seine Gemüthsgaben erhebt, wenn er Doctor wird, wenn er in seinen Unternehmungen glücklich ist, eine zahlreiche Familie hat, oder viele Jahre lebt, denn seinen Verdiensten, seiner Gemüthsart hat er dieses nicht zu verdanken, sondern vielmehr der glücklichen Lage seines Hauses, oder Begräbnissen seiner Vorfahren. Kurz, es mag was Gutes, oder Böses, Glückliches, oder Unglückliches entstehen, so schreiben sie alles dem Fongschui zu.

Unter

Unter die abergläubigen Meinungen der Chineser muß man auch diejenigen Betrügereyen setzen, mit welchen eine grosse Menge von schlechten Leuten das Volk mißhandelt. Denn einige bemühen sich, aus Zahlen zu weissagen, andere aus gewissen Zeichnungen, Zügen der Hand, oder des Gesichts, oder auch aus Träumen, und Untersuchung der Gesichtsbildung. Die meisten von diesen Betrügern aber lehren die Weiber die Mittel, wie sie bald und glücklich schwanger werden können; viele aber verkaufen Wind. Die beyden letztern gehen gemeiniglich paarweise neben einander; der eine hat einen Sack auf dem Rücken, worinnen der Wind ist, den sie verkaufen; der andere aber theilet so viel davon aus, als man verlangt, und nachdem man mehr oder weniger dafür giebt. Wenn dieses geschehen soll, so schlägt er mit einem Hammer, den er in der linken Hand hat, zu mehrern malen auf die Erde: und auf diese Weise citirt er den Geist, welcher über den Wind gesetzet ist.

Auch ist dieses noch eine besondere Gewohnheit, daß man die Hausgötzen um Rath fragt. Man nimmt nehmlich zwey kleine Stäbe, welche an der einen Seite glatt, an der andern aber rund sind; bindet sie mit einem Faden zusammen, und betet darauf das Götzenbild an. Nachdem das Gebet vollendet ist, so wirft der Herr des Hauses die Stäbe vor das kleine Götzenbild: fallen nun diese zum Unglücke auf die platte Seite; so schilt und schmählt er auf das Götzenbild, und nimmt seine Ceremonie abermal vor. Stimmt nun der Erfolg mit dem noch nicht überein, was er gehoft hatte; so kommt es von den Scheltworten zum Schlägen, und mit diesem Verfahren hält er so lange

an, bis das Zeichen, welches er verlangt, sich ereignet. Zuweilen werden die Stäbchen in einen Topf gethan, von ohngefehr herausgezogen, und alsdenn ein Buch von Prophezeyungen zu Rathe gezogen, um zu erfahren, ob diejenige Art, nach welcher sie herausgezogen sind, Glück, oder Unglück bedeuten werde.

Die Chineser haben auch ausser diesen noch andere Mittel, künftige Dinge zu erfahren. Unter diese gehöret auch der Gang einer Schildkröte, der Flug oder Gesang eines Vogels, das Geschrey der Thiere, oder das, was einem des Tages früh zuerst begegnet: Ja es giebt gewisse Wahrsager, welche über die Untersuchung dieser verschiedenen Dinge gesetzt sind. Indessen sind dieses nur ihre geringsten Beschäftigungen, fast alle suchen den Stein der Weisen, machen Liebestränke, und das berühmte flüßige Wesen, durch welches sie unsterblich, oder wenigstens den Menschen das Lebensziel viel weiter hinaussetzen wollen.

Eilftes Hauptstück.

Von den Heyrathen der Chineser.

Der gemeinen Meynung nach, ist Fo der Stifter des Ehestandes, das ist, der anständigen, ordentlichen, rechtmässigen, und mit Feyerlichkeiten verknüpften ehelichen Verbindungen.

Die Chineser aber halten den Ehestand für einen der wichtigsten Puncte in der menschlichen Gesellschaft; und ein Vater setzt sich öffentlicher Verachtung aus, wenn er nicht bemüht ist, seine Kinder zu verheyrathen: ein Sohn aber entzieht sich seiner vornehmsten Pflicht, wenn er nicht Lust hat, sein Geschlecht fortzupflanzen.

Wenn

Wenn der älteste Sohn eines Hauses von seinem Vater gleich nichts erben kan, so ist er nichts destoweniger nach den Gesetzen verbunden, alle Sorgfalt anzuwenden, daß sein Geschwister verheyrathet werde. Er ist eigentlich derjenige, welcher des Vaters Stelle vertritt, und wenn er sich dieser Pflicht entzöge, so würde er sich dadurch der Verantwortung bey seinen Vorfahren aussetzen, wenn deren Nachkommen diejenigen Ehrenbezeugungen nicht erlangt hätten, die sie füglich hätten erwarten können. Kraft dieses Grundsatzes muß der Vater, oder nächste Anverwandte die Braut wählen, und die Bedingungen setzen, unter welchen die Hochzeit vollzogen werden soll, welche gemeiniglich darinnen bestehen, daß eine gewisse Summe Geldes bezahlet wird, für welche Kleidungsstücken, und andere Kostbarkeiten, angeschaffet werden.

Wenn ein Chineser keine Kinder mit seiner Frau erhalten kan, * so stellet er sich, als ob sie schwanger sey, gehet heimlich hin, und verlangt ein Kind aus dem Hospitale: welches alsdenn der rechtmäßige Sohn des Hauses wird, zu den vornehmsten Ehrenstellen gelangen kan, und viele andere Vorrechte hat, auf welche alle die übrigen, die auf öffentliche Kosten erzogen werden, keinen Anspruch machen können. Zuweilen geschiehet es auch, daß sie eines Bruders, oder Schwesters Sohn, einen weitläuftigen Anverwandten, oder auch wohl gar einen Fremden an Kindesstatt annehmen; bekommen sie nun in der Folge gleich würkliche Kinder, so nimmt doch der an Kindesstatt angenommene Sohn nichts destoweniger an der Erbschaft Antheil.

Die

* Allgemeine Reisebeschreibungen, B. 6.

Die Chineser haben auch noch eine zweyte Art von Weibern, oder, wenn man sie so nennen soll, Beyschläferinnen, welche den Rang nach den rechtmäßigen Weibern haben; jene aber geniessen eher kein gewisses Vorrecht, bis die rechtmässige Frau vierzig Jahr alt, und keine Hofnung der Fruchtbarkeit mehr übrig ist.

Weil nun die Weiber in China beständig eingesperrt sind, so giebt es alte Kupplerinnen, an die man sich wenden muß, wenn man heyrathen will, denn dieser ihre Sache und einziges Gewerbe ist es eigentlich, sich hiermit abzugeben. Uebrigens kan man versichert seyn, daß diese Weiber von den Eltern oder Angehörigen gewiß reichlich bezahlet werden, deren Töchter sie verkuppeln sollen; weswegen sie denn deren Schönheit, und Gaben vielfältig höher herausstreichen, als sie es Ursache haben. Nachdem nun die Ehestiftung gemacht, das Geld ausgezahlet, und die Kostbarkeiten geschenkt sind, so macht man Anstalt zur Hochzeit.

Wenn nun der Tag der Feyerlichkeit herannahet, so setzt sich die Braut, prächtig geschmückt und in Begleitung derer, welche den Brautschatz bringen, in eine Kutsche. Dieser Brautschatz aber bestehet in Geräthen und Kleidungen, welche in Kasten eingepackt sind. Haben nun die Eltern Mittel, so folgen die Bedienten mit Fackeln; sind sie aber nur von mässigen Vermögen, so miethet man gewisse Leute darzu, welche diesen Zug ausmachen müssen; in jeglichen von beyden Fällen aber muß nothwendig die Feyerlichkeit mit Fackeln geschehen, wenn es auch am hellen Mittage seyn sollte. Die Kutsche aber wird mit

den

den Anverwandten, Freunden, einer Menge von Musicanten, Pfeifern, und Trommelschlägern umgeben. Ein gewisser Bedienter, welcher hierzu eigentlich bestimmet ist, hat den Schlüssel zu der Kutsche in seiner Tasche, und darf denselben niemanden anders überliefern, als dem angehenden jungen Ehemanne, welcher seine Braut an seiner Hausthüre erwarten muß. Wenn nun dieselbe angezogen kommt, so überreicht ihm der Bediente den gedachten Schlüssel, und jener urtheilet sogleich, ob er eine glückliche oder unglückliche Parthie getroffen. Auch ist es öfters geschehen, daß ein solcher junger Ehemann von den Kuppelweibern hintergangen worden ist, und lieber das Geld im Stiche lassen, das er bereits ausgezahlet, als seine Frau behalten wollen: weswegen er denn diese sogleich in der nemlichen Kutsche, wie sie gekommen ist, nebst dem Schlüssel dem Bedienten, und ihren Anverwandten, wieder zurück geschickt hat.

Wenn aber der Bräutigam mit seiner Braut zufrieden ist, so reicht er ihr die Hand, und führt sie in den Saal, wo die Versammlung zusammen kommt, da sie denn vier tiefe Verbeugungen dem Tyen; und vier den Angehörigen des jungen Ehemanns, machen, und sich alsdenn mit denen hierzu eingeladenen Weibern, in ein anderes Zimmer begeben muß, da indessen der Bräutigam mit den Mannspersonen allein bleibt. Von beyden Seiten aber wird der Hochzeittag mit allerley Vergnüglichkeiten, und einem Schmause zugebracht. Alle diese Feyerlichkeiten aber werden bey den Verbindungen mit der zwoten Art von Weibern nicht beobachtet. Sondern der Bräutigam schreibt nur an die Eltern, oder Angehörigen der Braut, und verbin-

det sich in diesem Schreiben, daß er sich gegen ihre Tochter, oder Verwandte als ein rechtschaffener Mann betragen wolle. Diese Weiber aber, müssen der erstern, welche die einzige rechtmäßige ist, unterthänig seyn, und dieser gehören auch die Kinder, welche mit jenen gezeugt werden; der man auch, Vorzugsweise, den Namen Mutter beylegt. Uebrigens giebt es Ehemänner unter den Chinesern, welche ihren Bräuten zuweilen versprechen, daß sie sich niemals Beyschläferinnen nehmen wollen, oder, daß solches, wenn es ja geschiehet, aus keiner andern Ursache, als um nur Erben zu erlangen, sie aber nachher wieder von sich lassen wollen.

Stirbt nun eins von diesen beyden Ehegatten, so kan der andere wieder heyrathen. Der Mann darf also seine Beyschläferinnen zur Frau nehmen; dergleichen Hochzeiten aber geschehen gemeiniglich ohne Ceremonien.

Eine Wittwe, welche Kinder gehabt hat, kan nach eigner Willkühr verfahren, und darf sich auf keine Weise, weder an ihre Eltern, noch an die Ihrigen kehren. Sehr selten aber geschiehet es, daß sie so unanständig handelt, und wieder heyrathet, vornemlich, wenn sie eine Person von vornehmen Stande ist: wenn sie aber gleich nur zwo Stunden verheyrathet wäre, so ist sie dennoch verbunden, den Wittwenstand vorzuziehen.

Uebrigens pflegt man sehr genau darauf zu achten, daß nichts an den Ceremonien fehlet, durch welche die eheliche Verbindung der Chineser ihre Gültigkeit erhält. Ein Ehemann darf seine Frau wieder zurück schicken, wenn er beweisen kan, daß sie ihn hat verlas-

sen

sen wollen; aber alsdenn auch um desto mehr, wenn sie würklich sein Haus schon verlassen hat. Wenn eine Frau drey Jahre von ihrem Manne verlassen ist, so kan sie zu den Mandarinen gehn, und von denselben die Erlaubniß erhalten, sich wieder zu verheyrathen. Und dieses ist der Fall, in welchen nach den Gesetzen die Ehescheidung gestattet wird: auch geschiehet dieses Ehebruchs halber; welches Laster aber unter den Chinesern sehr selten ist; auch sind ganz entgegen gesetzte Gemüthsneigungen, ein natürlicher Widerwille gegen einander, übertriebene Eyfersucht, unanständige Waschhaftigkeit, Ungehorsam, Unfruchtbarkeit, und ansteckende Krankheiten ebenfalls Ursachen, welche eine Ehescheidung gestatten.

Andere Umstände verhindern wieder, daß die Verbindung nicht würklich vollzogen werden kan, oder machen sie ungültig, wenn sie bereits vollzogen ist.

1.) Ein junges Frauenzimmer, das mit einem Jüngling versprochen ist, kan wegen der gegenseitigen Geschenke der beyden Familien, keinen andern heyrathen.

2.) Ist die Ehe auch in denen Fällen ungültig, wenn man den Bräutigam betrüglich hintergangen hat; zum Exempel, wenn er durch seine Unterhändlerinnen ein Frauenzimmer hat besehen lassen, die schön gewesen ist, und man hat ihm an deren Stelle eine häßliche, und unangenehme Person, oder auch wohl gar, statt eines freyen Frauenzimmers eine Sclavin untergeschoben; oder wenn auch der Mann nichts anders als ein Sclave wäre; welchen der Vater statt seines rechtmäßigen Sohns untergeschoben hätte.

3.) Kan sich kein civil Mandarine in derjenigen Provinz, oder Stadt verheyrathen, wo er Stadthalter ist.

4.) Gilt auch die Verbindung mit einem solchen Frauenzimmer, oder Mannsperson nicht, die während der Zeit geschlossen wird, da entweder der Vater, oder die Mutter Trauer haben.

5.) Wird auch die Versprechung der Ehe, während der Lebzeit des Vaters, alsdenn ungültig, wenn derselbe gestorben ist; nur muß der junge Mensch durch einen Zettel hiervon den Angehörigen seiner Versprochenen Nachricht ertheilen. Indessen glauben diese doch nicht völlig ausser Verbindung mit ihnen zu seyn; sondern sie warten, bis die Zeit der Trauer verflossen ist; schreiben ihm alsdenn wieder, und erinnern ihn an sein ehemäliges Versprechen; schlägt er aber alsdenn ihren Antrag aus, so ist das Frauenzimmer frey, und kan sich an einen andern verheyrathen. Eben dieses gilt auch in dem Falle, wenn sich in dieser Familie Uneinigkeit ereignet, und zum Exempel entweder der Vater, oder irgend ein naher Anverwandter in gefänglichen Verhaft genommen wird. Wenigstens ist es nöthig, daß der Gefangene seine Einwilligung giebt, und wird auch die Heyrath nicht ganz aufgehoben, so wird sie doch ohne Feyerlichkeit und Schmause vollzogen.

6.) Sind die Heyrathen zwischen Angehörigen eben der Familie verbothen, die Anverwandschaft sey so weitläuftig, als sie wolle. Zween Brüder können keine zwo Schwestern heyrathen; ein Wittwer kan seinen Sohn an keine Tochter einer Wittwe verheyrathen, die er zum Weibe nimmt: und wenn jemand wider diese Vorschriften, oder Gesetze in

irgend

irgend einem Falle handelt, so wird er nach den Gesetzen sehr hart gestraft.

Dieses ist es, was man von den Heyrathen der Chineser sagen kan. In einigen Provinzen aber sind verschiedene von diesen Puncten anders. In der Provinz Schangsi begiebt man sich zuerst in den Tempel der Vorfahren, und zeigt ihnen an, daß einer der Nachkommen von diesem, oder jenem Alter, sich vorgesetzt habe, ein Frauenzimmer zu heyrathen, deren Alter man ebenfalls anzeigt; und dabey ihre Einwilligung, und Beystand erbittet. Die Angehörigen der Braut beobachten eben diese Feyerlichkeit, und behalten sich die Summe vor, welche der Bräutigam der Braut unter dem Namen eines Brautschatzes auszahlen soll; alle Geschenke aber werden auf verschiedenen Tischen mit grossen Ceremonien anhergetragen. Was den Tag der Hochzeit anbetrift, so wird zu demselben durchs Loos ein solcher gewählet, welcher vor andern glücklich ist; alsdenn aber kündigt man denselben den Vorfahren ebenfalls mit grossen Feyerlichkeiten an. Wenn die Braut aus dem Hause gehet, so nimmt sie zu ihrem Bräutigam Reis, Korn und andere Früchte mit, um damit anzuzeigen, daß die Einkünfte ihres Bräutigams durch sie einen ansehnlichen Zuwachs erhalten sollen; endlich zerschlägt man auch ein Ey, welches zu dem Ende geschiehet, damit die Braut fruchtbar seyn möge. Von der Zeit an, da sie der Bräutigam angenommen hat, wie auch, was bis in die folgende Nacht geschiehet, ist alles so, als wir es bereits in der allgemeinen Nachricht berichtet haben. Des Abends aber wird die Braut in die Kammer des Bräutigams geführet, wo man auf einem Tische eine Scheere nebst Zwirn, und

Wolle hingelegt hat; um dadurch anzuzeigen, daß sie fleißig arbeiten und nicht faul seyn soll. Seit dem Hochzeittage bekommt ein Schwiegervater seine Schwiegertochter niemals zu sehen, oder geht zu ihr. Ihre Freunde, und Angehörigen aber reden niemals allein mit ihr.

Wenn die Weiber schwanger sind, so begeben sie sich in den Tempel ihrer Vorfahren, zeigen es denenselben an, und ersuchen sie in diesem ihren Zustande um den nöthigen Beystand. Uebrigens ist es bey den Chinesern sehr üblich, ihre Söhne und Töchter in der zarten Kindheit zu versprechen; auch so gar schon alsdenn zuweilen, wenn die Mütter noch mit ihnen schwanger gehen. In der Provinz Schangsi, von welcher wir eben geredet haben, pflegt man diese Gewohnheit bey dem Heyrathen zu beobachten, daß, wenn die Kinder vorher sterben, ehe die Hochzeit vollzogen ist, sie nichts destoweniger dieselbige auf das feyerlichste begehen, indessen die beyden Särge in ihren Häusern behalten, und sie ganzer drey Jahre neben einander hinsetzen, und bewachen lassen. Alle übrigen Feyerlichkeiten werden auf eben diese Art beobachtet, so, als ob beyde Versprochene noch am Leben wären, und man eine würkliche Hochzeit feyerte. Denn man läßt Musicanten kommen, stellet eine Gasterey an, und endlich trägt man die beyden jungen Eheleute in ein Grab; beyderseits Anverwandten aber achten sich auf eben die Weise mit einander verschwägert, als ob die Hochzeit wirklich unter ein paar Lebendigen vollzogen wäre.

Drey Tage vorher aber, ehe man dieselbe in China feyert, ist man überaus betrübt, und zwar, wie uns

ein

ein gewisser Schriftsteller berichtet: „weil man die „Heyrathen unter Kindern als ein Bild des Todes ih„rer Eltern anzusehen hat; und die Kinder gewisser„massen schon vorläufig deren Erben zu seyn scheinen.„ Uebrigens wünschen die Freunde, und Bekannten des Hauses dem Vater viel Glück, gebrauchen aber dabey den Ausdruck Hochzeit niemals.

Auch giebt es unter den Chinesern Männer, welche nichts darwider haben, wenn ihre Weiber mit andern auch noch so ausschweifend, und unzüchtig leben, ja es giebt zu weilen auch Fälle, da die ehelichen Versprechungen unter diesen Bedingungen geschehen. Alsdenn aber hat der Ehemann kein Recht, übelberüchtigten Personen den Besuch bey seiner Frau zu untersagen, eben so wenig darf er etwas darwider reden, wenn dergleichen Leute einen schändlichen Umgang mit seiner Frau treiben. Allein man hält solche Familien für unehrlich, und die Kinder, welche daraus erzeugt sind, haben niemals Hofnung zu irgend einer Ehrenstelle.

Wir haben bereits gesagt, daß eine Ehefrau so bald sie sich schwanger befindet, zu ihren Vorfahren geht, und ihnen solches anzeiget; zwey Monate darauf, nach dem sie das Kind gebohren hat, gehet sie abermal in den Tempel, um ihr Kind darzulegen, und vor die glückliche Entbindung vor demselben ihre Danksagung abzustatten. Nach dem Verlaufe von einem Jahre kommt sie abermal in den Tempel, und bittet die Vorfahren, daß sie ihm Wachsthum wollen angedeyhen lassen. So bald nun der Sohn z. E. von dem Alter ist, daß er anfangen kan, zu studieren; so giebt ihm der Præceptor einen Namen, welchen er aber nur

unter seinen Mitschülern führet. Wenn er funfzehn Jahr alt ist, so bekommt er mit grosser Feyerlichkeit entweder den Bund oder Huth auf den Kopf, welches denn so viel bedeutet, daß er nunmehr unter die Zahl der Männer aufgenommen wird. Alle dergleichen Feyerlichkeiten aber sind übrigens mit Kirchengängen, und Gebetern zu den Vorfahren begleitet. Eben diese Feyerlichkeiten beobachtet man auch mit den Töchtern, wenn sie mannbar werden, oder aus den jungfräulichen Jahren in das Alter der Eheweiber treten. Der Name eines jungen Menschen, welcher sich verheyrathen will, wird alsdenn von jemanden geändert, welcher von vornehmen Stande ist; und dieser Name ist derjenige, welchen er beständig führet; nur dürfen ihn weder das Hausgesinde, noch seine Untergebene also nennen. Wenn er zu noch reifern Jahren gelanget, so giebt man ihm den dritten Namen, welchen man für den anständigsten und vornehmsten hält, der auch nicht wieder geändert wird.

Indessen müssen wir doch noch etwas von denjenigen Feyerlichkeiten melden, welche bey den Verbindungen des Kaiserlichen Hauses beobachtet werden.

Wenn sich entweder der Kaiser, oder sein Thronfolger vermählen will, so muß das Ceremoniengericht zwanzig ehrwürdige alte Matronen wählen, die sich zu diesem Gewerbe am besten schicken, welches sie vornehmen sollen. Diese versammlen zwanzig Jungfern, die von einer solchen Schönheit und Annehmlichkeit sind, als sie sie finden können, ohne daß weder ihre Geburt oder Angehörigen in einigen

Betracht

Betracht gezogen werden. Diese jungen Frauenzimmer werden alsdenn in wohl verschlossenen Sänften nach Hofe getragen. Die Kaiserin Frau Mutter, oder wenn diese nicht mehr am Leben ist, erste Hofdame, nimmt alsdenn eine jede besonders vor, untersucht sie auf das genaueste, und läßt sie allerley starke Leibesübungen vornehmen, um zu erfahren, ob sie etwan in diesen Umständen eine böse Ausdünstung von sich geben, oder einige Leibesgebrechen an sich haben. Nachdem nun diese Untersuchung mit aller möglichen Sorgfalt angestellet ist, so sucht sie eine unter ihnen aus, die sie alsdenn dem Kaiser, oder Prinzen mit grosser Pracht zuführet. Bey welcher Gelegenheit denn prächtige Gastereyen angestellet, und allen Verbrechern in dem ganzen Reiche ein allgemeiner Pardon angekündiget wird; welcher sich doch aber weder auf die Rebellen, noch Diebe erstrecket. An diesem Tage werden die Ehrenstellen vergeben, und den Bedienten bey Hofe stattliche Geschenke ausgetheilet; die Mandarinen von allen Classen aber werden öffentlich auf das prächtigste tractiret, und die künftige Kaiserin mit grosser Pracht gekrönet. Man giebt ihr eine Menge von Titeln, und weist ihr grosse Einkünfte an. Die neunzehn übrigen jungen Frauenzimmer werden an die Söhne der vornehmsten, und geschicktesten Herren am Hofe verheyrathet. Sind aber einige unter ihnen, vor welche sich eben keine vortheilhafte Gelegenheit finden will, so schicket man sie wieder zurück zu ihren Eltern, und giebt ihnen einen so reichlichen Brautschatz mit, daß sich schon nachher ansehnliche Parthien für sie finden.

Diese Feyerlichkeiten beobachtete man bey den ehelichen Beylagern der Chinesischen Kaiser, bis auf die Zeit, da sich die Tartern dieses Reich unterwarfen. Gegenwärtig nehmen die Prinzen der Linie, welche gegenwärtig den Thron besitzet, ihre Gemahlinnen aus den Prinzeßinnen der Könige der Morgenländischen Tartarey. In dem Schlosse zählet man über dreyhundert Beyschläferinnen, und unter diesen drey Kaiserinnen, welchen alle Ehre erwiesen wird. Eine jedwede von ihnen hat ihr besonderes Schloß, ihre Hofstatt, Hofdamen, und Bedienten, welche unter niemandes Befehle stehen, als dem ihrigen; und der Kaiser unterläßt nichts, wodurch er ihnen gefällig seyn, und allerley Veränderungen machen kan.

Die Kinder der drey Kaiserinnen sind allerseits rechtmäßig, nur mit dem einzigen Unterscheide, daß die Prinzen der ersten die Thronfolger in dem Reiche sind.

Als sich der Kaiser Yongsching eine Gemalin aus seinen Weibern wählte, um sie auf den Thron zu erheben, so schickte er zwey von seinen vornehmsten Geheimden Räthen hin, denen er den Antrag vorgeschrieben hatte, in welchen sie um die Braut anhalten sollten. Als nun der Tag zu dem Beylager bestimmet war, so trug man, gleich beym Aufgange der Sonne, einen viereckigten Tisch zu dem Eingange des Pallastes gegen Morgen, auf dessen jeglichen vier Ecken eine Säule errichtet war, welche eine Art der Kirche unterstützten; dieses kleine Cabinet zierete man mit gelben Zeuge aus, nachher legte man auf diesen Tisch ein kleines Buch, in welchem das Compliment geschrieben stund, welches der Kaiser selbst aufgesetzet hatte, nebst den

Namen

Namen der Prinzen, der Grossen, und hohen Häuser, welche dem Beylager beywohnen sollten. Diesen Tisch nahmen darauf vier prächtig gekleidete kleine Mandarinen, und giengen damit fort. Vor ihnen her aber giengen alle übrigen Prinzen von Geblüte, vornehme Herren, Bedienten, Mandarinen, alle so wie sie dem Range nach auf einander folgten; und dieses prächtige Gefolge versammlete sich in dem innern Hofe des Schlosses, die vornehmsten Ministers, Doctoren, Präsidenten der höchsten Gerichte, die vornehmsten Tartarischen und Chinesischen Civil- und Kriegsbedienten folgten zu Fusse in ihren Feyerkleidern, und die Luft erschallete indessen von der Menge der Trompeter und Paucker.

In dieser Ordnung zog man bis in den Audienzsaale, welcher derjenige ist, wo der Kaiser die auswärtigen Gesandten vor sich kommen läßt. Als man daselbst hineingekommen war, so nahmen die Prinzen mit einer besondern Ehrfurcht das kleine Buch, welches auf dem Tische lag, den man hergetragen hatte, und trugen es auf einen andern Tisch, welcher zu eben dem Ende mitten in dem Saale, gedeckt stund. Hierauf machten sie eine grosse Menge Verbeugungen vor dem Kaiserlichen Throne, eben so, als ob der Kaiser würklich gegenwärtig wäre. Die Music ließ sich auch, obgleich auf eine ziemlich wundersame Art, hören, und die Präsidenten des Ceremoniengerichts unterrichteten die Verschnittenen des Pallasts: „daß „die Grossen des Reichs seine Kaiserliche Majestät ersuchten, zu erscheinen, und sich auf ihren prächtigen Thron zu setzen.„ So bald der Kaiser hiervon Nachricht erhalten, erschien er sogleich, und setzte sich auf

seinen

seinen Thron. Hierauf näherten sich zwey Doctoren vom ersten Range dem Tische, und nachdem sie verschiedene kniende Verbeugungen gemacht hatten, so nahm einer von ihnen das Buch, und las mit lauter Stimme dasjenige Compliment her, das darinne stund. Nachdem der Doctor ausgelesen hatte, so setzten sich beyde wieder an ihren Ort, der Kaiser gieng von seinem Throne herunter, und kehrte in sein Gemach zurück.

Der Nachmittag dieses grossen Tages war darzu bestimmet, daß die Damen bey der neuen Kaiserin ihr Compliment machen mußten. Die Prinzessinnen giengen vor den übrigen Damen her, und allerseits in eben der Ordnung, als es die Würden ihrer Gemahle erforderten; eine vornehme Dame aber gieng vorher, deren Geschäfte war, die Aufsicht und Anordnung über die Feyerlichkeiten zu beobachten. Nachdem nun die Damen vor dem Thore des Schlosses angelanget waren, so zeigte sich der erste Verschnittene der Kaiserin, und die vorerwähnte Dame redete ihn, als Ceremonienmeisterin, folgendergestalt an: „ich bitte der Kaiserin Majestät, im Namen der „gegenwärtigen Versammlung, daß sie sichs gefallen „lassen wollen, aus ihrem Schlosse zu gehen, und „sich auf ihren Thron zu setzen.„ Uebrigens ist zu merken, daß das Compliment der Damen nicht auf gleiche Weise in ein Buch geschrieben ist, wie das Compliment des männlichen Geschlechts, sondern auf ein Blatt Papier von einer besondern Art. So bald sich die Kaiserin auf ihren Thron gesetzt hatte, so machten ihr die Damen auf eben die Weise ihre Verbeugungen, wie es bey uns in Europa

ropa gewöhnlich ist. Man versichert, daß diese knieende Verbeugungen eben so viel bedeuten, als ein mündliches Compliment, folgenden Innhalts: „wir „wünschen Eurer Kaiserlichen Majestät alles Glück.„ Hierauf fielen die Damen auf die Knie, und stiessen mit dem Kopfe dreymal gegen die Erde; erhoben sich aber balde darauf wieder mit einem tiefen Stillschweigen, und nahmen ihren vorigen Ort ein. Die Kaiserin stieg darauf wieder von ihrem Throne herunter, und hiermit war die Feyerlichkeit zu Ende.

Das Kaiserliche Schloß ist der gewöhnliche Sitz der Kaiserlichen Prinzen; nachdem sie aber verheyrathet sind, so werden sie gemeiniglich in die vornehmsten Städte und Provinzen des Reichs geschickt, und ihnen daselbst ihre Schlösser angewiesen, die zu ihren Residenzien bestimmet sind. Diese Prinzen führen den königlichen Tittel, und man erweiset ihnen in ihren Provinzen eben diejenige Achtung, wie dem Kaiser in der Hauptstadt; sie geben sich aber auf keine Weise mit der Regierung ihrer Provinzen ab.

Während der Zeit, da die Chinesischen Kaiser den Thron besessen haben, war das Ceremoniengericht berechtiget, eine gewisse Anzahl junger Männer zu versammeln, die nicht älter waren, als vierzehn bis funfzehn Jahr; aus welchen der Kaiser die Gemahle für seine Prinzessin, oder Schwestern wählete. Ein gewisser glaubwürdiger Schriftsteller versichert auch, daß diese jungen Mannspersonen, die er etwan von achtzehen bis zwanzig Jahr gehalten hat, in einen Saal geführet worden wären, wo sie die Princessin Braut ganz frey, ohne gesehen zu werden, habe untersuchen, und denjenigen wählen können,

von

von welchem sie sich die vorzüglichste Hofnung gemacht hätte.

Man nennete diejenigen Gemahle, welche keine Mandarinen werden konnten, Tuma, das ist Anverwandten des Kaisers, und zwar ihrer Gemahlinnen wegen. Bis auf die Zeit, da sie Kinder gezeuget hatten, waren sie Morgens und Abends verbunden, vor ihren Gemahlinnen kniende Verbeugungen zu machen, und dreymal mit der Stirne auf die Erde zu stossen. Die Tartarischen Kaiser aber verheyrathen ihre Prinzessinnen und Schwestern entweder an die Söhne der Grossen bey Hofe, oder an die Khans der morgenländischen Tartarey.

Zwölftes Hauptstück.

Von den Leichenbegängnissen der Chineser.

Alle Ceremonien, welche bey den Leichenbegängnissen der Chineser beobachtet werden, sind in einem gewissen Buche vorgeschrieben, und dieses so leicht- als abergläubige Volk würde sich, seiner Meynung nach, dem allergrösten Unglücke aussetzen, wenn es einige von diesen Gebräuchen unterliesse.

Die gewöhnliche Trauer währet drey Jahre, und während dieser geraumen Zeit kan niemand ein öffentliches Amt verwalten. „Der Man„darine legt dasselbe nieder, ein Staatsminister eben „so wohl, um sich in sein Hauß oder Pallast zu be„geben, und daselbst seiner Betrübniß desto besser „nachzuhängen. Er geht in ein anderes Zimmer,

und

„und verwechselt seine Geräthe, er darf auch nicht „einmal auf einem andern Stuhle sitzen, als auf ei„nem kleinen von Holze. Die Speisen und Ge„tränke, die man ihnen fürsetzt, sind sehr geringe, „und man giebt ihnen keine andere, als bloß Gemü„se zu essen. Seine Kleidungsstücken sind von gro„ben Zeuche, und das Bette, worinnen er schläft, „sehr elend. Er darf auch keine andern Worte von „sich hören lassen, als lauter solche, die mit einer star„ken Betrübniß überein stimmen.„

Die weisse Farbe ist diejenige, welche bey den Chinesern trauret, und sowohl der Kaiser, als die geringsten Leute richten sich nach dieser Gewohnheit; ein jeder aber vermeidet während dieser Zeit das Gelbe und Blaue, welche beyde ihre Lieblings-Farben sind.

Wenn es die Europäer an den Chinesern tadeln, daß sie so lange trauren, so antworten ihnen diese: „Hierzu verbindet uns die Dankbarkeit, denn wie „könnten wir unsern Eltern die Sorgfalt anders ver„danken, die sie auf unsere drey ersten Lebensjahre „verwendet haben? Aus dieser Ursache, wenden wir „eine eben so lange Zeit an, sie zu betrauren, um für die „Mühe und Arbeit erkenntlich zu seyn, die wir ihnen in „unserer Kindheit verursachet haben.„

Uebrigens ist gewiß, daß die Chineser einen Theil ihres Glücks darinnen setzen, wenn sie ihre Särge aus einem recht starken, und festen Holze bekommen können. Reiche Leute verwenden oft bis zwey tausend Thaler auf den Kauf solcher Bretter, die nicht verfaulen, und daher am geschicktesten erachtet werden, ihre letzten Wohnungen abzugeben, welche sie denn auch

in

in ihren Häusern zu dem Ende verwahren, um sich dabey ihrer Sterblichkeit zu erinnern. Zu diesem beträchtlichen Aufwande fügt man auch allerley Blumen, kostbares Räucherwerk, Wachslichter, fürtrefliche Zeuge, gemaltes Papier, auch Musicanten und Klageweiber; und man kan versichert seyn, daß diese ausschweifende Pracht, eben wie bey uns in Europa, einen ansehnlichen Theil der Hinterlassenschaft der Verstorbenen hinweg nehmen. Wenn ein Mann gestorben ist, so werden alle seine Angehörigen, und Freunde eingeladen, ihn bey seinem Sarge zu beweinen, und an den Opfern Antheil zu nehmen, welche bey dieser Gelegenheit angestellet werden. Kinder behalten öfters die todten Leichname ihrer Väter in den Särgen, welche mit einem kostbaren Firniß überzogen sind, ganze Jahre bey sich. Während der ganzen Zeit aber, da man dieselben im Hause hat, setzt man ihnen beständig Essen und Trinken vor, wenn es Essenszeit ist.

Ist ein Kranker verschieden, so nimmt einer von seinen Angehörigen das Kleid des Verstorbenen, steigt auf den höchsten Ort des Hauses, wendet sich gegen Norden, und ruft mit einem grossen Geschrey der abgeschiedenen Seele: dieses Geschrey richtet er gegen den Himmel, die Erde, und den Luftkreis. Nachdem dieser Gebrauch vollendet ist, so wiederholt er denselben auch nach der Mittagsseite; alsdenn steigt er wieder herunter, breitet das Kleid des Verstorbenen aus einander, und läßet es also drey Tage lang liegen, um zu erwarten, ob die Seele vielleicht wieder zurück kommt. Eben dieses beobachtet man auch, wenn jemand erschlagen ist.

So bald aber ein Chineser gestorben ist, so macht man in einem Zimmer des Hauses einen Altar zu rechte, welcher weiß bekleidet wird; den Sarg aber setzt man hinter dem Altar, und die Bildsäule des Verstorbenen mit seiner besten Kleidung auf demselben. Vor dieser Bildsäule machen die Angehörigen und Freunde vier Verbeugungen, wenn sie zusammen kommen, statten derselben ihre Complimente ab, und räuchern ihr. Die Weiber, und Kinder versammeln sich um den Sarg, sind aber mit einem Schleyer bedeckt. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß, wenn die Leiche auf die Todenbahre gesetzt wird, man ihr Korn, Reis, und zuweilen Gold und Silber in den Mund legt. Auch werden in jegliche vier Ecken des Sarges kleine Säckgen gethan, in welchen die abgeschnittenen Nägel des Verstorbenen, und kleine Scheeren befindlich sind, womit sie abgeschnitten werden.

Wenn nun der Tag kommt, da das Leichenbegängniß gehalten werden soll, so versammeln sich die Angehörigen und Freunde. Man lässet die Bonzen kommen, welche ihre Gebeter hersagen müssen, die denn mit denen übrigen ein ansehnliches Leichenbegängniß ausmachen. Eine andere Anzahl von Leuten, welche eigentlich zu diesen Geschäfte bestimmet sind, tragen auf langen Stangen, die Bildnisse von Männern, Weibern, Elephanten, Tiegern, und allerley Arten von Götzenbildern. Während dem Zuge wird beständig geräuchert; eine grosse Menge von Fackeln erleuchtet die Luft, wenn es auch noch so helle ist, und nächst dieser läßt sich auch die Trauermusic hören. Mit diesem Zuge langt man endlich bey den Familienbegräbnisse an, welches gemeiniglich auf

einem Hügel, oder wenigstens neben demselben errichtet ist.

Es giebt auch Provinzen in China, wo die Todten verbrannt werden, und dieses ist gemeiniglich die Gewohnheit der Armen, welche die schweren Kosten zu einem Sarge nicht anschaffen können. In einigen Gegenden hat man auch Gottesäcker für arme Leute. Bey der Beerdigung der Verschnittenen aber wird gemeiniglich das meiste verwendet. Dieses sind ohngefehr die Hauptgebräuche, welche man bey den Leichen der Chineser beobachtet: denen wir nur noch etwas weniges von dem beyfügen wollen, was man bey den Absterben eines Kaisers, oder Kaiserin zu beobachten pflegt.

So bald ein Kaiser verschieden ist, so trägt man ihn in einem kostbaren mit Edelgesteinen besetzten Lehnstuhle durch sechs Verschnittene mitten in den königlichen Saal, dessen Name so viel bedeutet, als der Wohnplatz der Dankbarkeit, und Klugheit. Alsdenn legt man den Leichnam unter dem Schalle der musicalischen Instrumente auf ein prächtiges Paradebette, und bald darauf in einen sehr kostbaren Sarg. Alles dasjenige aber, was wir eben bey den Leichenbegängnissen der Privatpersonen beobachtet haben, wird in grossen bey dem Ableben eines Kaisers beobachtet, und vorgenommen. Die Anzahl der Leichenbegleiter ist daher viel zahlreicher, und alles viel prächtiger, und kostbarer. Nächst diesem waren auch alle Unterthanen ehedem verbunden, den Kaiser drey Jahr zu betrauern. Gegenwärtig aber erstreckt sich diese Trauer nur auf einige Tage. Allen Mandarinen durch ganz China wird bey diesem traurigen Vorfalle

ein

ein Fasten vorgeschrieben, welches sie mit Thränen, und allerley Feyerlichkeiten verbinden müssen.

Wenn eine Kaiserin stirbt, so trauert man viertzig Tage, während welchen kein Gericht gehalten wird. Der Kaiser läßt niemanden vor sich, welcher bey ihm Audienz verlanget, und die Mandarinen müssen die erste Nacht, unter freyen Himmel zubringen, da man denn von ihnen, und den Prinzen von Geblüte, glaubt, daß sie den Tod der Kaiserin beweinten, und beklagten. In den dreyen folgenden Tagen legen die Mandarinen ihre weisse Trauerkleider an, aber ohne diejenigen Ordenszeichen, wodurch sie sich sonst von andern unterscheiden, und machen einige kniende Verbeugungen vor dem Bildnisse der verstorbenen Kaiserin. Nachdem die Vorkehrungen zu dem prächtigen Leichenbegängnisse gemacht sind, so trägt man den verstorbenen Leichnam (des Kaisers, oder der Kaiserin) in das Kaiserliche Holz, welches ein weitläuftiger Pallast, und das Begräbniß der Kaiser ist.

Ehedem machte man eine besondere neue Thür, aus welcher man die Leichname der Verstorbenen aus einem Hause trug, die man nachher mit grosser Sorgfalt unter dem Vorwande wieder verschloß, weil, indem man verbunden sey, durch eben die Thür beständig aus, und ein zu gehen, die Trauer in der That eine gar zu geraume Zeit um den Todten unterhalten würde. Ein anderer Gebrauch war vor Zeiten bey diesem Volke ebenfalls gewöhnlich. Man verbrannte die Leichname der Vornehmen, und mit ihnen zugleich nicht nur ihre vornehmsten Kostbarkeiten, sondern zuweilen gar ihre Bedienten. Ein gewisser Kaiser aber dachte so gesetzt, daß er dieses so abscheuliche,

als abgeschmackte abergläubige Verfahren abschafte; und seit der Zeit ist es auch beständig unterblieben.

Der Thronfolger des verstorbenen Kaisers aber darf niemals weder die Gemahlinnen, noch Kebsweiber seines Vorgängers besuchen; ja diese Hochachtung gehet gar so weit, daß er niemals einen Fuß in ihr Zimmer setzt.

Bey einem gewissen Schriftsteller findet man, daß, wenn man alle Hofnung zu der Wiedergenesung eines Kranken aufgegeben hat, man ihn vorher, ehe er stirbt, in den Saal eines Hauses trägt, welcher der Saal der Vorfahren genennet wird: wo man ihm das Bildniß des Teufels vorhält, welches in seiner rechten Hand die Sonne, in der linken aber einen Dolch hält; und ihn dabey ermahnet, daß er dieses Bild recht ansehen soll, damit er in der andern Welt die Freundschaft des Teufels erlangen möge.

Ausser den erwehnten öffentlichen Leichenceremonien giebt es auch noch gewisse andere Gebräuche, welche in besondern Jahreszeiten zur Ehre der Verstorbenen unternommen werden, oder geschehen. Es versammeln sich alsdenn andächtige Weiber in einem Saale, welcher mit allerley Schildereyen, und Gemälden ausgezieret ist, welche bey dem Altare alle die Höllenquaalen vorstellen, womit, ihrer Meynung nach, die Verdammten in der Hölle gequälet werden sollen. Vor diesem Tage, welcher zu der Feyerlichkeit bestimmt ist, muß sieben Tage gefastet werden. Ein Oberster unter den Bonzen, nebst einigen von seinen Beyständen, kommt und singet Gebeter ab, und bereitet allerley Schätze, die für jene Welt gehören. Man führt zu dem Ende einen ganzen Pallast von

gemalten,

gemalten, und Goldpapiere auf, in welchem alle Theile eines Gebäudes genau angebracht sind. Die Schränke, und Kasten sind von Gold- und Silberstäben angefüllet, nemlich von zusammengerollten Papiere, welches jene vorstellt, durch diese Schätze aber sollen die andächtigen Seelen für den greulichen Verfolgungen des Yenwang, oder des Höllenkönig es bewahret werden, welcher nicht eher beruhiget wird, als man ihm etwas gebracht hat. Das übrige aber wird darzu bestimmet, Ehrenstellen in diesem neuen Aufenthalte zu erlangen. Die Schränke und Kasten sind auch mit Schlössern von Papier verschlossen, und werden auch mit Schlüsseln geöfnet, die aus eben so dauerhafter Materie sind, und die man sehr sorgfältig verwahret. So bald nun derjenige gestorben ist, welcher diesen Aufwand gemacht hat, so verbrennt man das Gebäude, nebst allen seinen Schränken, Kasten, Silber und Golde, Schlössern, und Schlüsseln; da denn diese Materie den Verstorbenen in jenem Leben zu würklichem Gold und Silber wird, wovon das Papier in dieser Welt nur die blosse Vorstellung war.

Dreyzehentes Hauptstück.

Von den bürgerlichen Gebräuchen der Chineser.

Die Chineser stehen in den Gedanken, daß die Ruhe eines Staats vornemlich von der Sorgfalt abhange, mit welcher die bürgerlichen Pflichten beobachtet werden. Von der Höflichkeit sagen sie, daß sie nichts anders sey, als derjenige artige, und

anständige Umgang, durch welchen der Seele die natürliche Härtigkeit benommen, der Character gemildert, die Ruhe, die Ordnung, und Unterthänigkeit unterhalten würde; die öffentlichen Gebräuche und Complimente aber wären dasjenige, welches diese gute Würkung thäte. Man zeigt in China ein Buch vor, in welchem die Regeln der Höflichkeiten vorgeschrieben sind, und welches drey tausend Jahr alt seyn soll. Allgemeine Begrüssungen, Besuche, Geschenke, Feste, alle öffentliche und häußliche Wohlanständigkeit, und alle feyerliche Gebräuche sind daselbst in die genaueste Ordnung gebracht, und auf das vollkommenste aus einander gesetzt. Alle Menschen ohne Unterschied haben eine gewisse Feyerlichkeit, oder Ceremoniel zu beobachten, sowohl gegen ihre Vorgesetzten, ihres Gleichen, als auch die, von niedrigem Stande. Alle diese Complimenten haben sie in diesem Buche. Die Grossen, und Vornehmen finden darinnen denjenigen Respect, welchen sie dem Kaiser erweisen, und wie sie sich gegen ihn betragen müssen. Die Künstler, und bis auf die geringste Classe des Volks, finden die Regeln der Höflichkeit darinnen, welche den Character der Chineser ausmachen; und die Ausländer verwundern sich höchlich, wenn sie sie mitten auf der Strasse sehen, und wie sie einander mit einer so grossen Ehrfurcht begegnen, einander grüssen, und sich als Brüder vorhalten.

Unter allen Gerichten im Reiche ist auch kein einziges, in welchen eine solche Strenge beobachtet wird, als in dem Ceremonialgerichte. Denn es straft diejenigen Unterthanen, welche die kostbaren Pflich-

ten

ten der national Höflichkeit aus den Augen setzen, und nimmt auch hiervon sogar nicht einmal die Fremden aus. Ehe ein Gesandter Audienz bey dem Kaiser erlangt, so muß er vorher vierzig Tage auf das sorgfältigste in denen Ceremonien unterrichtet werden, die der Gebrauch eingeführet hat, und in demjenigen Buche beschrieben stehen, von welchem wir eben geredet haben. Diese Vorschriften unterrichten einen, wie man den Reverenz, eine kniende Verbeugung machen, oder sich niederwerfen muß u. s. f.

Will man einen anständig grüssen, so muß man beyde Hände auf die Brust legen, sie auf derselben auf eine einnehmende Art hin- und her reiben, und den Kopf anständig niederschlagen. Begegnet man jemanden, welchem man Ehrerbietigkeit schuldig ist, so muß man die Hände Kreutzweis über einander legen, sie so gleich wieder aufheben, dieselben bis zur Erde erniedrigen, und sich mit dem Leibe eben so stark niederwärts beugen, als es genug ist. Begegnen sich zwo Personen unvermuthet, die einander lange nicht gesehen haben, so fallen sie vor einander auf die Knie, neigen sich mit dem Kopfe bis auf die Erde, erheben sich alsdenn wieder, und wiederholen eben diesen Gebrauch zwey bis dreymal. Die Gebräuche der Chineser überhaupt haben jederzeit was gezwungenes an sich. So fragen sie zum Exempel einander: „ist ihnen sonsten nichts als lauter Glück auf ihrer Reise begegnet?„ befragt man sie, wie sie sich befinden, so antworten sie: „sehr „wohl, und dieses habe ich Ihrer reichlichen Glückseligkeit zu verdanken.„ und dieses soll allemal so viel heissen: „die Glückseligkeit ist auf ihrer Stir-

„ne gemalet, oder ihre Mienen zeigen von ihrem „Glücke.„

In den Gesellschaften nimmt der älteste allemal die oberste Stelle ein, es wäre denn ein Fremder gegenwärtig, welchem er sie einräumen muß; unter den Fremden aber wird der allemal vorgezogen, welcher am weitesten herkömmt. In einigen Provinzen ist die Oberstelle an der rechten Seite; in andern aber an der linken.

Wenn zween Mandarinen sich auf der Gasse begegnen und dem Range nach einander gleich sind, so grüssen sie einander ohne auszusteigen, oder aufzustehen, indem sie anfänglich ihre gefaltene Hände herunter lassen, sie aber nachher auf den Kopf bringen; wenn der eine aber geringer ist, als der andere, so muß jener aus seiner Kutsche heraus steigen, oder vom Pferde herunter, wenn er reitet, und diesem eine tiefe Verbeugung machen.

Die Unterthänigkeit unter den Chinesern leuchtet aus keinen Ständen besser hervor, als aus den Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern, und der Schüler gegen ihre Lehrer. Jene reden in Gegenwart dieser sehr wenig, stehen jederzeit aufrecht in ihrer Gegenwart, und grüssen sie fast beständig auf die Weise kniend, indem sie mit ihrer Stirne auf die Erde stossen. Dieses ist ein Gesetz in dem ganzen Reiche, welches so in den Dörfern, wie in den Städten, und so in allen Provinzen, als bey Hofe auf das genaueste beobachtet wird.

Die Verbindlichkeiten zu besuchen, haben sich in diesem Lande auf eine ganz ungeheure Art vermehret. Denn man muß deren bey Gelegenheit

der

ber Geburtstäge, des neuen Jahres, der Feste, der Geburt eines Sohnes, einer unterhabenden ehelichen Verbindung, anzutretenden Würde, oder Reise, bey einem Todesfalle, und vielen andern Fällen mehr, abstatten. Und niemand ist von dieser Pflicht ausgenommen, welche über dieses noch allemal mit einigen Geschenken verbunden werden muß.

Bey dieser Art von Besuchen stellet man zuerst dem Thürwärter ein Blatt rothes Papier zu, welches mit einigen güldenen Blumen gezieret, und gleich einem Lichtschirm zusammen gelegt ist; auf dem einen Bruche stehet der Name desjenigen, an welchen er gerichtet ist, nebst einigen Ehrfurchtsvollen Ausdrücken, wie zum Exempel: „der zärtliche „und aufrichtige Freund Eurer Excellenz, und der be„ständige Schüler ihres Unterrichts stellet sich hierdurch „dar, um seine Schuldigkeit zu bezeigen, und seine Ver„beugungen bis auf die Erde zu machen.„ Wenn es eine Trauervisite ist, so muß das Papier weiß seyn.

Ein Besuch, welchen man einem Vornehmen abstattet, muß des Morgens geschehen; weil es wider die Hochachtung wäre, wenn man den andern den Geruch des Weins wollte empfinden lassen, welchen man zu Mittage getrunken hat. Ein Besuch aber, welcher Vormittags abgestattet ist, kan Nachmittags erwiedert werden.

Wenn ein Mandarine einen andern Mandarinen besucht, welcher seines Gleichen ist, so darf er sich in seiner Sänfte durch die beyden grossen Höfe des Gerichtshauses bis mitten in den Saal tragen lassen, wo ihn der andere empfängt, welchen er den Besuch abstattet. Hier müssen alsdenn sehr

viele Verbeugungen, und so gar deren kniende gemacht werden, so lange, bis man sich niedergesetzt hat; nachdem nemlich der Mandarine des Hauses angezeigt hat, daß er mit dem Tuche seines Kleides den Staub von dem Stuhle abgewischet habe, auf welchen sich der andere niedersetzen soll. Dieser trägt darauf mit vieler Feyerlichkeit die Bewegungsgründe vor, weswegen er den Besuch abstattet, und diese werden eben so feyerlich mit einer Menge von Verbeugungen beantwortet. Hierbey aber muß man jederzeit aufrechts stehen, und sich ja nicht etwan auf die Lehne des Stuhls legen, sondern die Augen niederschlagen, und nicht zur Seite sehen. Die Hände müssen gerade über die Knie herunter hängen, und die Füsse in einer genauen Gleichheit neben einander stehen. In dieser Stellung wird einem der Thee gereichet, wobey denn abermal eine Menge von kleinen Feyerlichkeiten beobachtet werden muß, wie man zum Exempel die Tasse von dem Bedienten annehmen, dieselbe zum Munde führen, und sie auf eine bescheidene Art wieder zurück geben muß. In allen diesen Dingen aber muß man sich ungemein üben, und sehr vorsichtig darinnen seyn; und eben so auch in der Art, wie man sich wieder empfiehlet.

Wenn ein Abgesandter des Hofes dem Mandarinen einer Provinz den Besuch abstattet, so müssen dreyßig Personen vor der Säufte hergehen, welche Schalen von Kupfer in den Händen haben, auf welche sie beständig schlagen. Einige von dem Gefolge tragen Peitschen in den Händen, andere Ketten, vergoldete Stäbe, oder auch kleine Fahnen von

verschie-

verschiedener Farbe. Hinter ihnen folgt eine Anzahl von Leuten, welche eine unordentliche, und rauschende Music machen; ein solcher aber wird mit ausserordentlichen Hochachtungsbezeugungen angenommen; ob er gleich eigentlich weiter nichts ist, als ein blosser Staatsbothe.

Derjenige, welcher ein Geschenk machen will, muß zugleich einen Besuch abstatten: nachdem nun die gewöhnlichen Complimente gewechselt sind, so stellet er dem, welchen er besucht, einen Zettel zu, der ihn aber nicht eher lieset, bis man sich wieder beurlaubet hat, sondern ihn einem Bedienten zustellet. Wird nun dasjenige angenommen, welches einem dargebothen ist, so behält man den Zettel, und schreibt auf einen ähnlichen Zettel die Danksagung, die man wieder zurück schickt. Wird das Geschenk nur zum Theil angenommen, so werden in dem Danksagungszettel diejenigen Stücke benennet, welche man behält. Nimmt man aber gar nichts darvon an, so muß man sowohl den Zettel, als das Geschenk, nebst einigen Chinesischen Wörtern wieder zurück schicken, welche ohngefehr so lauten: „daß dieses Perlen wären, welche man „sich nicht unterstehe, anzurühren.„ Ein jeder aber, welcher ein Geschenk annimmt, ist gehalten, eins dargegen zu machen.

Nichts aber ist so beschwerlich, als die Feyerlichkeiten, die man beobachten muß, wenn man einen Brief schreiben will. Der, welcher an seine Vorgesezten schreibt, muß darzu weisses Papier gebrauchen, welches wenigstens zehn bis zwölf mal nach der einen, und andern Seite zusammen gelegt wird. Das Blatt aber muß in ein grosses Papier eingeschlossen

schlossen seyn; auf den zweyten Bruch wird geschrieben, und der Name ganz unten auf diese Seite gesezt: Je kürzer nun ein Schreiben ist, von desto mehr Hochachtung zeigt es; man darf sich aber keiner solchen Schreibart und Ausdrücke darinnen bedienen, wie sie in dem gemeinen Umgange gewöhnlich sind. Wird es versiegelt, so muß das Siegel an zween Orten aufgedrücket seyn, einmal über den Namen, und das andere mal über das erste Wort des Briefes. Zuweilen thut man es in einen Umschlag von Papier. Wenn man Trauer hat, so muß man einen Streifen von blauen Papier oben über dem Namen befestigen. Das Schreiben wird drauf in den Umschlag gethan, und mitten um denselben ein Streifen rothes Papier gemacht, welcher zwey Finger breit ist, und auf welchen die Worte stehen: „der Brief ist darinnen.„ Nachdem nun derselbe erwähnter maßen verschlossen ist, so thut man ihn in einen zweyten Umschlag von etwas stärkern Papier, und macht um diesen abermal einen rothen Streifen von Papier, worauf der Name und die Würde desjenigen geschrieben wird, an welchen es gerichtet ist. Die Provinz, Stadt, Wohnung, das Jahr, und der Tag werden auf die andere Seiten des Streifen gesezt; die beyden Oefnungen des Umschlags aber sind mit folgenden Worten bezeichnet: „verwahret, und versiegelt.„

Wir haben gesehen, wie viele Kleinigkeiten man beobachten muß, wenn man nach Chinesischer Art höflich seyn will. Dieses gezwungene Wesen erstreckt sich nicht nur über die Besuche, sondern auch über die Mahlzeiten.

Bey den Chineſern unterſcheidet man ſonderlich zwo verſchiedene Arten der Gaſtereyen; die eine iſt einfach, und bey derſelben werden nur zwölf Schüſſeln aufgeſezt; die andere aber iſt prächtiger, und man ſezt bey derſelben deren auf jedweden Tiſch vier und zwanzig, wobey denn jederzeit eine groſſe Menge von Reverenzen und Höflichkeitsbezeigungen gemacht werden. Will man einen vornehmen Mann vom Stande tractiren, ſo muß man ihm drey Zettel nach einander ſchreiben, in welchen er eingeladen wird: den erſten zwey Tage vor der Gaſterey; den zweyten Vormittags an eben dem Tage; und den dritten, wenn alles bereit iſt. Hierdurch wird die Sorgfalt angedeutet, die man anwendet, ihn bey ſich zu haben. Der Saal, wo die Gaſterey gehalten wird, muß mit Blumentöpfen, und allerley Gefäßen von Porcellain ausgezieret ſeyn. Ein jedweder von den Eingeladenen aber muß an ſeinem beſondern Tiſche ſpeiſen: denn es iſt gar nicht gewöhnlich, wo anders nicht die Anzahl der Gäſte ſehr groß wäre, deren zwey an einen Tiſch zu ſetzen, viel weniger drey. Die Tiſche aber ſtehen gegen einander über zu beyden Seiten in dem Zimmer, und ſind mit einem ſeidenen, geſtickten Tuche rund umher bekleidet, und oben mit einem Firniß überzogen, aber ohne Tiſchtuch, und Serviette. An beyden Enden ſtellet man zwo Arten von Gefäßen, welche mit Früchten, Blumen, und Citronen angefüllet ſind.

Der Herr des Hauſes erwartet ſeine Gäſte an der Hausthüre, und führet ſie alle nach einander in den Speiſeſaal. Wenn ſie nun ſämtlich drinnen ſind, ſo nimmt er einen Becher von Silber, Porcellain, oder

koſtbaren

kostbaren Holze in beyde Hände, und schenkt Wein hinein; alsdenn beugt er sich vor der ganzen Gesellschaft, wendet sich gegen den grossen Saal des Hauses, richtet die Augen gen Himmel, und gießt den Wein aus; wodurch denn angedeutet werden soll, daß alles das, was er besitze, ein Gnadengeschenk des Himmels sey. Was nun über dieses vor Complimente und Gegencomplimente gemacht werden, wenn sich die Gäste niedersetzen sollen, damit wollen wir uns eben nicht aufhalten.

Nachdem sich aber jedermann gesezt hat, so erscheinen vier oder fünf Comödianten, und machen eine ungemeine Menge von tiefen Verbeugungen, ehe sie noch das Buch überreichen, in welchen mit güldenen Buchstaben die Stücke nach der Reihe eingeschrieben sind, die sie auswendig wissen, und sogleich aus dem Stegreife aufzuführen im Stande sind. Alsdenn aber entstehet ein neuer Streit des höflichen Wortwechsels, oder Complimentirens unter den Gästen, unter welchen sich keiner unterstehet, diesen so wichtigen Punct zu bestimmen. Mithin müssen die Comödianten nur dasjenige Stück anzeigen, welches sie spielen wollen; worauf denn ein jeder mit der Neigung des Kopfes seine Genehmigung bezeuget.

Ehe aber noch die Comödie gespielet wird, so wird ein Concert aufgeführet, und zwar in einem so schlechten und groben Geschmacke, daß es vielleicht keinen andern, als nur Chinesischen Ohren gefallen kan. Denn diese Music wird mit lauter Instrumenten aufgeführet, die von Eisen, oder Kupfer, und mit Trommeln, welche mit Büffels-Häuten überzo-

gen

gen sind; worzu denn auf Flöten, oder Pfeifen gepfiffen und mit Trompeten geblasen wird.

Alsdenn wird die Comödie gespielet, und man fängt an Mahlzeit zu halten, indem man erst vorher ein Glaß Wein trinket. Der Herr des Hauses setzt sich mit einem Knie auf die Erde, und sagt mit lauter Stimme: „meine Herren, sie sind eingeladen den Becher zu ergreifen.„ Hier stehet jederman auf, faßt den Becher in beyde Hände, erhöhet ihn bis über den Kopf, erniedriget ihn wieder bis unter den Tisch, führt ihn alsdenn zu den Munde, und trinkt ganz langsam zu mehrern malen. Hierauf kehret man die Becher um, dadurch zu beweisen, daß nichts mehr drinnen sey. Wie wir bereits im vorhergehenden gesagt haben, so setzet man zuweilen bis vier und zwanzig Schüsseln auf den Tisch, aber eine nach der andern; und sie bleiben alle auf dem Tische stehen. Statt der Gabeln aber brauchen die Chineser zween kleine Stäbe, mit welchen sie ziemlich geschickt zurecht kommen können. Mitten unter diesen grossen langen Reihen von Schüsseln stehet eine Schüssel voll ziemlich schlecht, und mager gekochtes Essen, oder Suppe, nebst einer Art von kleinen Kuchen, welches hineingedunket wird. Wenn der Thee aufgetragen wird, und die Comödie zu Ende ist, so stehen die Gäste auf, und gehen in einen andern Saal, damit die Tische wieder abgetragen, und die Geräthe bey Seite gesetzet werden können. Alles dieses aber geschiehet nicht anders, als mit einer grossen Menge von Complimenten. Nachdem die Gesellschaft wieder in den Speisesaal gekehret ist, so spielen die Comödianten das andere Stück; man trinkt alsdenn stärker, und ein jedweder unter den Gästen läßt sich verschie-

dene Packetgen rothes Papier hergeben, in welches er das Geld für den Koch, den Herrn des Hauses, die Comödianten, und die Bedienten in dem Hause wickelt. Diese Geschenke überreicht man alsdenn dem Herrn des Hauses, welcher sie, nach einigen Verweigerungen, endlich annimmt, und sie austheilen läßt. Dieses aber ist nicht anders gebräuchlich, als wenn bey der Gasterey Comödie gespielet wird. Die kleinen Zusammenkünfte aber dauren gemeiniglich fünf bis sechs Stunden, nehmen des Abends ihren Anfang, und sind mitten in der Nacht zu Ende; welches denn diejenige Zeit ist, da alle Gäste aus einander, und nach Hause gehen; und abermal nicht anders geschiehet, als mit einer Menge von solchen Complimenten, die bey den Besuchen eingeführet sind. Den Tag darauf aber muß ein jedweder von diesen Gästen seine schriftliche Danksagung in einem Zettel dem Herrn des Hauses, welcher ihn tractiret hat, abstatten.

Ende der Chinesischen Gebräuche.

Von dem Königreiche, und Inseln Lieukievo, welche dem Kaiserthume China tributbar sind.

Erstes Hauptstück.

Geographische Beschreibung dieser Inseln.

Dieser Inseln sind an der Zahl sechs und dreißig und liegen zwischen Corea, der Insel Formosa, und Japon. Sie haben jegliche ihre besondern Namen; von der vornehmsten unter ihnen aber hat das ganze Reich den Namen.

Die Hauptinsel, welche gemeiniglich die grosse Insel genennet wird, hat von Süden gegen Norden beynahe vierhundertvierzig Meilen, und ohngefehr hundert und dreyßig Meilen von Westen gegen Osten. Uebrigens muß man merken, daß diejenigen Meilen, von welchen hier die Rede ist, Chinesische sind, und nach welchen sie ihre Wege messen; zweyhundert von diesen Meilen aber machen zwanzig Seemeilen, oder einen Grad des größten Cirkels der Erde. Der König aber hat auf dieser Insel seine Residenz.

Was nun diese sechs und dreyßig Inseln betrift, welche das Königreich Lieukievo ausmachen, so liegen achte derselben der grossen Insel gegen Nordost, fünfe gegen Nordwest, fünfe gegen Osten, drey gegen Westen, sieben gegen Süden, und neune gegen Südwest.

Zweytes Hauptstück.

Von der Regierung des Königreichs Lieukievo.

Es ist fast kein Volk in der Welt, welches nicht seinen Ursprung aus fabelhaften Gründen herleitet: die Einwohner dieser Inseln sind also von dieser Thorheit eben so wenig ausgenommen.

„Vor Zeiten, „sagen sie„ lebten in dem grossen „Raume nur zwo Personen, ein Mann, und eine Frau, „diese beyden hiessen Omomeykievo; aus dieser Ehe „wurden drey Söhne und zwey Töchter erzeugt. Der „älteste unter den ersten führte den Tittel Tiensun, „Enkel des Himmels; dieser ist der erste König in „Lieukievo gewesen. Der zweyte Sohn ist der Stamm„herr der tributbaren Prinzen, und das übrige Volk „erkennet den dritten für seinen Stammherrn. Die „älteste Tochter führte den Tittel des Himmelsgeistes, „die zweyte aber den Namen Seegeist, jene ist unter „dem Namen Kunkun, diese aber unter dem Namen „Tschotscho bekannt.„

Seit der Regierung des ersten Königes Tiensun bis auf die Regierung des Königs Schuntien, zählet man fünf und zwanzig Linien, und einen Verlauf von siebenzehntausend achthundert und zwey Jahren: auf eine so thörichte Art streicht dieses Volk das Alterthum seiner Vorfahren heraus; und worinnen man ihnen gar nicht widersprechen darf, weil sie mit allem Eifer darauf bestehen.

Gegen das Jahr 605. nach Christi Geburt entdeckten die Chineser diese Inseln, und der Kaiser

Yangti

Yangti nahm sich vor, sie seiner Krone tributbar zu machen. Er schickte eine Armee hinein; allein dieselbe wurde geschlagen; nachher hat man sich dieses Unternehmens eine geraume Zeit entschlagen, und es verflossen mehrere Jahrhunderte, daß die Chineser nicht einmal an diese Inseln gedachten. Indessen aber theilten sich dieselben in drey verschiedene Königreiche, deren Regenten beständig mit einander Krieg führten. Endlich schickte der Chinesische Kaiser Hunghu, Stifter der Linie Ming, im Jahr dreyzehnhundert zwey und siebenzig, einige Gesandten an den Tsaytu, König über einen Theil dieser Inseln, um ihn zu bewegen, daß er sich seiner Krone, als tributbar unterwerfen möchte. Tsaytu ließ sich dieses gefallen, die Könige seine Nachbaren folgten seinem Beyspiele. Seit dieser Zeit sind die Könige von Lieukievo den Chinesischen Kaisern tributbar gewesen; und so sehr sich auch die Japonischen Kaiser bestrebt haben, diese Länder zu beherrschen, so haben sie es doch nicht dahin bringen können.

Der König hat daselbst ansehnliche Domainengüther, von welchen keine Steuern entrichtet werden, die er von den Salzwerken, dem Schwefel, Kupfer, Zinn, und andern Handelswaaren, ziehet. Von diesen Einkünften werden die Gehalte der Kriegs- und Civilbedienten bezahlet, welche über dieses noch eine gewisse Anzahl von Säcken Reis, oder, an deren statt, andere Waaren bekommen. Die Mandarinen sind daselbst eben wie in China in neun Classen eingetheilet; und man siehet deutlich, daß dieser kleine Staat, den grössesten Theil seiner Gesetze, und Gewohnheiten von demjenigen grossen Reiche angenommen hat, welchem

es tributbar ist: weswegen wir denn uns hier der Kürze befleißigen können, und alle diese Puncte nicht stückweise durch zu gehen nöthig haben.

Drittes Hauptstück.

Von der Religion der Einwohner in Lieukievo.

Es ist bereits länger als neunhundert Jahr, daß die ausschweifende Träume des Fo durch einige Chinesische Bonzen dieser Secte, welche ihre Claßischen, oder Glaubensbücher, mit sich nahmen, nach Lieukievo gekommen sind. Seit dieser Zeit ist der Götzendienst, oder der Dienst des Fo, die herrschende Religion, zu welcher sich so wohl die Grossen, als das Volk bekennet.

Bey diesen Einwohnern der Inseln ist dasjenige Gesetz das allerheiligste, nach welchen der Eyd abgeleget wird; dieses aber geschiehet niemals vor ihren Götzen, sondern sie verbrennen ihr Räucherwerk vor einem Steine, geloben demselben ihr Versprechen an: und diese Gewohnheit, welche zwar die Reisenden bemerken, aber sie nicht deutlich erklären, wird mit Speisopfern, Früchten, und unverständlichen Worten verbunden, welche sie vor Zeiten von den beyden Töchtern des Omomeykievo, oder Schwestern des ersten Königes Tiensun gelernet haben. Man findet dergleichen heilige Steine auf den Kirchhöfen, auf öffentlichen Plätzen, und höchsten Bergen: vor diesen letztern werden alsdenn die Eyde abgelegt, wenn die Sachen von grosser Wichtigkeit sind.

Man

Man findet in diesen Inseln gewisse Weiber, welche eine Art von Hexen sind, die sich dem Dienste der Geister widmen. Diese betrüglichen Weibsbilder geben sich damit ab, daß sie die Kranken besuchen, und ihnen Arzeneyen eingeben. Sie stehen in sehr grosser Achtung, und werden gemeiniglich in sehr gefährlichen, und schweren Dingen zu Rathe gezogen.

Um nun die Einwohner dieser Inseln mit China desto genauer zu verbinden, so hat es der Kaiser Canghi aus Staatsklugheit für gut befunden, unter ihnen den Dienst eines gewissen Chinesischen Götzenbildes weiblichen Geschlechts, Tienfey, einzuführen, welches so viel heißt, als eine Königin des Himmels: von deren Geschichte wir nachfolgendes berichten.

„In einer kleinen Insel auf der See, Namens „Meytscheusu, befand sich eine Tochter aus dem Ge„schlechte Lin, welches in Fokien sehr berühmt ist, die „ihrer seltnen Tugend wegen, überaus hochgeschätzet „wurde. Die ersten Kaiser aus dem Hause Song er„theilten ihr verschiedene Ehrentittel, und erklärten „sie für einen himmlischen Geist. Die aus den Ge„schlechtern Yven und Ming aber vermehreten ihren „Dienst, und legten ihr den Namen Tienfey bey. „Endlich wurde der Kaiser Canghi überzeugt, daß das „regierende Haus diesem Geiste die Eroberung der „Insel Formosa zu verdanken hatte: weswegen er ihr „denn verschiedene Tempel bauen ließ, und dem König „Lieukievo empfal, daß er hierinnen seinem Beyspiele „folgen möchte.„ Weswegen denn dieser letzte König dem erwähnten Götzenbilde in seiner Hauptstadt einen prächtigen Tempel bauen ließ.

Viertes Hauptstück.

Von den Hochzeiten der Einwohner in Lieukievo.

Eine jedwede Familie wird bey den Einwohnern dieser Insel durch einen gewissen Zunamen unterschieden, und zwo Personen verschiedenen Geschlechts, die einerley Zunamen führen, dürfen einander nicht heyrathen.

Der König darf keine andere Gemalin nehmen, als eine von den drey vornehmsten Geschlechtern, oder deren Vorfahren die Obersten Stellen in dem Reiche bekleiden. Es giebt auch noch eine vierte Familie, die sich eben so sehr unterscheidet, als die drey übrigen; allein weder die Könige, noch die Prinzen von Geblüte, dürfen aus derselben Gemalinnen nehmen; weil man zweifelhaftig ist, ob dieselben nicht etwan aus eben dem Stamm seyn könnten, aus welchem das Königliche Haus ist. In allen sechs und dreyßig Inseln ist übrigens die Vielweiberey erlaubt; die Hochzeitsceremonien aber sind sehr kurz. Wenn sich ein junger Mensch verheyrathen will, so ist es ihm erlaubt, diejenige vorher zu besuchen, welche er verlangt; sind beyde mit einander einig, so heyrathen sie sich, welches geschiehet, indem der Bräutigam in Begleitung seiner Angehörigen, und Freunde, sich zu der Braut begiebt, sie in sein Haus führet, und alsdenn einen Schmaus giebt.

Fünftes Hauptstück.

Von den Leichenbegängnissen der Einwohner in Lieukievo.

Bey den Leichenbegängnissen machen die Einwohner dieser Insel fast eben so wenige Ceremonien, wie bey den Hochzeiten. Man verbrennet nemlich die todten Leichname bis auf die Gebeine, diese aber hebt man auf, und legt sie in einen Sarg, welcher drey oder vier Fuß hoch ist, und entweder eine sechseckigte, oder achteckigte Gestalt hat; diese Ceremonie aber wird eher vorgenommen, als das Begräbniß, denn einige Tage werden diese Gebeine erst in ein Grab geleget, welches auf einem Hügel zu eben dem Ende gemacht worden. Von Klageweibern, oder einem Leichenbegängnisse weiß man bey ihnen nichts; man setzt auch den Todten kein Fleisch zu essen vor, wie es in China üblich ist, sondern läßt es dabey bewenden, daß man nur einiges Räucherwerk verbrennet, und einige Lichter anzündet. Uebrigens sind gewisse Tage bestimmt, da man zu den Gräbern gehet, daselbst weinet, und einiges Opfer, von wohlriechenden Holze bringet. Die Väter und Mütter aber müssen drey Jahr trauren, und hierinne ist man sehr strenge.

Sechstes Hauptstück.

Von den Krönungsceremonien eines Königes von Lieukievo, in so ferne er dem Kaiser in China tributbar ist.

So bald ein König von Lieukievo gestorben ist, so muß sein Thronfolger dem Kaiser in China so gleich davon Nachricht ertheilen, um die Belehnung seiner Staaten von ihm zu erwarten. Während der Zeit, da man den Gesandten wieder zurück erwartet, leisten die Unterthanen ihrem künftigen Herrn nichts desto weniger schon eben den Gehorsam, als ihren würklichen Regenten; den Königlichen Tittel aber darf er nicht eher annehmen, als nach der Krönung. Zuweilen ertheilt der Kaiser eben dem Abgesandten zugleich die Vollmacht, den neuen König zu krönen; manchmal aber schickt er einen vornehmen Minister von seinem Hofe, welcher diese Feyerlichkeit verrichten muß.

Wenn nun der Minister gewählet ist, so reiset er nach der Provinz Fokien, wo er mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen wird. Von da gehet er in Begleitung von vierhundert Personen, und unter einer prächtigen Music, zu Schiffe: nachdem er vorher den Schutz der Göttin Tienfey angerufen, und so wohl dem Gotte des Himmels als Untergöttern geopfert hat. So bald er an den Küsten von Lieukievo anlandet, so läßt er ankern, der Abgesandte steigt darauf ans Land, und wird von allen Mandarinen in prächtigen Feyerkleidern mit vielen Complimenten bewillkommet. Sein Schiff aber wird indessen

von

von einer grossen Menge Fahrzeugen bis in den Haafen begleitet; der Chinesische Minister aber wird mit vieler Pracht zu demjenigen Pallaste geführet, welcher für ihn zubereitet ist. Alle diejenigen, welche zu dem Gefolge des Abgesandten gehören, haben die Erlaubnis, eine gewisse Summe Geldes mit zu nehmen, um dafür Waaren einzukaufen, welcher Handel ihnen überaus vortheilhaft ist.

Nachdem der Abgesandte ein wenig ausgeruhet hat, so begiebt er sich in einen grossen prächtigen Saal und setzt sich in demselben auf einen erhabnen Orte nieder. So bald nun von einem Mandarinen das Zeichen gegeben wird, so steht er auf, und so wohl die Prinzen, als obersten Ministers vom ersten Range, welche in der Ordnung sitzen, so wie es ihre Würden erfordern, werfen sich neunmal vor ihm nieder, auf eben die Weise, wie es vor dem Kaiser in China üblich ist. Hierauf macht ihnen der Gesandte eine sehr tiefe Verbeugung. Wenn die Mandarinen vom zweyten, und dritten Range sich vor ihm niederwerfen, so bleibt der Gesandte aufwärts stehen; anstatt aber, daß er ihnen eine Verbeugung machen sollte, so reicht er ihnen beyde Hände. Wenn nun die Reihe an die untersten Mandarinen kommt, so bleibt der Gesandte sitzen, und reicht ihnen nur eine Hand. Ausser diesen nähern sich noch einige Vornehmen des Hofes dem Gesandten, und wünschen ihm zu seiner Reise Glück, und bewillkommen ihn, wegen seiner glücklichen Reise, worauf denn der Rest des Tages mit einer prächtigen Gasterey zugebracht wird.

An einem gewissen hierzu bestimmten Tage begiebt sich als denn der Gesandte mit einem zahlreichen

Gefolge in den Tempel der Göttin Tienfey, um derselben seine Danksagung abzustatten; nachher aber in das Kaiserliche Kloster, daselbst dem Confucius, nach Chinesischen Gebrauche, seine Ehrerbietigkeit zu bezeigen. An einem andern Tage geht er in dem Königlichen Saal, in welchem die Gemälde der verstorbenen Könige aufgestellt sind. In demselben zeigt sich der König, als eine Person von gemeinen Stande, und ist zu den Ceremonien behülflich, welche der Gesandte anordnet, und zur Ehre der verstorbenen Könige, besonders aber des letzt verstorbenen, geschehen. Nachdem nun das Räucherwerk, einige Stücken seiden Zeuch, und andere von Golde und Silber, im Namen des Kaisers in China, geopfert sind; so wirft sich der König neunmal nieder, um dadurch dem Kaiser seine Danksagung abzustatten. Hierauf erkundiget er sich, nach den Gesundheitsumständen desselben, grüsset den Gesandten, und speiset mit ihm in aller Vertraulichkeit.

Nachdem der Tag zur Krönung angesetzt ist, so versammlet sich eine sehr grosse Menge Volks in der Stadt; die Höfe des Schlosses sind mit den vornehmsten Herren aus dem Reiche, und allen Mandarinen in prächtiger Kleidung, angefüllet. Der Gesandte wird von dem Könige bey dem Haupteingange, unter dem Schalle musicalischer Instrumente empfangen, und in den königlichen Saal geführet, wo zween Throne, einer vor dem Könige, und der andere vor die Königin, vor den Abgesandten aber ein besonderer vorzüglicher Sitz, zurecht gemacht ist. Die ganze zahlreiche Hofstatt stehet aufrecht; der Gesandte lieset mit lauter Stimme sein Diplo-

ma

ma vor, Kraft welches denn, nachdem dem letztverstorbenen Könige einige Lobeserhebungen gemacht sind, der Kaiser in China den gegenwärtigen Erbprinzen, und seine Gemahlin für den König, und Königin erkennet. Hierauf erfolgen einige Ermahnungen an den neuen König, seine Unterthanen nach den Gesetzen zu regieren, und an das Volk, ihrem Könige den schuldigen Gehorsam zu leisten. Das Patent wird darauf dem Könige zugeschickt, welcher es seinem Canzler giebt, es in das Archiv zu legen. Diese Feyerlichkeit wird mit neun Niederwerfungen, nach Chinesischer Art, beschlossen, welche sowohl der König, und die Königin, als alle Grossen des Hofs, machen. Hierauf überreicht der Gesandte die kostbaren Geschenke von seinem Herrn, übergiebt zugleich das Verzeichniß von denselben, und gestattet sowohl dem Könige, als der Königin, die Ehrenbezeugungen von ihren vornehmsten Unterthanen anzunehmen.

Einige Zeit nachher stattet der König dem Gesandten einen Besuch ab, und wird zu demselben in einer prächtigen Sänfte von einer grossen Menge Trägern, getragen. Eine Anzahl von Jungfern tragen zu Fusse Fahnen, und Sonnenschirme; alle Prinzen, Ministers, und Hofbedienten aber folgen ihm zu Pferde, da er denn alle Gassen prächtig geschmücket findet, wie auch von einer Strecke zur andern Triumphbögen. Der Gesandte empfängt den König bey dem Eingange des Pallasts, bezeugt eine besondere Ehrfurcht gegen ihn, und führt ihn in den vornehmsten Saal. Der König kniet darauf nieder, dem Kaiser seine Verbeugung zu machen; stehet alsdenn wieder auf, und reichet dem Gesandten

ten Wein, und Thee dar; dieser weigert sich die Tasse anzunehmen, welche ihm angebothen wird; nimmt aber eine andere, und trinkt nicht eher, als bis der König getrunken hat.

Von den Abschiedsaudienzen wollen wir nicht reden, weil hier eben diese Feyerlichkeiten wiederholet werden. Nur ist zu wissen, daß, so lange sich der Gesandte an dem Hofe zu Lieukievo aufhält, er mit seinem gesammten Gefolge frey gehalten, und überhaupt nichts erspart wird, wodurch beyde Ursachen erlangen, bey ihrem Kaiser, diejenigen Ehrenbezeigungen zu preisen, die man ihnen erwiesen hat.

Siebentes Hauptstück.

Von der Handlung in dem Königreiche Lieukievo.

Wie es mit der einheimischen und ausländischen Handlung des Königreichs Lieukievo stehe, davon machen wir uns nur eine mittelmäßige Vorstellung. Denn man weiß ja, daß anfänglich keine Mannsperson auf dem Markte erschienen ist, sondern nur blos die Weiber, und Töchter zu gewissen Zeiten alle Lebensmittel einkaufen, und verkaufen. Alles kauft, und verkauft man durch den Tausch gegen andere Waaren, oder für Chinesische, oder Japonische Dreyer, wie zum Exempel Strümpfe, Schuhe, Oel, Eyer, Muscheln, Fische, Hüner, junge Hüner, Salz, Zucker, Pfeffer, Kohl, Kräuter, und dergleichen. Die Handlung mit dem Holz, den

Zeuchen,

Zeuchen, Getreyde, Specereyen, Metallen, Geräthe, und Viehe geschiehet zu gewissen Zeiten auf einer Art von Messen, in welchen Buden errichtet, und Gewölber geöfnet sind.

Die Einwohner des Landes haben eine ziemliche Anzahl von Fahrzeugen, auch einige Schiffe, vermittelst welcher sie die Handlung von einer Insel bis zu der andern treiben. Sie verschicken auch einige seidene Waaren, Tücher, Papier, wie auch Waffen, und Kupfer, besonders nach China, Tunking, Corea und der Insel Formosa. Ihre Gold, und Silberarbeiter, wie auch, die in andern Metalle arbeiten, sind bey den Chinesern ziemlich berühmt.

Ende der Lieukievischen Geschichte.

Von dem Königreiche Kauli oder Corea,

welches dem Kaiserthum China ebenfalls tributbar.

Erstes Hauptstück.

Geographische Beschreibung des Königreichs Corea.

Corea, welches die Chineser Kauli nennen, erstrecket sich von dem vier und dreyßigsten bis zu dem vier und vierzigsten Grade der nordlichen Breite. Seine nordliche Länge bis zu der südlichen beträgt also ohngefehr hundert und funfzig Meilen, deren funfzehen auf einen Grad gerechnet werden; und seine Breite fünf und siebzig solcher Meilen von Osten gegen Westen. Man kan sich dieses Land als ein länglichtes Viereck vorstellen, dessen verschiedene Spitzen des Landes sich in das Meer erstrecken.

Die Chinesische Provinz Nanking scheidet gegen Westen Corea von dem Kaiserthum China mit welcher es vermittelst eines hohen Gebürges zusammen hängt, ohne welches dieses Land eine Insel wäre: und der Meerbusen von Nanking begrenzt die Küsten beyder Staaten.

Diese

Diese Halbinsel ist gegen Nordost von dem Weltmeere eingeschlossen, wo die Franzosen, und Hölländer alle Jahre vielen Fischbein einkaufen. Die Felsen, der sandige Boden, welche die Küsten von Corea einschliessen, machen, daß die Anländung ziemlich gefährlich ist; und sie erstrecken sich so weit bis zu den Japonischen Küsten, daß die Meerenge daselbst nicht über fünf und zwanzig Meilen breit zu seyn scheinet.

Ueberdieses ist es in Corea ungemein kalt: Schnee fällt daselbst in grosser Menge; an der nordlichen Seite aber wächst weiter nichts, als gar mittelmäßiger Roggen. Die übrigen Gegenden dieses Reichs aber sind sehr fruchtbar, und gewähren alles im Ueberflusse, was nur zum menschlichen Leben erfordert wird.

Uebrigens wird Corea in acht grosse Provinzen eingetheilet, in welchen man dreyhundert und sechzig grosse, und kleine Städte zählet, ohne die vesten Plätze, Schlösser, und Lusthäuser darzu zu rechnen.

Zweytes Hauptstück.

Von der Regierung in dem Königreiche Corea.

Obgleich der König in Corea den Kaiser in China vor seinen Obern erkennet, und ihm tributbar ist, so beherrscht er seine Unterthanen nichts destoweniger mit einer ganz unumschränkten Gewalt, denn so wenig die Grossen des Reichs, als der gemeine Mann besitzen ihre liegenden Gründe eigenthüm-

thümlich, sondern sondern nur so lange es der König für gut befindet, welcher sie ihnen auch wieder nehmen kan, wenn er will, und welchem sie nach Verhältniß der Grösse dieser ihrer liegenden Gründe die Steuren abtragen müssen. Der Reichthum der Grossen bestehet nicht sowohl in Grundstücken, als vielmehr in der Menge der Sclaven, die sich öfters auf zwey bis drey hundert erstrecket.

Das geheime Rathscollegium des Königes bestehet aus den vornehmsten Bedienten zur See, und zu Lande. Dieses Gericht versammlet sich täglich, und der König hat den Vorsitz in demselben; niemand darf eher seine Meynung sagen, bis er drum gefraget wird, oder sich überhaupt mit einer Sache abgeben, ehe er den Befehl darzu hat. Eben dieses Gesetz müssen auch die Unterbedienten beobachten. Die Stadthalter der Provinzen, die Befehlshaber in den Städten behalten ihre Bedienungen drey Jahre; wenn anders binnen dieser Zeit keine Klagen wider sie einlaufen, wegen welcher sie zurück gerufen werden.

Wenn sich der König aus seinem Schlosse begiebt, so wird er von der ganzen Hofstatt begleitet; gewisse Bedienten zu Pferde, und zu Fusse reiten, und gehen vor ihm her, und tragen die Fahnen, auch ist eine Bande von Musicanten bestimmet, welche auf allerley kriegerischen Instrumenten eine Music machen müssen. Was ein jeder vornehmer Herr vor einen Rang hat, erkennet man aus seiner Kleidung, welche in einem langen schwarzen seidenen Rocke bestehet, der mit einer langen Scherpe, und Dressen vest gebunden ist, wovon die eine Hälfte ihm über die Brust, die andere aber auf den Rücken herunter hänget. Während diesem

Zuge

Zuge ist alles ungemein stille, und alle diejenigen, welche sich auf der Strasse befinden, sind gehalten, ihr Angesicht weg zu wenden. Einige Schritte vor dem Könige gehet ein Staatssecretaire her, der eine runde Schachtel, oder Kapsel trägt, in welche er alle diejenigen Bittschriften thut, die ihm entweder auf dem Ende eines Rohrs eingereicht werden, oder an den Fenstern und Wänden der Häuser hängen. Auf diese Art tragen die Coreer ihrem Könige ihre Nothdurft vor, und benachrichtigen ihn von der Ungerechtigkeit, welche ihnen entweder von den Richtern selbst, oder deren Bedienten wiederfahren ist. Die Leibgarde des Königs ist gar zahlreich. Alle freyen Einwohner aus allen Provinzen sind verbunden, unter derselben alle sieben Jahre, zween Monate lang zu dienen. Eine jedwede Provinz hat ihren General, unter welchen fünf Obersten stehen, die eben so vielen Hauptleuten zu befehlen haben, deren jeglicher der Befehlshaber in einer Stadt, oder in einer Bestung ist. In einem Dorfe aber hat nur ein Corporal zu befehlen, welcher wieder zehn Viertelsleute, oder Decemvirs unter sich hat, unter deren jeglichen zehn gemeine Soldaten stehen. Alle diese Bedienten müssen jegliches Jahr von ihrem Amte genaue Rechnung ablegen.

Die Waffen der Reuterey sind der Küras, Helm, Pfeil und Bogen; ferner Säbel, und Geisseln, welche forne eiserne Spitzen haben. Das Fußvolk trägt einen Brustharnisch, Helm, Degen, eine Flinte, oder halben Spies; die Officiers aber weiter nichts, als Pfeil, und Bogen. Jedweder Soldat muß sich selbst unterhalten, und sich wenigstens mit funfzig scharfen Patronen versehen.

Bey den Coreern ist übrigens eine Gewohnheit eingeführt, die man sonst nirgends wo findet, und darinne bestehet: jedwede Stadt muß eine gewisse Anzahl von Bonzen, oder Mönchen liefern, welche die Vestungen, und Päsſe durch die Gebürge, besetzen müssen; und man sagt von diesen Mönchssoldaten, daß sie die besten in ganz Corea wären. Ihre Obern sind auch gehalten, sie zu commandiren, welche auch eben eine solche Kriegsdisciplin bey ihnen beobachten, wie sie bey andern Kriegsvölkern eingeführet ist. Wenn aber ein Coreer sechzig Jahr alt ist, so thut er keine Dienste mehr, sondern der Sohn tritt alsdenn in seines Vaters Stelle.

Uebrigens ist eine jedwede Stadt verbunden, ein Schiff von zween Masten aus zu rüsten, und zu erhalten; dieses muß mit dreyhundert Matrosen besetzet werden, so wohl zu dem Ende, daß sie das Kriegswesen zur See, und die Schiffahrt lernen, als auch wurkliche Kriegsdienste thun, wenn es nöthig ist. Die Einkünfte der Krone bestehen theils in Zehnden, welche in Natura von den Früchten des Landes gezogen werden, theils in Abgaben, die auf die ausländischen Waaren gelegt sind. Ausser diesem Zehenden müssen alle diejenigen, welche nicht in die Soldatenliste eingetragen sind, jährlich drey Tage öffentliche Frohndienste thun.

Recht und Gerechtigkeit, wird in Corea sehr streng gehandhabet. Ein Aufrührer wird mit allen seinen Angehörigen aus dem Lande gejagt, seine Wohnung geschleift, und niemand darf sie wieder aufbauen. Eine Ehefrau, welche ihren Mann umgebracht hat, wird neben der Heerstrasse lebendig eingegraben, und

jedweder

jedweder Reisender, wenn er anders nicht von Adel ist muß ihr so lange einen Hieb mit einem Beile versetzen, welches neben ihr liegt, bis sie gestorben ist. Die Gerichtspersonen in einer Stadt, wo ein grosses Verbrechen begangen ist, werden auf eine Zeitlang von ihren Aemtern entfernt; zu weilen verliert eine solche Stadt gar ihre Vorrechte, und muß unter einer andern stehen, welche von einem geringern Range ist, als von welchem sie war. Ein Mann kan seine Ehefrau ermorden, wenn er sie im Ehebruche ertappet hat; nur muß er dieses beweisen können. Ist das Weib eine Sclavin; so bezahlt der Mörder ihren Werth dem Herrn dreyfach: die Strafe eines Mörders aber ist merkwürdig, und bestehet darinne. Nachdem man den Verbrecher eine geraume Zeit mit Füssen getreten hat, so nimmet man Weineßig, mit welchen man den erschlagenen todten, und bereits verfaulten Körper gewaschen hat, und hiervon gießt man durch einen Trichter dem Mörder so viel ein, als möglich ist. Nach dem dieses geschehen, so schlägt man ihm mit Stöcken so lange auf den Bauch, bis er todt ist. Wenn ein freyer Mensch im Ehebruche mit einer verheyratheten ertappt wird, so stellt man ihn ganz nackend auf einem Creutzweg, bestreicht ihm das Gesicht mit Kalke, durchsticht ihm jedwedes Ohr mit einem Pfeile, und hängt ihm eine Schelle auf den Rücken, welche beständig klingen muß.

Drittes Hauptstück.

Von der Religion der Coreer.

Wir finden nichts in den Nachrichten der Chineser, wovon unsere Mißionarien reden, woraus wir eine genaue Nachricht von der Religion der Coreer ziehen könnten, und eben so wenig aus den Berichten der Holländischen Reisenden; sondern alles, was sie uns erzählen, sind nur lauter unbestimmte Begriffe von derselben, die nicht zusammen hängen.

Die Coreer haben eine mündliche Tradition, deren Alter sie selbst nicht wissen, und welche darinne bestehet: „Vorzeiten hatten alle Menschen einerley „Sprachen. Die Verwirrung derselben aber, oder „deren Verschiedenheit, ist durch die Gelegenheit ei„nes Thurms entstanden, welchen man gebauet hat, „um auf demselben in den Himmel zu steigen.„ Sie haben auch eine Art des Gottes- oder Götzendienstes; daß sie aber eine Religion haben, die auf Grundsätzen beruhet, kan man nicht sagen. Die Götzenbilder aber, die sie in ihren Tempeln anbeten, haben sie theils von den Chinesern, theils von den Japonern erhalten; die meisten derselben aber vermittelst der Bonzen von der Fosecte; so, wie sich nach und nach die Japonischen, oder Chinesischen Kaiser dieses Landes bemächtiget haben.

Das gemeine Volk der Coreer gehet in den Tempel, wirft sich in demselben mit einer ziemlichen Unanständigkeit vor den Götzen nieder, betet sie an, und redet einige unvernehmliche Worte, welche keinen Verstand haben. Es macht allerley Verzerrung des

Gesichts,

Gesichts, und gehet alsdenn mit weniger Ehrfurcht wieder heraus. Hierinnen bestehet ihr ganzer Dienst, wenn man diejenige Sorgfalt nicht hierzu rechnen will, mit welcher ein jedweder in seinem Hauß ein Stückgen wohlriechendes Holz anbrennet, welches er seinem Lieblingsgötzen in einem hierzu bestimmten Gefässe vorsetzet.

Die einzige Lehre, welche sie würklich haben, bestehet darinne: daß sie, doch nur auf eine dunkle Art, Belohnungen der Tugend, und Strafen der Laster in einem andern Leben, glauben.

Viertes Hauptstück.

Von den Bonzen, oder Mönchen in Corea.

In Corea giebt es eine ungeheure Menge von Bonzen; ihre Wohnungen liegen fast alle auf hohen Bergen, neben den Götzentempeln, in deren jeglichen fünf bis sechshundert stecken. Der älteste unter ihnen ist der Abt, welcher das Recht hat, auch die geringsten Vergehen, oder Nachläßigkeit seiner Untergebenen zu bestrafen, und ihnen wegen derselben zwanzig, oder dreyßig Stockschläge auf die Lenden geben zu lassen. Wenn das Verbrechen aber so groß ist, daß es die Lebensstrafe verdienet, so wird der Verbrecher dem Stadthalter ausgeliefert, welcher allein berechtiget ist, es zu richten. Weil nun jedermann die Freyheit hat, ein Bonze zu werden, und auch gar bald wieder von diesem Orden los kommen kan, wenn es ihm nicht länger anstehet, darinnen zu bleiben; so kan man leicht

erachten, daß hierdurch der Bonzen Orden beständig einen Zuwachs erhalte. Uebrigens muß ein jedweder ein gewisses Handwerk treiben, wodurch er seinen Unterhalt erwirbt; ob gleich die mehresten unter ihnen Faullenzer, und Taugenichtse sind, welche sich lieber auf das Betteln legen. Alle müssen sich die Köpfe, und den Bart bescheeren lassen, und dürfen nichts essen, was lebendig gewesen ist, auch nicht den geringsten Umgang mit Weibsbildern haben. Diejenigen, welche dieses Gesetz überschreiten, werden gegeisselt, und aus dem Kloster verbannt. Die vornehmsten Einkünfte eines solchen Klosters aber bestehen in Gehalten, die ihnen vor den Unterricht im Lesen und Schreiben junger Leute, ausgesetzet sind. Wenn nun dergleichen Kinder in dem Kloster bleiben, und sich eine Platte wollen scheeren lassen, so behält man sie zum Dienste desselben, und was sie mit ihrer Bemühung erwerben, gehöret ihrem Lehrmeister, von welchem sie die künftigen Erben sind.

Es giebt aber auch in Corea noch eine andere Art von Bonzen. Diese essen zwar kein Fleisch; sie sind aber nicht beschoren, und dürfen heyrathen. Weil sie nun zu der Fosecte gehören, so leisten sie ihre Dienste vornemlich in den Tempeln. Bey ihnen pflegt sich der Coresische Adel gemeiniglich mit gemeinen Weibsbildern, welche in diesem Lande sehr häufig sind, etwas zu gute zu thun; und man muß ihre Wohnungen nicht so wohl für den Aufenthalt frommer Einsiedler ansehen, sondern vielmehr als einen Lustgarten, in welchen allerley Ausschweifungen erlaubt sind.

Uebrigens giebt es auch in der Hauptstadt dieses Reichs zwey Nonnenklöster, in deren eines nur Personen

soneit von vornehmen Stande, in das andere aber alle, ohne Unterschied aufgenommen werden, wes Standes sie auch immer seyn mögen. Sie sind aber alle beschoren, und müssen auch eben die Gelübde thun, wie die Mönche. Vorzeiten durften diese Nonnen nicht heyrathen; seit kurzer Zeit aber hat ihnen der König die Erlaubniß gegeben, daß sie heyrathen können.

Fünftes Hauptstück.

Von den Heyrathen der Coreer.

Bey den Coreern ist es gewöhnlich, Kinder von acht bis zehn Jahren zu verheyrathen; nur sind alle Ehen ohne Unterscheid bis in den vierten Grad verbothen. Das kleine Frauenzimmer, wo sie anders nicht eine einzige Tochter ist, nimmt der Schwiegervater so gleich zu sich, damit sie so wohl das Hauswesen, als auch das Gesinde möge regieren lernen. Die Verbindung, bey welcher man sonst in andern Ländern so viele Vorsichtigkeit anwendet, wird hier ohne viele weitläuftige Ceremonien vollzogen. Der Bräutigam setzt sich an dem Tage der Hochzeit zu Pferde, wird von seinen Angehörigen, und Freunden begleitet, reitet durch die ganze Stadt, und hält sich nirgends auf, ausser vor der Thür, wo er seine künftige Ehegattin antrift: die Eltern derselben nehmen ihn feyerlich auf und an, führen ihn zu sich ins Haus; und hiermit ist die Hochzeit vollendet.

Ein Coreer kan so viele Weiber nehmen, als er ernähren kan, er darf sie aber nicht alle bey sich in seinem Hause behalten, in welchem nur die einzige rechtmäßige Ehefrau zu bleiben berechtiget ist. Dieses Vor-

Vorrechts ungeachtet aber ist doch eine Coresische Ehefrau nicht höher geschätzt, als eine würkliche Sclavin; weil ihr Mann auch so gar, wenn sie Kinder mit ihm gezeugt hat, sie wieder zu den ihrigen schicken kan, ohne, daß er gehalten ist, ihr oder denenselben einigen Unterhalt zu geben.

Sechstes Hauptstück.

Von den Leichenbegängnissen der Coreer.

Wenn ein Freyer gestorben ist, so legen seine Kinder die Trauer an, und sind gehalten, dieselbe drey Jahre zu tragen. Von dieser Zeit an müssen sie eben so strenge leben, wie ihre Bonzen, alle ihre Geschäfte liegen lassen, und denjenigen Dienst niederlegen, welchen sie bekleiden. Sie dürfen auch nicht mehr bey ihren Weibern wohnen, weil die Kinder, welche sie in diesen dreyen Jahren zeugen, für unrechtmäßig gehalten werden. Das Trauerkleid bestehet in einem langen hanfenen Rocke, den sie über einen haarenen Hemde tragen, zu welchen der gesponnene Faden eben so grob ist, als wovon die groben Seile gemacht werden. Auf ihren Hüthen, welche von einem grünen Rohre gewebt sind, tragen sie eine hanfene Schnur statt des Flohrs; in der Hand aber einen langen Stab, welcher das Zeichen der Trauer vorstellet: ist nun dieser ein Rohr, so bedeutet es den Tod eines Vaters, ein Stock von Holze aber den Tod der Mutter. So lange einer aber trauert, darf er sich nicht waschen.

So bald einer aus einer Familie gestorben ist, so laufen seine Angehörigen durch alle Gassen, heben

ein

ein erbärmliches Klaggeschrey an, und raufen sich die Haare aus. Die Leiche legt man in einen doppelten, oder gar dreyfachen Sarg, von welchen der äussere so kostbar angestrichen, und bemahlt ist, als es das Vermögen des Erben gestattet.

Vermöge des Herkommens werden keine Leichen zu andern Zeiten begraben, als im Frühlinge, und Herbste. Diejenigen aber, welche in den andern Jahreszeiten sterben, setzt man in eine Strohhütte, welche auf vier Pfeilern ruhet. Wenn nun der Tag der Beerdigung gekommen ist, so trägt man die Leichen wieder ins Haus, und legt zu derselben die Kleidungsstücke in den Sarg, die sie in ihrem Leben getragen hat, und nächst diesen noch einen Theil dessen, was sie am liebsten hatte. Die Nacht hindurch wird gegessen und getrunken; mit dem Anbruche des Tages aber macht sich die Gesellschaft auf, um der Leiche zu folgen. Nichts aber geschiehet so genau, und ist so sonderbar, als die abgemessenen Schritte, welche die Leichenträger, auf dem ganzen Wege, bis zu dem Grabe, beobachten; da sich indessen die Angehörigen, und Freunde des Verstorbenen nicht anders betragen, als ob sie sich alle die Haar ausraufen wollten. Drey Tage nach der Beerdigung kehrt man wieder zu dem Grabe zurück, um daselbst einige Opfer zu bringen. Das ganze Leichenfest aber wird mit einem stättlichen Schmause beschlossen; von welchen ein jedweder alsdenn zurück kehret, und nach Hause gehet. Jegliche Monate aber gegen die Zeit des neuen Monden, schneidet man das Kraut ab, welches auf dem Grabe gewachsen ist, und bringt abermal der Leiche einige Speisopfer.

Siebentes Hauptstück.

Von dem fabelhaften Ursprunge der Coreer.

Die Einwohner von Corea geben vor, sie stammten von einem Volke der morgenländischen Tartarey her, welches sich Fuyu nennete; und so wie alle götzendienstliche Völker es zu thun pflegen, so lassen auch sie sich angelegen seyn, einen vornehmen Ursprung auf die Weise vorzugeben, indem sie von ihrem Oberhaupte, welches sie regieret habe, allerley fabelhafte Dinge erzehlen, und vorgeben: „die Tochter des Got„tes Hohangho sey sehr hart und strenge von dem „Könige Kokyuli eingeschlossen, und verwahret gewe„sen, und man könne sich keines Tages erinnern, da „sie die Sonne beschienen hätte. Nichts destoweniger „sey sie schwanger geworden, und habe ein Ey gelegt, „in welchem aber ein Kind männliches Geschlechts ge„wesen sey, welches bey seiner Geburt den Namen „Schumong das ist, ein guter Schütze, oder Jäger, „erhalten hätte. Der König habe demselben die Aufsicht „über seine Stutereyen aufgetragen. Schumong aber „sey so verschlagen gewesen, daß er alle schlechte Pferde „recht gefüttert, und fett gemacht, die allerbesten aber „habe hungern, und mager werden lassen. Weil nun „der König durch diese Arglist hintergangen worden sey, „so habe er die schlechtesten Pferde genommen, und ihm „die besten gelassen. Als man nun einsmals auf der „Jagd gewesen, so habe der König den Schumong „erlaubt, vornemlich dasjenige Wild zu schiessen, wel„ches sich ihm darstellen würde. Er habe daher eine „so grosse Menge von Gemsen erlegt, daß der König

„darüber

„darüber unwillig geworden wäre, und den Entschluß „gefasset habe, ihn weg zu schaffen; er habe aber das „Vorhaben seines Herrn gemerkt, und die Flucht er„griffen. Weil man ihm aber sehr hitzig nachgesetzet, „so sey er zu dem Ufer des Flusses Puschui gekommen, „an welchem er gezweifelt habe, daß er würde dadurch „setzen können. In dieser Gefahr habe er mit lauter „Stimme geschryen: ach! soll ich denn durch diesen „Fluß in meiner Flucht aufgehalten werden, ich, der „ich von der Sonne herstamme, und ein Enckel des „Gottes Hohangho bin? Kaum habe er diese Klage „vollendet, so seyn alle Fische in den Fluß zusammen „geeilet, und haben eine Brücke gemacht, auf welcher „er über den Fluß geritten wäre. Auf der andern „Seite aber habe er drey Personen angetroffen, die „eine in einer hanfenen Kleidung; die andere in einer „gestickten; und die dritte mit Meerkraute bedeckt. „Diese haben ihn als eine Bedeckung in Schutz genom„men, und bis zu der Stadt Kyischinku gebracht, „wo er den Namen Kaw aus der Ursache angenommen „habe, um dadurch anzudeuten, daß er von dem „Kokyuli herstamme.„ Der Verfasser, welcher uns diese geheime Nachricht ertheilet, hätte uns auch den Schlüssel darzu geben sollen, was denn eigentlich dieses Mährgen bedeuten solle.

Die Unwissenheit aber der Coreer ist so groß, daß die Gelehrten unter ihnen vorgeben, die ganze Erde bestünde aus vier und achtzigtausend Ländern; diese thörichte Meynung aber findet nirgendswo einigen Glauben, als nur bey dem gemeinen Volke. Man müste denn, wie er sagt, eine jedwede Insel und kleine Steinklippen, für ein Reich, oder Land halten, denn

könnte

könnte man sich es sonst wohl einbilden, daß die Sonne vermögend wäre, so viele Länder in einem Tage zu erleuchten? Ueberhaupt aber ist die Meynung der Einwohner von Corea diese, daß es in der ganzen Welt nicht mehr als zwölf Länder, oder Königreiche giebt, welche vor dem Einfalle der Tartaren in China alle unter der Bothmäßigkeit der Chinesischen Kaiser gestanden hätten.

Achtes Hauptstück.

Von der Handlung der Coreer.

Die Coreer haben keine andere Handlung, als mit den Japonern, und Einwohnern der Insel Fusima. Von diesen erhalten sie ihr Papier, ihr wohlriechendes Holz, womit sie räuchern, ihren Alaun, Büffelshörner, und andere Waaren, welche die Chineser und Holländer in Japon verkaufen. Für diese geben sie die Früchte ihres Landes, welche eben nicht von sonderlicher Güte sind. Sie reisen zu Fusse nach China, und suchen daselbst Leinwand, cattunene Zeuche; und niemand unter ihnen, als die reichen Kaufleute zu Sior reisen so weit, bis nach Pecking.

Ende der Beschreibung von Corea.

Von

Von der Insel Formosa,

welche den Chinesern ebenfalls tributbar ist.

Erstes Hauptstück.

Geographische Beschreibung dieser Insel.

Formosa ist eine grosse Insel auf dem Chinesischen Meere, gegen Morgen der Provinz Fokien; sie erstrecket sich von Norden gegen Süden von dem zwey und zwanzigsten Grade, acht Minuten nordlicher Breite, bis zu den fünf und zwanzigsten Grade, und zwanzig Minuten derselben. Eine lange Reihe von sehr steilen Gebürgen theilet sie in dieser Strecke in zwey Theile, welche eben daher die Gemeinschaft zwischen ihnen sehr beschwerlich macht. Der Theil gegen Morgen ist blos von denen Einwohnern bewohnt, welche aus diesem Lande herstammen, und die uns die Chineser, als Herren über den entgegengesetzten Theil, als wilde Leute schildern. Dieses sind sie auch in der That; weil sie sich aus den Gold- und Silberbergwerken nichts machen, die sie doch würklich besitzen, und sich bloß damit befriedigen, daß sie einander behülflich sind: auch haben sie etwas von denen Völkern an sich, welche wir civilisirte nennen; denn sie sind in der That sehr rachgierig. Dieses Volk, welches zwischen das Meer und die Gebürge eingeschlossen ist, lebt ohne alle Gesetze, und

Unter-

Unterthänigkeit; es ist mit seinem freyen Zustand zufrieden; und geniesset nichts als lauter Fleisch, und Fische.

Der westliche Theil dieser Insel, welcher unter der Bothmäßigkeit der Chineser stehet, verdient würklich den Namen Formosa, welchen man der Insel gegeben hat; denn die Luft in derselben ist jederzeit rein, und heiter. Das Land aber wird durch eine grosse Menge Flüsse, welche von den Gebürgen herunter fliessen, sehr fruchtbar; es bringet alle Arten von Früchten im Ueberflusse hervor; und man findet hier alle indianischen Früchte sehr reichlich, wie zum Exempel Pomeranzen, Banaven, Ananaßen, Goyaven, Papeyen, Cocus, Wassermelonen, Pfirschen, Apricosen, Feigen, Weintrauben, Castanien, Granaden, und dergleichen mehr. Der Zucker und Toback ist daselbst vortreflich, so, daß, wenn der Boden nur von den Einwohnern bearbeitet wird, das platte Land einem grossen Garten ähnlich zu seyn scheinet; in welchem die Natur durch die Kunst unterstützt ist.

Weil nun dieses Land erst seit einer kurzen Zeit von einem civilisirten Volke bewohnt gewesen ist; so sind auch die Pferde, Schaafe, Ziegen, und vornemlich die Schweine, die man in China so häufig hat, daselbst noch ziemlich selten. Zum reiten bedienen sich die Einwohner der Insel der Esel, und diese Thiere sind daselbst eben so geschwind, wie Pferde. Die Wälder sind mit Hirschen, und Affen häufig angefüllt, andere wilde Thiere findet man darinne wenig: sie halten sich nur auf den obersten Gipfeln der Berge auf, und kommen niemals in das platte Land herunter.

Zweytes Hauptstück.

Kurze Geschichte der Insel Formosa.

Diese Insel ist den Chinesern erst gegen das Jahr vierzehn hundert dreyßig bekannt geworden, als ein gewisser Verschnittener an ihren Küsten Schifbruch gelitten, und sie bey dieser Gelegenheit entdeckte. Er hielt sich in derselben einige Zeit auf, und gab nachher seinem Herrn dem Kaiser von dem Nachricht, was er daselbst gesehen hatte, dieses betraf vornemlich die besondere Würkung gewisser mediciniſcher Kräuter, welche noch gegenwärtig in China viel gebraucht werden. Im Jahre funfzehn hundert vier und sechzig aber hatte sich ein Chinesischer Seeräuber der Insel Ponghu bemächtiget, welche zwischen Formosa, und der Provinz Fokien von dem drey und zwanzigsten und vier und zwanzigsten Grade nordlicher Breite liegen. Auf diesen stieß das Chinesische Geschwader, welches damals ein Seeofficier Yutayau commandirte. Das Gefechte war sehr blutig, endlich aber muste der Seeräuber reiß aus nehmen; er ließ darauf einen Theil von seinen Leuten, die er auf dem Lande gelassen hatte, wieder in der Absicht zu Schiffe gehen, um sein Heil abermal zu versuchen; der Chinesische Officier aber ließ ihm nicht die Zeit, sondern besetzte mit seinen Schiffen den Eingang des Hafens, welchen der Seeräuber verlassen hatte. Dieser wurde dadurch gezwungen, in einen andern Hafen der Insel Formosa seine Zuflucht zu nehmen. Yutayau verfolgte ihm, weil ihm aber die Küsten nicht bekannt waren, so sahe er sich gezwungen, wieder nach der Insel Ponghu zurück zu kehren, deren er sich im

Namen

Namen des Kaisers bemächtigte, und ihm davon Nachricht ertheilte. Der Seeräuber war nicht bemüht, sich auf der Insel Formosa fest zu setzen, sondern ließ alle Einwohner derselben, die ihm nur in die Hände kamen, niedermachen.

Gegen das Ende des tausend sechshundert zwanzigsten Jahres landete das Japonische Geschwader bey der Insel Formosa an, fand das Land sehr vortreflich, und ließ daselbst eine Colonie. Eine kurze Zeit nachher wurde ein Holländisches Schif durch den Sturm gegen die Küsten dieser Insel getrieben; es währete nicht lange, so sahe man gleich ein, wie vortheilhaft die Lage der Insel Formosa der Handlung der Holländer mit Japon seyn könnte; mithin both man sich von den Japonern die Erlaubniß aus, bey dem Eingange des Hafens ein Haus zu bauen, damit die Holländischen Schiffe, welche gezwungen würden, daselbst einzulaufen, sich mit dem Nöthigen versehen könnten. Ob nun gleich die Japoner dieses nach vielen Schwierigkeiten erstlich erlaubten, so hat es doch mit diesem Kunststücke, wie man sagt, eben die Bewandniß, wie mit der Erbauung der Stadt Carthago, als eine gewisse Prinzessin so viel Land kaufte, als sie mit einer Rindshaut umziehen könnte. Dem sey aber, wie ihm wolle, so wurde hier eine Vestung erbauet, etwan um das Jahr sechzehenhundert vier und dreyßig, über deren Thüre man nachfolgende Ueberschrift lieset: *Zelanda Castel:* 1634.

Während dem, da dieses vorgieng, bemächtigten sich die Tartaren des Chinesischen Reichs. Tschingtschilong, anfänglich ein kleiner Kaufmann in Fokien, nachher aber der Reichste von diesem Gewerbe in ganz Asien, und

und fast der einzige, welcher sich den Tartaren widersetzte. Er rüstete eine Flotte auf seine Kosten aus, und bald darauf gesellten sich alle Chinesische Schiffe zu ihm. Hierüber wurde der Tartarische Kaiser sehr aufgebracht, und es war dennoch umsonst, ob er gleich diesen tapfern Bürger den Königlichen Tittel anboth: den Tschingtschilong wollte entweder überwinden, oder mit dem Untergange seiner Nation zugleich begraben seyn. Er konnte aber sein Vorhaben nicht ausführen, sondern er starb auch würklich bald darauf.

Sein Sohn eben des Namens, folgte ihm in diesen Unternehmungen, schlug die Tartaren, und gewann grosse Vortheile in China. Als er aber nachher ebenfalls geschlagen wurde, so ergrif er die Flucht, und entschloß sich im Jahr tausend sechshundert ein und sechzig, sich zum Könige von Formosa aufzuwerfen. Anfänglich vertrieb er die Holländer aus der Insel Ponghu. Er grif sie in der Vestung Zeland an, wo nicht mehr als eilfe deren drinne lagen; sie hatten aber Canonen, die Chineser aber nicht. Nachdem nun jene verschiedene Stürme ausgestanden hatten, so musten die tapfern Republicaner mit der Bedingung ausziehen, daß man ihnen das einzige von ihren Schiffen ließ, welches noch im Stande war, in die See zu laufen. Nach dieser Unternehmung massete sich Tschingtschilong den königlichen Tittel an. Er erbauete drey Städte, und wählete zu seiner Residenz die erwähnte holländische Vestung. Seine erste Bemühung war, eine gewisse Regierungsform einzuführen; das Muster nahm er von der Chinesischen, und die mehresten von ihren Gesetzen an, und schrieb sie den Einwohnern vor. Sein

Sohn behauptete die königliche Würde, der Enkel aber, welcher damals noch ein Kind war, als er die Regierung antratt, wurde gezwungen, sich dem Kaiser in China zu unterwerfen. Diese Staatsveränderung ereignete sich im Jahre tausend sechshundert drey und achtzig; und seit dieser Zeit ist die Insel Formosa den Chinesern unterthänig gewesen. Sie wird in drey verschiedene Provinzen abgetheilet, die unter der Hauptstadt stehen; der Staatsbediente aber, welcher daselbst den obersten Befehl hat, stehet unter dem Vicekönige von Fokien.

Drittes Hauptstück.

Von der Religion der Formosaner.

Es würde sehr schwer seyn, wenn man alle diejenigen Meynungen der geringen Anzahl von Reisenden mit einander vergleichen wollte, welche uns von der Religion der Formosaner Nachricht geben; mithin müssen wir nur damit zu frieden seyn, etwas weniges davon beyzubringen, ohne die Nachrichten zu vereinigen, welche so wenig mit einander übereinstimmen.

„Die Formosaner, sagt ein gewisser Schriftstel„ler, welcher von Geburt ein Japoner, und auf der „Insel Formosa erzogen seyn soll, haben eine Religion, „die ihnen eben der Gott selbst offenbaret hat, den sie „anbeten; wenn man einem gewissen Buche anders „Glauben beymisset, welches sie in ihrer Sprache das „auserwehlte Land nennen. Gegen dieses Buch „haben sie aus der Ursache eine ungemeine Achtung, „weil es diejenige Offenbarung enthält, auf welche „sich ihr Gottesdienst gründet, ; ; ; ; ohngefehr vor

„neun-

„neunhundert Jahren kannten die Formosaner noch „keine andere Götter, als die Sonne, und den Mond, „welche sie vor die höchsten Gottheiten hielten; die „Sterne aber waren bey ihnen nur halb- oder Unter„götter. Aller ihr Götzendienst aber lief darauf „hinaus, daß sie die Gestirne Morgens, und Abends „anbeteten, und ihnen allerley Arten von Thieren „opferten.„

Dieses ist der Begrif, welcher uns der gedachte Verfasser von den ersten Gründen der Religion der Formosaner giebt, welchen er noch nachfolgendes beyfügt: „Zween Weltweisen, welche damals lebten, „warfen sich als Propheten auf, und predigten diesen „Götzendienern ein neues Gesetz:„ denn sie setzen voraus, daß ihnen eben der Gott dasselbe offenbaret hätte, welchen sie eben geprediget hätten. Sie setzten einen gewissen Tag an, an welchen sie diesen Dienst erklären wollten, und weil sie in einer ganz wundersamen Kleidung aufgezogen kamen, und auf der Spitze eines Hügels predigten, so wurde das gemeine Volk dadurch aufmerksam, und von ihren Reden eingenommen. Weil sie aber befahlen, daß vor dem Altare dieser neuen Gottheit die Herzen von zwanzigtausend Kindern verbrannt werden sollten; so wurden die Formosaner dergestalt aufgebracht, daß sie diese Weltweisen umbringen wollten; die sich aber indessen aus dem Staube machten, und das Volk auf das allerabscheulichste verfluchten.

Wenn wir diesem Schriftsteller Glauben beymessen, welcher ohnstreitig ein Betrüger ist, so werden wir sehen, daß alle diese Flüche die Formosaner in der Folge würklich getroffen haben, und diese

grausame Gottheit durch nichts besänftiget worden sey, als durch das andächtige Gebet der gedachten Weltweisen. Allein wir wollen diesem Verfasser seine Träume, oder vielmehr betrügliches Verfahren, überlassen, und die Wahrheit aus dem Berichte eines Reisenden hervorsuchen, welcher sich auf der Insel Formosa einige Zeit aufgehalten hat. Das, was wir vorläufig beybringen werden, ist aus seinen Reisebeschreibungen gezogen.

Die Formosaner haben viel Götter, unter welchen aber zween die vornehmsten sind; einer derselben hat seinen Sitz gegen Mittag, und der andere gegen Morgen. Jener ist der Gott der Männer, und dieser der Gott des weiblichen Geschlechts. Noch ein anderer Gott wohnt gegen Mitternacht, er ist aber sehr böse; zwo besondere Gottheiten regieren das Kriegswesen, und nehmen die Soldaten in ihren Schutz; eine andere ist über die Gesundheiten und Krankheiten gesetzt; noch andere Gottheiten über die Saat, die Jagd, Häuser, und dergleichen. Alle diese Götter haben Weiber, wie bey den alten Heyden; man setzet deren Anzahl auf zwey und siebenzig, welche auch von den Chinesern angebetet werden, die sich auf dieser Insel fest gesetzet haben. Der erste ist der Herr und Befehlshaber aller übrigen Götter, und Schöpfer der Natur. Man opfert ihm jährlich ein Ferkel, welches mit Fleisch, und Knochen, durch ein Feuer von Sandelholze verbrennt wird. Alle diese Götter aber sind vorher Menschen gewesen, nachher aber Geister, Halbgötter, oder gar Teufel geworden: denn die Formosaner beten auch Teufel an, und glauben, daß die Seelen boßhafter

Menschen,

Menschen, nachdem sie von den Leibern getrennet sind, zu Teufeln werden, die man aus Furcht anbeten muß. Daher haben sie den obersten dieser bösen Geister Altäre erbauet, worauf man ihnen nicht nur Thiere, sondern gar zuweilen Menschen opfert.

Viertes Hauptstück.

Von den Priesterinnen, Opfern, und Religionsgebräuchen der Formosaner.

Die Religionsgebräuche der Formosaner, werden von Weibern angeordnet, die sie Juibas nennen. Diese Priesterinnen opfern ihren Göttern, Schweine, geröfteten Reis, Pinang, und Hirschenköpfe. Wenn eins von diesen Opfern vollendet ist, so hält eine der Priesterinnen eine lange Rede, welche eine Art der Anrufung ist. Bey dieser Gelegenheit verfällt sie in starke Verzuckungen, erhebt ein lautes Geschrey, verkehrt die Augen, fällt zur Erde, und bleibt auf derselben so fest liegen, daß sechs Personen, sie aufzuheben, kaum in Stande sind. Während diesen verzuckenden Bewegungen nun, offenbaren sich die Götter der Juibas; und nachdem sie sich aus denenselben erholet hat, so erhebt sie sich wieder mit verschiedenen Seufzern. Hierauf begeben sich alle Priesterinnen auf die Dächer der Tempel, setzen sich daselbst in zweyen Reihen auf den Gipfel derselben nieder, und verrichten daselbst einige Gebeter. Nachher reissen sie sich alle Kleider vom Leibe, und nachdem sie sich einige Glieder des Leibes zerschlagen haben, so endigen sie diese Feyerlichkeit durch eine

Darreichung des Getränkes der ganzen Versammlung, da denn jedermann so lange trinket, biß er trunken geworden ist.

Diese Juibas rühmen sich auch, daß sie die Teufel beschwören, und aus denenjenigen Oertern vertreiben könnten, die sie zu ihrem Aufenthalte erwählt hatten; sie verkündigen auch Glück und Unglück, kalte und warme Witterung, Regen und Sonnenschein. Wenn sie Teufel austreiben wollen, so nehmen sie allerley abscheuliche Beschwörungen vor, machen ein gräßliches Geheule gegen dieselben, ergreifen einen Säbel, und verfolgen ihn mit einer solchen Wuth, daß der Teufel dadurch gezwungen wird, sich ins Meer zu stürzen, wenn er auch darinnen ertrinken sollte. Indessen ist doch ihre Gewalt, nicht so stark, daß sie dieses abergläubige Volk vor den Fallstricken des bösen Geistes in Sicherheit setzen könnten: denn hiervon siehet man die Beweise von den zahlreichen Opfern, die sie ihnen an den Grenzen der Heerstrassen bringen.

Fünftes Hauptstück.

Von den Feyerlichkeiten, welche bey der Erbauung eines Schiffes üblich sind.

Die Tempel und Häuser auf der Insel Formosa sind vom Bambusholze gebauet. Wenn nun ein solches Gebäude errichtet werden soll, so opfert man den Göttern Pinang, und Reis. Hierauf fället man den ersten Bambusbaum, und richtet gegen diejenige Gottheit ein Gebet, welche das Schif in

ihren

ihren Schutz nehmen soll: diese ersucht man, daß sie in denselben ihre Wohnung nehmen möge. Die ganze Gesellschaft versammelt sich alsdenn in einen Kreis, und jeder muß mit lauter und vernemlicher Stimme denjenigen Traum erzehlen, den er in der vorhergehenden Nacht gehabt hat. Hierauf sammelt man die Urtheile, und derjenige, welcher einen Traum gehabt hat, der von guter Bedeutung zu seyn scheinet, hat alsdenn die Ehre, das erste Stück Bambus anzulegen. Er bringet daher dem Schutzgotte ein Speisopfer von Pinang, und ein gewisses Getränk, und bittet ihn, daß er ihm Fleiß zu seiner Arbeit verleihen wolle. So bald nun das Schif zu einer gewissen Höhe erbauet ist, so begiebt sich der Herr auf dasselbe, und opfert so gleich ein Thier, als es bedeckt ist; die Juibas kommen alsdenn auch herbey, und machen ihre Anstalten zu Prophezeyhungen, um zu entdecken, ob es auch dauerhaft sey, und es der Eigenthümer in ununterbrochenen Glücke besitzen werde. Hierzu gebrauchen sie die Späne von dem Bambusholze, auf welches sie Wasser giessen; diese nehmen sie nachher in den Mund, und schnellen sie so weit zurück, als es möglich ist. Nachdem nun dieses Wasser heraus gehet, so beurtheilen sie die längere, oder kürzere Dauer des Schiffes daraus. Uebrigens muß man merken, daß das Thier, wenn es geopfert wird, mit dem Kopfe allemal gegen Morgen gekehret seyn muß, weil in dieser Gegend derjenige Gott wohnet, welcher allen übrigen Göttern zu befehlen hat. Man zerschneidet alsdenn das geopferte Thier in viele Stücken; der Kopf aber muß vor allen Dingen ganz bleiben: diese Stücken aber müssen auf gewisse Kisten gelegt werden, welche denn durch diese

Kraft gar bald angefüllet werden. Man sticht auch welche davon auf die Degen, und Schilde, zu dem Ende, daß diese Waffen dadurch die nöthige Kraft erlangen, dem Feinde zu widerstehen. Die Juibas aber bekommen einen beträchtlichen Theil von diesem Opfer; der leichtgläubige Formosaner aber glaubt alsdenn vor allen bösen Gesinnungen des Teufels sicher zu seyn.

Sechstes Hauptstück.

Von der Enthaltsamkeit und dem Fasten der Formosaner.

Die Formosaner haben ein gewisses Buch, welches sie Karischang nennen, wovon sie nachfolgende Fabel erzählen: ein gewisser Mann hatte von Natur einen sehr ungestalten Körper empfangen, so, daß seine Landsleute daher täglich Gelegenheit nahmen, über ihn zu spotten. Er bat also die Götter, daß ihn dieselben so gleich zu sich in den Himmel nehmen möchten, als er das erstemal wieder empfindlich verspottet würde. Sein Gebet wurde erhöret, ohne Zweifel aus der Ursache, damit ihm die Götter einen Titel geben möchten, wodurch er auf der Erde furchtbar würde. Denn, als diese neue Gottheit wieder von dem Himmel herunter nach der Insel Formosa kam, so brachte sie diesen Karischang mit, welcher in sieben und zwanzig Artickeln die Lebensregeln enthält, welche über die Einwohner der Insel ungemein vieles Unglück verbreiten sollten, wenn sie nur einen einzigen derselben überträten. Während der Zeit des Fastens, welche in dem

Kari-

Karischang vorgeschrieben ist, dürfen keine Häuser gebauet, Felle verkaufet, Hochzeiten gemacht, oder überhaupt Umgang mit Weibsbildern gepflogen werden, auch nicht einmal der Mann mit seiner rechtmäßigen Ehefrau; eben so wenig darf man säen, Waffen schmieden, etwas neues machen, Schweine schlachten, einem neugebohrnen Kinde den Namen geben, eine Reise antreten, wenn man noch nicht ausgereiset ist: und dieses sind die vornehmsten Artickel in dem Karischang.

Siebentes Hauptstück.

Von den Heyrathen der Formosaner.

So bald die Frauenzimmer unter ihnen mannbar sind, so ist es ihnen erlaubt, zu heyrathen; der aber, welcher eine zur Ehefrau verlangt, muß seine Mutter, Schwester, oder eine Anverwandte ersuchen, zu ihr zu gehen, die Geschenke anzubiethen, und bey ihrem Vater, oder Angehörigen, unter welchen sie steht, um sie anzuhalten. Wird nun der Vorschlag angenommen, so beschenken beyde einander, und heyrathen sich ohne weitere Umstände. Die Geschenke aber bestehen gemeiniglich in Kleidungsstücken von Tuche, oder Fellen, metallenen Ringen, oder Bambusarmbändern.

Den Nachrichten der Reisenden zu folge, dürfen die formosanischen Weiber vor den sechs und dreyßigsten Jahre keine Kinder gebären. Denn bis dahin kommen sie nicht zu ihren Männern, ausser nur in geheimen, und in der Nacht, wobey sie aber, was

noch mehr ist, vorher darum müssen ersucht werden. Der Mann begiebt sich alsdenn vor die Thür der Schlafkammer seiner Frau; wenn sie nun gesonnen ist, ihn zu sich zu lassen, so ruft sie ihn herein: wo aber nicht, so muß er sich wieder entfernen. Wenn er nun in das Haus gekommen, so ist es ihm nicht erlaubt, sich ihr mit Feuer, oder dem Lichte, zu nähern, sondern muß ganz stille seyn, und sich gleich niederlegen. Verlangt er Toback, so muß er ganz leise husten, und seine Frau bringt ihm alsdenn welchen in einer Dose, nachher begiebt sie sich wieder zurück, und kommt nicht eher ins Bette, bis alle Leute in dem Hause sich schlafen gelegt haben. Wenn es Tag geworden ist, so steht der Mann auf, gehet, ohne ein Wort zu sprechen, aus dem Hause weg, und darf sich den ganzen Tag in demselben nicht wieder sehen lassen.

Die Vielweiberey ist bey den Formosanern erlaubt; sie können ihre Weiber auch wieder von sich lassen, wenn sie wollen; nur dürfen sie diejenigen Geschenke nicht wieder zurück nehmen, die sie ihnen gegeben haben. Uebrigens würde es einem Formosaner eine Schande seyn, wenn man von ihm in Gegenwart eines dritten fragen wollte, von was für einem Geschlechte seine Frau sey, ob sie schön oder häßlich wäre, oder wie sie sich befände.

Weil es dem Formosanischen Frauenzimmer vor dem sechs und dreyßigsten Jahre nicht erlaubt ist, schwanger zu seyn; so müssen sie freylich die Geburt abtreiben, wenn sie in diesen Zustand kommen. Sie lassen daher ihre Juibas zu sich kommen, welche bey ihnen schlafen, und ihnen auf eine solche Art auf dem Leibe herumtreten müssen, damit die Frucht wieder von

ihnen

ihnen gehe. In der That ist diese Gewohnheit die einzige in ihrer Art, wenn sie würklich wahr ist.

Achtes Hauptstück.

Von den Begräbnissen der Formosaner.

Die Formosaner warten nicht so lange bis ihre Kranken von selbsten, natürlicher Weise, den Geist aufgeben; sondern so bald sie merken, daß sie mit dem Tode ringen wollen, so reichen sie ihnen zu trinken, und so wie sie das Getränke verschlucken, oder nur den Mund damit benetzen, so ersticken sie sie bey dieser Gelegenheit. So bald es nun mit dem Kranken aus ist, oder sie ihn erwürgt haben, so nimmt man vor der Hausthür eine Trommel, und schlägt dieselbe, um dadurch jedermann zu berichten, daß eine Leiche in dem Hause ist. Die Trommel aber, die man hierzu braucht, ist aus dem Stamme eines Baumes gemacht. Hierauf wäscht man die Leiche ab, legt ihr die besten Kleider an, die sie in ihrem Leben getragen hat, und die Waffen neben sie, nebst einigen Schüsseln mit Reis. In diesem Zustande bleibt sie zween Tage stehen, binnen welchen denn die Juibas die Ceremonien verrichten, und zu einer glücklichen Reise des Verstorbenen ein Ferkel opfern. Auch richtet man vor dem Hause einen Bambusstab auf, an welchen eine Fahne befestiget ist, darneben aber setzt man einen grossen Kübel mit Wasser. Des Abends kommen die Angehörigen, und Freunde des Verstorbenen zusammen, und trinken auf seine Gesundheit; die ihn aber ganz vorzüglich geliebt

haben, fallen mit einem Geschrey, welches einem Geheule sehr ähnlich ist, auf den Leichnam, und fragen ihn, weswegen er denn aus diesem Leben gegangen ist? das Abgeschmackte dieses seltsamen Auftrittes bey den Leichen wird durch das ungebehrdige Betragen, und die Verzerrungen des Gesichts der Priesterinnen, und für Geld gemietheter Klageweiber, noch mehr vergrössert, welche einige Gebeter zu ihren Göttern schicken, um vor den Verstorbenen einen guten Platz so wohl als Freunde in jener Welt zu erlangen.

Wenn nun die beyden Tage verflossen sind, so wäscht man die Leiche zum zweyten, ja zuweilen zum drittenmale, mehrerer Vorsichtigkeit wegen; nachher aber setzt man sie auf einen sieben bis acht Fuß hoch erhabnen Ort, oder Gerüst, und bindet ihr vorher Hände und Füsse. Hierauf wird sie zu einem grossen Feuer getragen, welches sechs Tage nacheinander beständig unterhalten wird, damit der Körper recht austrockne; weil sonst der Geruch von demselben nicht angenehm seyn möchte. Nachdem dieses geschehen ist, so trägt man ihn wieder in das Haus, und läßt ihn sehen, und zwar auf einem Gerüste, welches viel höher, als das vorhergehende, ist, nachdem man ihn vorher in ein Leichentuch gewickelt hat; rund umher aber ziehet man ein Tuch, ohngefehr nach Art eines Zeltes. Zu weilen stehet ein solcher todter Körper drey ganzer Jahre in einem Hause; nach deren Verlaufe aber begräbt man ihn in demselben. Alles dieses aber geschiehet nicht anders, als mit einem stattlichen Schmause, bey welchen sich jedermann betrinkt. Ist nun der Verstorbene ein Soldat gewesen, so hält man ihm eine Leichenrede; jedermann erzählt seinem Nachbar, was

er

er für Thaten gethan hat, und über den Kopf hänget man ihm einen Bambusstab mit eben so vielen Einschnitten, oder Kerben, als er Feinde erlegt hat. Während neun Tagen wird er bewacht, und den zehnten Tag kommen alle seine Angehörigen und Freunde zusammen, und heben ein gräßliches Geschrey neben ihn an: welches zu dem Ende geschiehet um den Teufel von ihm zu vertreiben, welcher ihn bis dahin geplagt hat. Ist nun der Verstorbene verheyrathet gewesen, so nimmet seine hinterlassene Wittwe einen Besen, und wirft ihn mit den Worten gegen Mittag: „wem gehöret dieses Hauß? mir gehört es nicht ferner; folglich brauche ich auch nicht länger drinnen zu arbeiten.„ In einer gewissen Classe der Einwohner dieser Insel thut man den Kranken, wenn er in Lebensgefahr ist, und viel ausstehen muß, eine Schlinge um den Hals, und zieht ihn in derselben so hoch in die Höhe, daß er mit den Füssen nicht an die Erde reicht; alsdenn läßt man ihn wieder fallen, da denn seine Angehörigen, welche zugleich seine Henker sind, seine Verlassenschaft desto gewisser bekommen.

Neuntes Hauptstück.

Von den Glaubenslehren der Formosaner.

Die Reisenden versichern uns, daß die Formosaner die Ewigkeit der Welt glauben, und die Unsterblichkeit der Seele eben so wohl ein Grundsatz ihres Glaubens sey. Wenn einer von ihnen stirbt, so errichtet man eine kleine grüne Hütte von Laubwerke,

die

die man auf mancherley Art auszieret, und welche die Wohnung seiner Seele seyn soll; vornemlich aber hänget man in jedwede vier Ecken derselben allerley bunte Bänder, inwendig aber stellet man ein Gefäß mit Wasser, und Bambusholze, damit sich die Seele erfrischen, oder sich waschen möge, wenn es nöthig ist.

Ferner glauben die Formosaner, daß die Seelen der Gottlosen in einen Pfuhl von Unflathe gestürzt, und darinne nach dem Tode gequälet würden; die Seelen der tugendhaften aber giengen über diesen Pfuhl mit einem freudigen Herzen auf einer Brücke von Bambusholze hinweg, und gelangten in einen sinnlichen Paradiese an, wo alles gefunden würde, was zur Bequemlichkeit, und zum Vergnügen des Lebens gehörte. So bald aber die Seelen der Gottlosen eben diesen Weg gehen wollten, so wendete sich die Brücke so gleich um, und die Seelen stürzten in den erwähnten Pfuhl. Von der Auferstehung des Leibes aber haben sie gar keine Begriffe.

Den Raub, Mord, und die Lügen halten sie für abscheuliche Sünden; das seltsamste aber hierbey ist dieses, daß sie unter eben diese Laster den Ungehorsam rechnen, daß man nicht zu gewissen vorgeschriebenen Zeiten nackend gegangen ist, wie auch, daß die Weiber vor den sechs und dreyßigsten Jahre Kinder gebohren haben.

Zehentes

Zehentes Hauptstück.

Von den abergläubigen Gebräuchen der Formosaner.

Es ist gewiß, daß die Formosaner keine Könige haben; sondern sie haben ihr Land in gewisse Bürgerschaften, oder Gemeinen, getheilt, deren jegliche ihr Oberhaupt hat, die beständig mit einander Krieg führen. Schlachten liefern sie niemals; sondern sie überfallen nur einander, locken sich an gefährliche Oerter, und richten einander auf diese gefährliche Art mehr denn zu sehr zu Grunde. Der Kopf, oder der Hirnschädel eines Feindes dient zu einem Denkmale ihres Sieges, und sie heben denselben auf das sorgfältigste als eine grosse Kostbarkeit auf. Wenn sie ihre Feinde überwunden haben, so stellen sie ihre abgehauenen Köpfe auf lange Stangen, und tanzen um dieselben herum. Die versuchtesten und herzhaftesten werden zu Kriegs-Officiren genommen, die ältesten aber zu den vornehmsten in dem Rathe.

Wollen sie einen Krieg unternehmen, so untersuchen sie erst ihre Träume, und den Flug der Vögel, ob derselbe auch glücklich ausschlagen werde, oder nicht. Wenn sie aber mit einander streiten, so entrinnet weder Männer, oder Weiber, oder Kinder dem Schwerdte. Wenn der Krieg vorbey ist, so opfern sie den verstorbenen Seelen ihrer getödteten Feinde, in der Gegenwart derer abgehauenen, und auf Stangen gesteckten Köpfe; von welchen denn ein jedweder Soldat die mit sich nach Hause nimmt, die ihm gehören; welche nachher im dem Hause aufgestellet werden, damit dieses

dadurch

dadurch beglückt werde. Sind sie aber überwunden; so machen sie eben so viele kleine Puppen, als sie Todte gehabt haben, und begraben dieselben aufs feyerlichste. Bey diesen Gelegenheiten schicken die Juibas ihre Gebete zu den Göttern, damit sie ihre Truppen nicht verrathen mögen, wenn sie im Begrif sind, sich in die Gebüsche, oder Hinterhalte zu verstecken.

Die Art den Eyd zu leisten, wenn zween Formosaner einander schwören, bestehet darinne: daß sie einen Strohhalm mit einander zerreissen: und sie halten nichts so heilig, als einen solchen Schwur, dessen Bruch sie vor höchst sträflich halten.

Das höchste Gericht in einer jedweden Provinz bestehet aus zwölf Personen, die wenigstens vierzig Jahr alt seyn müssen. Diese Rathsherren verwalten ihre Würde zwey Jahre; nach welcher Zeit sie sich die Haare an den Schläfen, und oben auf dem Kopfe ausreissen lassen. Sie sind auch diejenigen, welche die Befehle der Juibas vollstrecken, und das Volk von solchen Handlungen zurück halten müssen, worüber ihre Götter erzürnt werden. Einige Zeit vor der Kornerndte, und wenn sie die Gnade derjenigen Götter erlangen wollen, welche über die Erhaltung aller Nahrungsmittel die Aufsicht haben, muß das ganze Volk ganz und gar nackend gehen; denenjenigen aber reissen sie sogleich das Tuch vom Leibe, welche sie sehen, daß sie diesem Befehle nicht nachleben, und legen ihnen über dieses noch eine Geldstrafe auf.

Die Formosaner schminken sich auch das Gesicht, die Arme, Schultern und die Brust; die Köpfe, und Hände zieren sie mit allerley Federn, die Beine aber mit Binden von Muscheln.

Die

Die Juibas verrichten nicht nur die Religionsgebräuche, sondern sie mischen sich auch in die Arzneykunst. Zuerst opfern sie ihren Göttern; darauf reiben sie den Kranken an denjenigen Theil, der krank ist, oder welcher mit demselben die mehreste Gemeinschaft, oder Verbindung hat. Schlägt nun dieses Verfahren noch nicht an, so läßt man eine Hexe kommen, welche sich stellet, als ob sie die Seele des Kranken fragte; diese ziehet demselben mit aller Gewalt die Finger, einen nach dem andern, und versucht, ob sie krachen; geschieht nun dieses, so ist es ein glückliches Zeichen. Zuweilen nimmt die Hexe ein Blatt von einem gewissen Baume, legt es den Kranken auf den Mund, läßt dasjenige Wasser, welches sie in ihrem Munde hat, drauf fliessen. Wenn nun dieses Blatt von ohngefehr sich zu krümmen beginnet, und an der Seite der Hexe das Wasser hält, so ist dieses ein vortreffliches Zeichen für den Kranken. Stirbt er aber zuweilen dennoch, so kommt es daher, weil der Teufel stärker ist, als sie. Liegt aber der Kranke in den letzten Zügen, so ist es gewöhnlich, den bösen Feind mit dem Degen in der Faust zu verfolgen. Wird nun der Kranke alsdenn wieder besser, so muß er seinen Göttern ein Opfer bringen; indem er dieses aber zu thun im Begriffe ist, so muß er mit aller Achtsamkeit auf die vorbedeutenden Zeiten Acht haben, die er unterwegens antrift, und sie auf das sorgfältigste vermeiden, wenn sie von böser Art sind. Uebrigens darf er sich während der Zeit des Fastens, oder des von ihnen sogenannten Karischang in keiner Götzendienstlichen Versammlung sehen lassen.

Eilftes Hauptstück.

Von der Handlung der Formosaner.

In dem Theile der Insel Formosa gegen Morgen, treiben die Formosaner fast gar keine Handlung; in dem Theile gegen Abend aber, welchen die Chineser im Besitz haben, wird sie sehr stark getrieben. Die Hauptstadt, Namens Taiuanfu ist sehr volkreich, und ihr Hafen wird von einer grossen Menge Schiffe besucht. Die vornehmsten Waaren, womit hier gehandelt wird, sind Reis, Candelzucker, Toback, Salz, geräuchert Hirschfleisch, welches die Chineser sehr hoch achten; ferner allerley Arten von Früchten, Leinwand, wollene Zeuche, Cattun, Hanf, Baumrinden, Pflanzen, und mediciniſche Kräuter. Dargegen bringt man ihnen Chineſiſche, und Indianiſche Leinwand, Seide, Firniß, Porcellain, und allerley Europäiſche durch die Kunst gemachte Waaren.

Uebrigens ist der Aufenthalt auf der Insel Formosa so angenehm, daß, wenn es nur erlaubt wäre, sich da auf zu halten, sich gewiß eine grosse Menge Chineſiſcher Familien da niederlassen würden; aber man darf ohne einen Paß nicht hinein reisen, und diesen zu erlangen, ist jederzeit mit vielen Schwierigkeiten verbunden.

Ende der Beschreibung von Formosa.

Von

Geschichte von Japon.

Erstes Hauptstück.

Geographische Beschreibung dieses Reichs.

Das Japonische Reich, welches seine Einwohner Nipon, oder Niphon nennen, welche beyde zusammengesetzten Wörter, so viel als Sonne, und Grund, oder Stütze bedeuten, liegt zwischen dem ein und dreyßigsten, und zwey und vierzigsten Grade mitternächtlicher Breite, und zwischen dem hundert sieben und funfzigsten, und hundert fünf und siebenzigsten Grade, dreyßig Minuten der Länge, von dem ersten Mittagskreise die Länge nemlich an gerechnet, welcher durch die Insel Fer gezogen ist. Seine Länge erstreckt sich von Osten, gegen Westen etwas weniges Ost Nordost. Die Breite ist Nord, und Süd, und nicht so ungleich, als es einige Schriftsteller vorgegeben haben: denn sie beträgt fast allenthalben sechzig, oder siebenzig Meilen. An keinem Orte aber deren hundert. Die Länge beträgt ein wenig mehr, als zweyhundert sechzig gemeine französische Meilen.

Gegen das Jahr fünfhundert neunzig nach Christi Geburt, theilte Siusiam ein geistlicher Monarch, und Erbe, dieses Reich in sieben grosse Theile, die alle Inseln sind, welche das Japonische Reich ausmachen. Im Jahre sechshundert ein und achtzig theilte Tenmu diese sieben Länder in sechs und sechzig Provinzen, in

deren jegliche er einen Stadthalter setzte; in der Folge aber sind auch die Inseln Iki, und Tsußima, welche den Coreischen Prinzen entrissen wurden, hinzugekommen; da sich denn die Anzahl dieser Provinzen auf acht und sechzig erstrecket. Seit der Zeit hat man noch eine genauere Eintheilung gehabt, vermöge welcher sie in sechshundert kleine Untergerichtsbarkeiten eingetheilet sind.

Es scheinet, als ob die Vorsicht die Japonischen Inseln zu einer ganz besondern Welt habe machen wollen, in welcher die Einwohner alles dasjenige finden könnten, was nur zur Bequemlichkeit und Vergnügen des menschlichen Lebens gehöret, ohne des Beystandes fremder Völker zu bedürfen. Denn dieses Reich wird von einem Meere, so zu sagen, beschützt, wo ein beständiger Sturmwind herrscht; überdieses befinden sich in demselben sehr viele Felsen, und Sandbänke, welche es verhindern, daß fast keine fremde Nation daselbst anländen kan.

Die Witterung ist in diesem weitläuftigen Lande sehr unbeständig, denn die Kälte im Winter ist ausnehmend, und die Hitze im Sommer eben so heftig. Das ganze Jahr hindurch regnet es sehr viel, vornemlich aber in den Monaten Junius und Julius; aber nur nicht in einer solchen Gleichförmigkeit, als man sie in den hitzigen Ländern des morgenländischen Indiens bemerkt. Donner und Blitz sind ebenfalls daselbst häufig.

Unter den Japonischen Inseln sind vornemlich drey grosse merkwürdig; die Insel Nipon, von welcher das Reich den Namen hat, und sich der Länge nach von Morgen gegen Abend in der Gestalt eines Kinnbackens

backens erstreckt, dessen Krümme gegen Norden gekehret ist; die Insel Saikokf, welche die zweyte, der Grösse nach ist, kan ohngefehr im Umfange hundert acht und vierzig deutsche Meilen haben, und liegt der Insel Nipon gegen Südwest. Die dritte liegt zwischen den beyden vorerwähnten, und zwar in der Gestalt eines Quadrats, und heist Sikokf. Diese drey Inseln sind mit einer grossen Menge anderer umgeben, deren einige nur klein, unfruchtbar, und mit vielen Felsen angefüllet sind, andere aber sind groß, reich, und haben ihre eigenen Regenten.

Ausser diesen Inseln sind noch einige entferntere Länder, welche den Kaiser von Japon entweder vor ihren Oberherrn erkennen, oder unter seinem Schutze stehen. Dergleichen sind zum Exempel die Insel Kiuku, oder Liquejo; eine gewisse Provinz von Corea, welche der niedrigste Theil von dieser Halbinsel ist, und die Insel Jeso.

Die Inseln Liquejo liegen der Japonischen Provinz Satsuma gegen Südwest, welche auf dem festen Lande von Saikokf liegt; sie erstrecken sich beynahe bis zu den sechs und zwanzigsten Grade mitternächtlicher Breite. Der Reis wird auf denenselben jährlich zweymal geerndtet. Die Einwohner treiben entweder den Ackerbau, oder Fischerey, und sind überhaupt sehr munter, und umgänglich. Sie leben sehr vergnügt, thun sich nach ihrer Arbeit was zu Gute, und trinken eine Art von Weine, welcher aus Reis zubereitet wird; spielen auch musicalische Instrumente, die sie nicht leicht weglegen, auch so gar nicht einmal, wenn sie auf das Feld gehen. Man glaubt, sie seyn ihrem Ursprunge nach Chineser, welche

sich damals aus diesem Reiche wegbegeben hätten, als bey der grossen Staatsveränderung die Regierung über China an die Tartaren gekommen sey. Sie schicken auch jährlich eine Summe Geldes, die sie zusammen bringen, als ein Geschenk an den Kaiser in China, weil sie aber der Regent von Satsuma unter das Joch gebracht hat, so entrichten sie ihm einen besondern Tribut.

Von Corea wollen wir nicht reden, weil die Japoner nur eine Provinz davon besitzen, und welche dem Kaiser in China tributbar ist. Weswegen denn diese Beschreibung in den Artickel dieses Reichs gehöret. Die Lage von Jeso erstrecket sich gegen den zwey und vierzigsten Grad mitternächtlicher Breite, Nordnordost, gegen Osiu über; und zwar durch zwey Vorgebürge ziemlich weit in das Meer, welche hier einen Busen formiren. Diese Insel ist sehr waldigt, und die Besitzer ziehen fast nichts daraus, als Pelzwerk, nebst einer Art von Stockfisch, welchen sie Karasaki nennen; hinter dieser Insel bemerkt man gegen Norden das feste Land, welches die Japoner Okujeso, das ist, Oberjeso nennen. Allen Geographen ist dieses Land bekannt; nur bestimmen sie nicht genau, ob es mit der Tartarey, oder America zusammen hängt.

Die Japoner thun auch noch zwoer anderer grossen Inseln Erwähnung, welche unter ihrer Herrschaft stehen, und welche weiter, als hundert und funfzig Meilen von den Küsten Osiu gegen Ost, und Ostnordost liegen sollen. Die weiter gegen Mitternacht, nennen sie Guima, oder die Silberinsel; die nähere aber Kinsima, das ist, die Goldinsel. Diese prächtigen

tigen Namen haben den Geiz der Europäer, vornemlich der Spanier, und Holländer zu weilen gereitzt, auf diese Länder einen Versuch zu machen, welcher ihnen aber niemals gelungen ist.

Gegen das Jahr tausend sechshundert fünf und sechzig haben die Japoner die grosse Insel Bune, oder Bunesina entdeckt, welche Japon ohngefehr dreyhundert Meilen gegen Süden liegen muß. Ihre Küsten aber sind so hoch, und steil, daß, wenn man auf sie gelangen, oder ans Land steigen will, die Schiffe entweder von ihren Waaren ausgeleert, oder gar vermittelst einer Maschine, oder Winde in die Höhe gewunden werden müssen; sie ist aber sehr unfruchtbar, und wüste, und bringt weiter nichts als Araxholz hervor. Der Kaiser pflegt gemeiniglich seine Staatsgefangenen dahin zu schicken: und die Beschäftigung dieser unglückseligen, und verwiesenen in diesem betrübten Lande bestehet darinne, daß sie daselbst seidene Stoffe arbeiten müssen, welche vor den Japonischen einen solchen Vorzug haben, daß ihre Ausfuhre den Ausländern bey sehr harter Strafe untersagt ist.

Zweytes Hauptstück.

Von dem Ursprunge der Japoner.

Ehe wir uns in die genaue Nachricht von der besondern Regierungsform der Japoner einlassen, so müssen wir vorher eine kurze Nachricht von den Fabeln geben, in welche sie ihren Ursprung gleichsam einhüllen.

Die Einwohner der Japonischen Inseln geben vor, sie wären ein Volk, welches gar keinen Ursprung hätte; dieses aber wollen sie nicht so verstanden wissen, als man es gemeiniglich in gewissen Geschichten der Insecten verstehet, sondern sie führen ihren Ursprung so weit hinaus, bis zu ihren Göttern, und erzählen uns: „im Anfange der Schöpfung floß das Chaos oder der „vermischte Klumpen auf eben die Weise, nach Belieben, in dem Wasser herum, wie die Fische. Aus „diesem Chaos entstund eine gewisse Art des Stachels, „oder Dornstrauches, welcher sich auf verschiedene Art „bewegen, und behandeln ließ. Dieses Wesen wurde „endlich zu einer Seele, oder Geiste, welcher nachher „Kunitokodatsno-Mikatto genennet wurde.„ Dieser Geist hat zuerst ihre Götter hervorgebracht, von welchen sie zwey verschiedene Geschlechtsregister herführen. Das erste enthält lauter himmlische, oder solche Geister, welche durchaus nichts körperliches an sich haben, und diese Wesen haben Japon viele hundert Jahre nacheinander regieret, so, daß man die Anzahl derselben ohnmöglich bestimmen kan. Das andere Geschlechtsregister aber enthält die Erdgeister, oder Gottmenschen, welche die Nachfolger der eben erwähnten gewesen sind. Diese haben ebenfalls eine sehr lange Zeit regieret, und von diesen stammen endlich die gegenwärtigen Einwohner von Japon her; welche aber von der Reinigkeit, Vollkommenheit, und dem geistigen Wesen ihrer göttlichen Vorfahren nichts mehr an sich haben. Diese seltsamen Vorstellungen genauer auseinander zu setzen, muß man sich vorstellen, daß unter den ersten Wesen, die aus dem Chaos entstanden waren, sieben vornehme, oder Hauptregenten entstanden sind,

von

von welchen der erste der allerreinste, und geistigste unter allen war. Der Sohn desselben wurde von ihm, vermittelst einer gewissen Bewegung, und würkenden Kraft des Himmels und der Elementen, die unter ihnen waren, erzeuget. Ein jedweder von ihnen erzeugte also einen Sohn, der letzte aber, welcher von sinnlichen oder empfindsamen Gliedmassen aus der Ursache zusammen gesetzt war, daß er sich mit seiner Ehegattin fleischlich vermischen konnte, erzeugte solche vermischte Wesen, deren Natur theils göttlich, theils menschlich war. Dieses Geschlecht hat die Vollkommenheiten seiner göttlichen Vorfahren eine ziemlich lange Zeit beybehalten; es ist aber endlich in der Person des Avaasedsuno, Stammvater der heutigen Japoner, erloschen. Dieses ist das Gewebe der thörichten Vorstellungen, mit welchen dieses Volk seinen Ursprung zu erheben sucht. Wir wollen aber diese Thorheiten bey Seite setzen, und diejenigen Nachrichten vielmehr zu Rathe ziehen, welche unserer Untersuchung eher werth sind.

Die mehresten unserer Geographen stimmen damit überein, daß die Japoner aus China herstammen; die morgenländischen Nachrichten hiervon gründen sich darauf. Viele ansehnliche Chinesische Familien wurden überführt, daß sie eine Meuterey gegen den Kaiser angestiftet hatten. Alle diese Schuldigen wurden zum Tode verbannet; die Anzahl derselben aber war so groß, daß die Henker nicht hingereicht hätten, ihr allerseitiges Blut zu vergiessen. Nachdem sich nun der erste Zorn des Kaisers gelegt hatte; so verwandelte er die Todesstrafe in eine ewige Verbannung aus dem Reiche; da denn diese unglückseligen nach den Japonischen

Inseln gebracht wurden, die damals noch ganz ungebauet, und wüste, waren. Dieses Land haben sie in ganz kurzer Zeit so stark bevölkert, daß es seinen Nachtbar furchtbar worden ist. Man sagt auch, daß ein gewisser Kaiser in China darüber unwillig geworden wäre, daß das menschliche Leben nur eine so kurze Dauer hätte; er habe daher viele von seinen Unterthanen in alle Theile der Welt geschicket, um ein Mittel wider den Tod ausfündig zu machen. Einer von seinen Aerzten, welcher seinen grausamen Herrn, und Tyrannen seiner Unterthanen, nicht länger dienen wollen, habe bey dieser Gelegenheit die Flucht ergriffen: er habe ihn also glaubend gemacht, daß dieses kostbare Mittel in den Japonischen Inseln anzutreffen sey, aber hinzu gefügt, es bestünde in Kräutern von einer so zarten Bildung, daß sie nicht anders gesammlet werden könnten, als nur von jungfräulichen und reinen Händen. Daher habe der Kaiser in seinen Staaten dreyhundert zarte Jungfern zusammen suchen lassen, und mit diesen den Arzt zu Schiffe fortgeschicket. Er sey auch mit ihnen in den Japonischen Inseln glücklich angelandet, habe sich daselbst niedergelassen, und das Land bevölkert. Ein jeder mag nach seinen Belieben unter diesen beyden Nachrichten von dem Ursprunge diejenige wählen, und für wahr halten, welche er will; so viel aber ist gewiß, daß keine mit der Zeitrechnung der Japoner übereinstimmet. Mithin wird es besser seyn, daß man lieber die Meynung eines neuern Geschichtsschreibers annimmt, welcher glaubt, die Japoner stammten von den Tartarn her und sich auf die Chinesischen Jahrbücher gründet, aus welchen erhellet, daß im Jahre eilfhundert sechs

und

und neunzig vor Christi Geburt die Tartaren angefangen haben, die Inseln auf dem morgenländischen Meere zu bevölkern.

Die ersten Nachrichten, die wir von der Entdeckung des Japonischen Reichs erhalten, haben wir dem berühmten Seefahrer Marcpol zu verdanken, welcher gegen das Ende des dreyzehenten Jahrhunderts gelebet hat, und von diesem Reiche, unter dem Namen Zipangri oder Zipangu, redet. Seine Schriften sind im sechzehnten Jahrhunderte in die Hände des Christoph Columbus gekommen, und haben nicht wenig zu denen grossen Entdeckungen beygetragen, welche dieser geschickte Seefahrer gemacht hat. Er hat auch damals, als er bey der Insel Hispaniola anlandete, geglaubt, er sey würklich zu der Insel Zipangri gelanget, deren Markpol Erwähnung gethan hat.

Erst im funfzehnhundert zwey und vierzigsten Jahre, als einige Portugiesen an den Japonischen Küsten Schifbruch erlitten, haben die Europäer erst Nachricht erhalten, daß auf den morgenländischen Meeren ein grosses, und mächtiges Reich läge.

Wir haben bereits eine Vorstellung von den beyden ersten fabelhaften Geschlechtsregistern beygebracht, auf welche die Japoner ihre Geschichte gründen; nunmehr aber müssen wir auf die dritte Periode kommen, welche sechshundert sechzig Jahr vor Christi Geburt mit der Regierung des Synmu, welcher damals siebenzig Jahr alt war, ihren Anfang nimmt. Ob gleich dieser ein sehr alter Herr war, so hat er doch den Thron ziemlich lange besessen, seine Unterthanen gehörig bezwungen, welche damals noch unabhängig, und so zu sagen wild waren; und eine Reihe von

Jahren,

Jahren, welche sich auf unläugbare Jahrbücher gründet, thut von seinen Nachfolgern Meldung, ohne, daß es möglich ist, eine Untersuchung anzustellen, ob sie ächt sind, oder nicht. Von dem Synmu bis auf die gegenwärtige Zeit zählt man hundert und sechzehen Regenten aus diesem Hause, welche alle den Thron in grader Linie besessen, und zwar Kraft ihrer Vorfahren; wenn man diejenige Staatsveränderung nicht mit hinzu rechnet, welche dieses Reich in die Hände zweener Herren geliefert hat, aber ohne, daß dadurch die Herrschaft des rechtmäßigen Kaisers getheilet worden ist. Mithin muß man bis gegen das zwölfte Jahrhundert diesen berühmten Zeitlauf erstlich suchen.

Drittes Hauptstück.

Von der Regierung der Japoner.

Bey der Stiftung der Japonischen Regierung war das Obercommando über die Truppen einem Generale anvertrauet, welcher den Namen Cubo führte, welchen man nachher noch den Namen Sama beyfügte, welcher so viel bedeutete als Herr. Der Kaiser vertrauete diese Bedienung damals niemanden an, ausser solchen, die den Krieg verstunden, oder deren Treue ihm sattsam bekannt war. Einer von diesen Cubo-Sama erregte einen bürgerlichen Krieg, und legte den Grund zu einem neuen Reiche, welches er seinem Herrn zur Seite setzte. Mithin hatte Japon zween Kaiser, einen Namens Mikaddo oder Dairi, den andern Cubo-Sama. Diese beyden

Mächte

Mächte suchten eine geraume Zeit einander zu Grunde zu richten; während diesen Kriegen aber machten sich die Stadthalter in ihren Provinzen unabhängig. Alles dieses dauerte bis ins sechzehente Jahrhundert, da Cubo-Sama sich zum alleinigen Regenten machte, und den Dairi weiter nichts übrig ließ, als die blosse oberste Herrschaft über die Religion. Alle Ehrenbezeugungen, und Hochachtung gebühren dem letztern; seine Einkünfte sind ungemein groß; er ernennet diejenigen alle, welche geistliche Bedienungen haben; er entscheidet auch gewisse Streitigkeiten, welche unter den Grossen entstehen; die höchste weltliche Gewalt aber hat der Cubo-Sama.

Meaco ist der Sitz des Dairi, eine zahlreiche Besatzung erhält denselben in seinem Ansehen, und dienet würklich zugleich darzu, ihn in seiner Sclaverey zu erhalten. Bey Ermangelung der würklichen Gewalt, unterlässet man nicht, ihm eine gewisse Art des Götzendienstes zu bezeugen, die bey nahe von einer göttlichen Ehre zeiget. Denn er ist der oberste Bischof oder Pabst, seine Person ist heilig, und ein gewisser Verfasser drückt sich ohngefehr folgendergestalt über seine Würde aus: „ein Japonischer geistlicher Kaiser würde in der That „glauben, seine Heiligkeit zu entweihen, wenn er die „Erde nur mit einem Fusse berührte. Wenn er also „irgend wo hin will, so müssen ihn Menschen auf ih„ren Schultern tragen. In die freye Luft kommt er „niemals, eben so wenig läßt er sich auch von der Son„ne bescheinen, weil er sie zu unwürdig hält, seinen „Kopf zu beleuchten. Die allergeringsten, und klein„sten Gliedmaassen und Theile seines Leibes sind so hei„lig, daß er sich nicht einmal untersteht, sich die Haare,

„den

„den Bart, oder Nägel zu beschneiden. Er wird also „während der Zeit, da er schläft, von diesem Ueberflusse „des Wachsthums befreyet; weil man denjenigen Dienst, „welchen man ihm zu der Zeit beweiset, als einen Dieb„stahl ansiehet. Ehedem war er verbunden, auf seinem „Throne einige Stunden lang Vormittags, mit der „kaiserlichen Krone auf dem Haupte, ganz unbeweglich „zu sitzen, welches denn ein Zeichen von der vollkom„menen Ruhe des Reichs war. Wenn es aber zu al„len Unglück geschahe, daß er sich bewegen, und seine „Augen gegen eine Provinz richten muste, so glaubte „man, daß Krieg, Brand, Hunger, und andere schreck„liche Landplagen, das Reich verwüsteten. Von einer „so gezwungenen Gewohnheit aber hat man ihn gegen„wärtig befreyet, oder vielleicht haben sich die Dairis „dieses beschwerliche Joch selbst abgeworfen. Denn es „ist genug, wenn nur die kaiserliche Krone sich auf dem „Throne befindet, und zwar unter dem Vorwande, „daß in dieser Stellung die Unbeweglichkeit derselben „um desto mehr, und eben diese Würkung erhalten „werde. Jegliche Tage bringt man dem Dairi in neuen „Töpfen die Speisen, und das Getränk; und alles Ge„fäß, was man hierzu nöthig hat, muß überaus rein „gehalten werden. Diese Gefässe aber können füglich „nur aus gemeinen Thone seyn, damit nicht gar zu viel „Kosten verursachet, sondern die täglich zerschmissen „werden können, welche er auf der Tafel gehabt hat. „Die Japoner glauben übrigens, daß denenjenigen, „welche keine Geistliche sind, sogleich das Maul, und „der Hals schwellen würde, wenn sie sich unterstün„den, aus diesen heiligen Gefässen zu essen. Eben die„ses glauben sie auch von den heiligen Kleidungsstücken

„des

„des Dairi: daß derjenige nemlich, welcher sie ohne „seine ausdrückliche Erlaubniß anzöge, mit einer ge„fährlichen Geschwulst des ganzen Leibes bestraft „würde.„

Wenn der Thron erlediget ist, so versammelt sich die Geistliche Hofstatt insgesammt, und wählet zu dieser höchsten Würde den nächsten Erben, ohne das Alter und Geschlecht desselben in Betracht zu ziehen. Zuweilen ist dieses noch ein unmündiger Prinz, öfters auch noch eine unvermählte Prinzessin. Wenn es mehrere giebt, die auf diese hohe Würde Anspruch machen können, so läßt man sie nach und nach den Thron besteigen; alle diese Veränderungen aber geschehen ins geheim, so daß das Volk niemals eher etwas davon erfährt, bis alles mit der Thronfolge seine Richtigkeit hat.

Der Dairi heyrathet zwölf Gemahlinnen, und diejenige, welche ihm zuerst fünf Söhne gebiehret, hat die Ehre, mit ihm auf den Throne zu sitzen. Die Kleidung dieses Papstkaisers ist ziemlich mittelmäßig. Sie bestehet in einem schwarzen seidenen Rocke unter einem rothen Ueberkleide, und über beyden trägt er einen sehr feinen Flohr. Auf den Haupte aber eine Art von Huthe, mit solchen Gehängen oder Binden, welche eine Aehnlichkeit mit unsern Bischofsmützen, oder auch der dreyfachen päbstlichen Krone hat; alles in seinem Schlosse aber ist überaus kostbar. Die Kleidungen seiner Ministers aber, welche eben, wie er, vorgeben, daß sie von den Göttern ihren Ursprung haben, sind sehr lang, weit, und haben eine lange Schleppe: ihr Huth oder Mütze ist schwarz, und von einer solchen Gestalt, als es ihre Würde erfordert.

Der

Der Cubo-Sama residiret zu Jedo; ob nun gleich die Grenzen seines Reichs sich nicht so sehr weit erstrecken, so ist er doch nichts destoweniger einer der reichsten Monarchen in der ganzen Welt: denn seine Einkünfte erstrecken sich jährlich auf dreytausend zweyhundert acht und zwanzig Mans, und sechstausend zweyhundert Kokfs Reis: denn bey den Japonern werden alle Einkünfte nach diesen beyden Maasen des Reises geschätzet. Ein Mans aber hält zehntausend Kokfs, und ein Kokf dreytausend Centner Reis. Die Armee des Kaisers bestehet aus dreyhundert und acht tausend Mann Fußvolk, und acht und dreyßigtausend achthundert Mann Reuterey, welche von den vornehmen Herren verschiedener Provinzen unterhalten werden. Denn derjenige, welcher ein Vermögen von zehntausend Gulden Einkünften besitzt, muß zwanzig Mann Fußvolk, und zwey Reuter halten, und so bey den übrigen nach Verhältniß. Ausser dem hat der Cubo-Sama noch hunderttausend Mann Fußvolk, und zwanzigtausend Mann Reuterey, sowohl zur Besatzung in den Städten, als zu seiner Wache, auf den Beinen, die er selbst besoldet. Die Reuterey ist von Fusse bis zu den Kopfe bewafnet, sie trägt kurze Karabiner, kleine Spiese, Pfeile, und Säbel; das Fußvolk aber eine Art von Helme, zween Säbel, eine Picke und Flinte. Diese wird in Compagnien eingetheilet; jegliche fünf Soldaten haben ihre Unterofficier, und jegliche fünfe dieser Rotten einen Oberofficier. Die Compagnien bestehen aus zweyhundert und funfzig Gemeinen, welche ihren General haben; und was die Reuterey anbetrift, so ist dieselbe eben so eingerichtet.

Der

Der Cubo-Sama behält aus Staatsklugheit sowohl die Weiber als auch Kinder der Stadthalter in den Provinzen, und anderer vornehmen Bedienten, beständig an seinem Hofe: auch sind diese selbst verbunden, jährlich sechs Wochen sich an demselben aufzuhalten, welches denn freylich nicht ohne grosse Kosten geschehen kan, weswegen sie denn keine grosse Schätze sammlen können.

Eine jedwede kaiserliche Stadt, hat zween Stadthalter, welche diese ihre Würde der Stadthalterschaft einer um den andern verwalten, so, daß der eine diejenigen Sachen unter Händen hat, welche in dem Orte vorfallen, während dem, da der andere um den Kaiser ist. Der Gehalt der Stadthalter beträgt nicht sonderlich viel, ihre zufälligen Vortheile aber sind desto grösser. In ihrem Pallaste haben sie drey Haushofmeister, und zehn Civil, oder Kriegsbedienten, welche allerseits von vornehmen Stande sind, und unter sich wiederum dreyßig Unterbedienten haben. Diese Bedienten werden von dem Kaiser ernennet, und auch von ihm besoldet; sie stehen nicht sowohl unter ihrem Oberhaupte, als sie vielmehr darzu bestimmet zu seyn scheinen, auf seine Person genau Acht zu haben. Der Rath des Stadthalters besteht aus vier Personen, welche wiederum Unterobrigkeiten unter sich haben, die in geringen civil Sachen urtheilen, und dieselben schlichten müssen. In einer jedweden Stadt aber ist eine Compagnie, die ohngefehr aus dreyßig Familien bestehet, welche zusammen auf einer Gasse wohnen: deren Geschäfte darinne bestehet, daß sie die Verbrecher aufsuchen, und sie in Verhaft nehmen müssen. Die Gerber aber, deren Profession bey den Japonern verach-

tet ist, sind darzu bestimmet, die Ausspräche der Obrigkeit zu vollstrecken.

Die Policey ist in Japon ganz vortreflich, denn jedwede Gasse der Stadt hat ihre Bedienten, und Verordnungen; das vornehmste Geschäft des Ottona oder vornehmsten Policeybedienten, bestehet darinnen, darauf Acht zu haben, daß die Nachtwachen gehörig geschehen. Er führt auch ein Verzeichniß der Namen aller derer, welche in ihren eigenen, oder andern Häusern zur Miethe wohnen; ferner auch von denen, welche gebohren werden, sterben, und sich verheyrathen; welche auf Reisen gehen, in ein anderes Viertel der Stadt ziehen, nebst ihren Bedienungen, Stande, Religion, und Gewerben. Er schlichtet überhaupt alle Kleinigkeiten, hat aber nicht das Recht, die Partheyen zu zwingen, daß sie es bey seinem Ausspruche bewenden lassen müssen, sondern, wenn hierüber Beschwerden entstehen, so berichtet er die Sache an den Richterstuhl des Stadthalters. Uebrigens muß er von alle dem Rechenschaft geben, was in seinem Viertel, oder Districte vorgehet. Die Bürger in eben diesen Viertel wählen ihn durch die mehresten Stimmen, und er erhält den zehenten Theil von dem, was von den ausländischen Waaren gegeben wird, zu seinem Gehalte.

Dieser Ottona hat drey andere Bedienten unter sich. Die sämmtlichen Einwohner einer Gasse aber, sind in lauter Rotten, jegliche deren von fünf Personen, eingetheilet, deren jedes ihr besonders Oberhaupt hat. Die Miethsleute sind sowohl von den gewöhnlichen Steuern, als andern Abgaben befreyet; sie müssen aber die umgehende und andere Wachen mit halten. Die Wohnungen sind übrigens sehr theuer,

und

und werden nach der Grösse des Verhältnisses der Matten, oder Matratzen geschätzt, womit die Zimmer bedeckt werden.

Jegliche Nächte müssen zwey Wachen in einer jedweden Strasse auf und nieder gehen, und eine jegliche derselben ist mit zwey Thoren verschlossen. An einer solchen Wache aber Frevel auszulassen, oder sie zu beschimpfen, ist bey Leibes und Lebensstrafe verbothen.

Wenn ein Einwohner in eine andere Gasse ziehen will, so muß er von seinem bisherigen Ottona ein Zeugniß wegen seines geführten Lebenswandels, und seiner Sitten, wie auch einen förmlichen Abschied vorzeigen. Alsdenn eine Bittschrift demjenigen Ottona überreichen, welcher in der Gasse, wo er hinziehen will, zu befehlen hat, und vor diesen die Ursachen angeben, weswegen er seine Wohnung ändern will. Findet nun derselbe keine Ursache, es ihm abzuschlagen, so wird er unter die Einwohner derselben Gasse aufgenommen, die er erwählet hat; und sein neuer Ottona muß für sein künftiges Betragen haften. Er verkauft alsdenn sein Hauß, und der Käufer ist gehalten, von der Bezahlung acht, oder zuweilen zwölf Procent zu entrichten. Diese Summa aber fällt in die Casse der Strafe.

Wenn ein Einwohner verreisen will, so muß er ein Zeugniß von dem Oberhaupte seiner Gesellschaft beybringen, worinnen sowohl die Ursachen seiner Reise angegeben sind, als auch die Zeit seiner künftigen Abwesenheit.

Entstehet in einem Viertel der Stadt Lermen, oder Schlägerey, so sind die Nachbarn gehalten, die Unruhigen auseinander zu bringen. Wenn jemand ei-

nen erschlagen hat, so wird er dafür am Leben gestraft, es wäre denn, daß er eine Nothwehre gethan hätte. Die drey reichsten Häuser des Orts aber, wo die Entleibung geschehen ist, werden eine gewisse Zeitlang zugemauert, und die Familien müssen drinne bleiben: da man ihnen aber denn gestattet, daß sie sich die nöthigen Lebensmittel während der Zeit können hineinbringen lassen, als diese ihre Strafe dauert. Die übrigen Bürger aber werden zu harten Frohndiensten verdammet; die Häupter der Gesellschaften aber härter gestraft. Ein Japoner, welcher den Säbel, oder Dolch ziehet, wird, wenn es angegeben wird, zum Tode verdammet.

Alle Abgaben aber werden nach einem Grundzinse eingerichtet, und geschätzet, welcher von allen Häusern, und liegenden Gründen, die in dem Bezirk der Stadt liegen, gezogen werden. Uebrigens hat man auch eine freywillige Steuer, oder Abgabe; welche aber nicht jährlich, sondern nur zu gewissen Zeiten, dem Stadthalter nach Belieben entrichtet wird.

Man hat wenige Gesetze bey den Japonern, sondern alles beruhet auf gewissen Verordnungen, und Einrichtungen der Kaiser. Wenn aber ein Prinz, oder anderer grosser Herr überführt wird, daß er sein Amt nicht gehörig verwaltet hat, so wird er nach einer Insel verwiesen: ist aber das Verbrechen sehr hart, so spricht man ihm das Urtheil, daß ihm der Bauch aufgeschnitten wird; geschiehet es nun nicht etwan aus besonderer Gnade des Kaisers, so müssen alle seine Angehörigen mit ihm zugleich sterben. Zuweilen gestattet man den nächsten Anverwandten des Verbrechers, dieses Urtheil in seinem Hause zu vollstrecken, und die

Vollstre-

Vollstreckung eines solchen Todesurtheils ist nicht schändlich, auch demjenigen nicht so schimpflich, an welchen es vollzogen wird, ob es gleich allemal eine Schande bleibt, wenn man von den Händen eines andern sterben muß. Die Lebensstrafe des Volks ist entweder das Kreutz, oder das Feuer. Ehedem hieb man einen Verbrecher entweder den Kopf ab, oder seinen ganzen Leib mit einem Säbel in Stücken.

Viertes Hauptstück.

Von der Religion der Japoner.

Wir finden in den Nachrichten einiger Schriftsteller auf zwölferley verschiedene Religionen, die alle unter den Japonern sollen eingeführet seyn; vermuthlich aber haben diese Reisenden die mancherley Religionsgebräuche für eben so viele verschiedene Religionen gehalten. Wir wollen indessen nur das berichten, was wir gewiß wissen. Es sind in Japon drey Hauptreligionen. Erstlich die alte sogenannte Sintos. Zweytens die Budso, oder der Dienst der ausländischen Götzenbilder, welcher theils aus Siam, theils aus China nach Japon gekommen ist. Drittens die Siuto, das ist Lehre der Weltweisen, oder Sittenlehrer.

Von der Sintosreligion.

Den Ursprung derselben muß man in der Stiftung der Japonischen Monarchie suchen. Die Einwohner dieser Insel, wie wir bereits angemerket haben, beten unter dem Titel der himmlischen Geister, diejenige sieben Regenten an, welche, ihrem Vorgeben nach, die erste Linie ihrer Regenten ausmachen. Die-

sen fügen sie auch fünf Halbgötter unter den Namen der Camis bey. Alle Kaiser, welche seit der Regierung des Synmu des Stammvaters der dritten Linie, regieret haben, gehören unter diesen obersten Rang. Der regierende Kaiser erweiset diese Ehre allemal seinem Vorfahren, und schreibt ihm mit einer grossen Feyerlichkeit eine Art der Gewalt zu, die er gegenwärtig noch über die Sterblichen haben soll.

Der Camis, welchen alle Japoner anbeten, ist der Tensiotaidsin, Stifter der zwoten Linie, und der erste unter den irrdischen Göttern, deswegen, weil er als der Stammherr des ganzen Volks angesehen wird, und auch als derjenige, welcher das Erbrecht des Dairi fest gesetzt hat, welcher von ihm, und zwar vermittelst des ältesten Sohnes, in gerader Linie herstammet. Man vergöttert auch zuweilen grosse Männer; man macht sie aber nur zu Untergöttern, die man unter die Sterne setzet.

Die Tempel der Camis werden bey ihnen Mias genennet, das ist, Wohnungen der unsterblichen Seelen, und man rechnet deren in Japon mehr als sieben und zwanzig tausend. Weil man nun in den ersten Jahrhunderten keine Götzenbilder anbetete, so findet man auch dergleichen in den Tempeln nicht. Werden aber ja einige darinnen verwahret, so sind sie gemeiniglich in Kasten, und nimmt sie hervor, wenn das Fest des Cami gefeyret wird, welches aber alle hundert Jahr nur einmal geschiehet.

Alle Religionspuncte, oder Glaubenslehren der Sintos bestehen in nachfolgenden fünfen. Erstlich in der Reinigkeit des Herzens, zweytens, der Enthaltsamkeit von allen den, wodurch der Mensch verunreiniget

niget werden kan; drittens, sich nicht mit Blute zu beflecken; viertens kein Fleisch zu essen; und fünftens keinen Todten anzurühren.

Alle diese theologischen Lehren der Sintosiviſten haben nur das irrdische Glück zum Zwecke. Denn es scheinet, als hätten sie entweder gar keinen, oder wenigstens nur einen sehr dunklen Begrif von der Unsterblichkeit der Seelen, ohne sich um einen künftigen Zustand nach diesem Leben zu bekümmern; mithin beten sie zu ihren Göttern auf die Weise ohngefehr, indem sie sagen: „machet uns nur in diesem Leben glück„lich, wegen des künftigen wollen wir weiter nichts „von euch verlangen.„ Indessen erkennen sie doch ein höchstes Wesen, oder Gott, welcher oben im Himmel wohnet; nächst diesen aber auch noch andere Untergötter, deren Wohnung in den Sternen ist: diese aber beten sie nicht an, und opfern ihnen auch nicht, denn sie sind so weit von ihnen entfernt, daß sie nicht das geringste Gute von ihnen hoffen, oder Böses fürchten könnten, indessen schwören sie doch bey denenselben, alle ihre Wünsche richten sie zu denenjenigen Geistern, von welchen sie glauben, daß sie die Elemente, Pflanzen, Thiere, und alle Schicksale des menschlichen Lebens regieren müssen. Nichts aber ist so abgeschmackt, als die Fabellehre dieser Secte, und wir haben bereits gesehen, daß dieselbe nichts anders sey, als eine abgeschmackte Vorstellung der Lehre von dem Chaos. Uebrigens lehren uns ihre Bücher von der Natur der Götter, und ihren Eigenschaften nichts, wodurch ein vernünftiger Verstand nur einigermassen beruhiget werden könnte. Sondern man lieset nur in denselben, daß die Seelen der Unreinen künftig nicht in das Pa-

radies ihrer Götter aufgenommen, sondern daß sie so lange umher irren müßten, bis sie ihre Sünden gebüßt hätten. Sie glauben auch Teufel; diese bösen Geister sind bey ihnen aber nichts anders, als Seelen der Füchse. Zu welcher Meynung vermuthlich dieses die Gelegenheit gegeben haben mag, weil diese Thiere in Japon eine grosse Verwüstung anrichten.

Von den Gottesdienstlichen Gebräuchen der Sintos.

Diese Secte hat weder gottesdienstliche Gebräuche, noch gewisse Gebetsformeln bestimmet. Wenn sie aber in den Tempel gehen müssen, so waschen, und baden sie sich vorher, damit sie wenigstens nicht unrein hinein kommen. Die strengen Sintoisten glauben, daß man vor die Götter nicht treten dürfte, wenn das Gemüth durch einige Unruhen zerstreuet wäre, oder die Gedanken gar zu stark an irgend einer vorigen Glückseligkeit hiengen. „Denn diese Betrachtungen, „sagen sie„ „beleidigen diese reinen und zufriedenen Wesen, welche nicht durch eine Menge von allerley Glückseligkeiten, und Gegenständen der Reue, Leidenschaften, „oder Neigungen überhaupt, zerstreuet seyn wollen.„ Diejenigen aber von dieser Secte, welche nicht so sehr gewissenhaft sind, nehmen nachfolgenden Grundsatz bey ihrer Andacht an, und sagen: ehe man ausgehet, so muß man sich vorher reinigen, und waschen; nachher ziehen sie ihr Festkleid an, welches ein wesentlich Stück ihrer Religionsübung ist: In diesem Zustande gehen sie mit einer ernsthaften, und gesetzten Miene in den Tempel; wenn sie nun in dem Vorhofe desselben angelanget sind, so finden sie ein Gefäß mit reinem Wasser,

Wasser, womit sie ihre Hände benetzen; nach dem dieses geschehen ist, so gehen sie mit niedergeschlagenen Augen, und einer busfertigen Miene zu der Thüre des Tempels, und stellen sich daselbst vor einen Spiegel, welcher vor einem Fenster hänget. Dieser Spiegel aber ist ein Sinnbild der Gottheit; und in dem Augenblicke, da man sich in demselben beschehet, so erkennet auch Gott die innersten Gedanken des Herzens. Der Sintos wirft sich also vor dem Fenster auf die Knie, und richtet das Gesicht gegen die Erde; alsdenn stehet er wieder auf, besieht sich abermal in dem Spiegel; richtet sein Gebet zu den Göttern, und sticht ein Stück Geld durch einem Vorhang, welches eine Art von Almosen ist, und zu den Einkünften der Priester gehöret. Hierauf ziehet er dreymal an einer Glocke, weil die Götter, seiner Meynung nach, an diesem Schalle einen sonderlichen Wohlgefallen haben.

Von den Wahlfahrten der Sintos.

Die Wahlfahrten machen einen Hauptttheil der andächtigen Uebungen der Sintos aus, welche blos die Tempel ihrer eigenen Götter besuchen. Die vornehmsten Wahlfahrten aber geschehen nach Isje oder Jro, die übrigen aber nach den drey und dreyßig Tempeln, welche hie und da in dem Reiche erbauet sind; bey der dritten Art der Wahlfahrten aber reiset man zu den Tempeln der Camis, welche vornemlich wegen ihrer Wunderwerke die berühmtesten unter allen sind. Eine solche Wahlfahrt von dieser letztern Art, nennen sie Sanga, und der rechtgläubige Sintoist, muß sie alle Jahr thun, wenigstens einmal in seinem Leben: wo nicht aus Andacht, so muß es doch aus Liebe gegen

das Vaterland geschehen, und aus Hochachtung gegen denjenigen Gott, welcher der Japoner Stammvater ist.

Tensiodaidsin lebte in der Provinz Isje, und sein Tempel liegt ebenfalls in derselben: Man nennet ihn Daisingu das ist den Tempel des grossen Gottes. Er ist ganz schlecht gebauet, und blos wegen seines Alterthums heilig. Das Gebäude ist von Holze ganz schlecht mit Stroh gedeckt; man glaubt aber, ihn dadurch zu entweihn, wenn man ihn einigermassen auszierte. Inwendig sieht er nicht besser, ein grosser Spiegel von Metall macht den ganzen Reichthum desselben aus; die Wände aber sind mit einigen zerrissenen und zerschnittenen Papieren bekleidet. Um diesen Tempel sind hundert kleine Capellen gebauet, die meistentheils sehr niedrig sind. Die Canusis, welche die Diener dieses Tempels sind, haben ihre Häuser nahe an denenselben, wo sie denn die armen Pilgrimme auf und annehmen, ob gleich nicht ohne Hofnung einer vorzüglichen Belohnung. Weiter hin ist eine Stadt, wo man vorzügliche Gasthöfe, und Handwerksstätten hat. Uebrigens sind alle Glückseligkeiten des Lebens mit dem Besuche dieses Tempels verbunden: denn man kan dadurch die Vergebung der Sünden, einen glückseligen Zustand nach dem Tode, in diesem Leben aber Gesundheit, Reichthum, grosse Würden, und eine zahlreiche Nachkommenschaft erlangen. Dennoch aber gehet es an, daß man diese Pilgrimschaft in denen Fällen durch einen andern verrichten kan, wenn man entweder sehr alt, schwach ist, oder viele Geschäfte hat. Die Japoner schicken daher gemeiniglich jemanden an ihre Stelle, oder kaufen sich einen geschriebenen Ablaß, welchen

die

die Priester des Tempels in dem ganzen Reiche herum tragen lassen, und den man um einen ziemlich wohlfeilen Preiß haben kan. Die Kaiser und tributbaren Prinzen entledigen sich dieser Verbindlichkeit ebenfalls auf keine andere Art. Denn sie schicken jährlich einen Gesandten nach dem Tempel zu Jxo, welcher an ihrer Statt diese andächtige Uebung verrichten muß. Wenn aber ein Japoner sich entschlossen hat, eine Wahlfahrt nach Jsje zu thun, so hängt er vor seine Hausthüre einen Strick, zwischen welchen er ein Stück blaues Papier geflochten hat, um dadurch alle diejenigen von sich zu entfernen, welche sich sehr verunreiniget haben; denn wenn zu allem Unglücke jemand auf solche Art verunreiniget, und willens ist, sich in das Haus eines solchen künftigen Pilgrims zu begeben, so setzt er diesen dadurch sehr schädlichen Zufällen aus, oder verursacht ihm böse Träume. Dieses aber ist noch nicht genung: sondern der andächtige Pilgrim muß sich auch aller Unreinigkeit überhaupt, und so gar der ehelichen Pflicht enthalten, nicht, als ob den Göttern dieselbe entgegen wäre, sondern weil, in dem er sich davon nicht enthält, er ohnmöglich zu gleicher Zeit sich mit den heiligen Betrachtungen seiner Wahlfarth beschäftigen könnte: wodurch es denn geschehen würde, daß die fleischlichen Gedanken die geistlichen erstickten, und das ganze Verdienst dieser andächtigen Handlung zugleich.

Uebrigens giebt es durch das ganze Reich sehr viele Bequemlichkeiten, wenn man eine Reise nach Jsje vornehmen will, man mag entweder zu Fuß, zu Pferde, oder in einer Sänfte reisen wollen. Wenn nun der Pilgrim ankommt, so geht er zu dem

Canusi,

Canusi, oder den Pfaffen des Tempels, welcher ihn in sein Haus nimmt. Nachdem er sich nieder gesetzt, und ausgeruhet hat, so gehen beyde miteinander hin, und besehen die Capellen, und den Sitz des Gottes Tensiodaidsin: von da gehen sie in eine Höhle die in ihrer Sprache das Land, oder Himmelreich genennet wird, weil der Tensiodaidsin sich in dieselbe begeben, und durch seine Abwesenheit die Sonne und übrigen Sterne ihres Glanzes beraubet, über die ganze Welt aber eine dicke Finsterniß verbreitet hat, um dadurch zu beweisen, daß er das höchste Wesen, und die Quelle alles Lichtes sey. Neben dieser Höhle bemerkt man einen Cami, welcher auf einer Kuh sitzt, und ein Bild der Sonne vorstellen soll. Nach dem nun alle diese andächtigen Uebungen vollendet sind, so kehret der Pilgrim wieder zu dem Tempel, und bekennet daselbst dem Gotte Tensiodaidsin alle seine geheimen Gedanken in der allerdemüthigsten Stellung. Der Canusi aber überliefert ihm den Ablas, und empfängt dargegen ein Almosen. Dieser Ablas bestehet in einer ziemlich dünnen hölzernen Schachtel, die beynahe viereckigt; und mit kleinen Hölzergen angefüllet ist, zwischen welche ein weisses Papier gewickelt ist, welches ein Sinnbild des gereinigten Herzens vorstellet. Auf die Ecken der Schachtel sind die Namen des Tempels, und des Canusi geschrieben. Diesen Talisman befestiget der Pilgrim unter dem Rande seines Huts dergestalt, daß kein Regen drauf fallen kan, aber doch so, daß er nicht die Stirne berühret; an der Seite gegen über legt er eine kleine Schachtel, oder eine Hand voll Stroh, welche ohngefehr eben so schwer ist. Diesem Ablasse

schreibt

schreibt man ungemeine Würkungen zu, doch dauern dieselben nicht länger als ein Jahr, vermuthlich aus der Ursache nicht länger, weil es dem Pfaffen, oder Camusis nicht vortheilhaft wäre. Nachdem ein Jahr verflossen ist, so wird der Ablaß mit einer sonderbaren Hochachtung in das prächtigste Zimmer des Hauses, oder unter das Dach desselben gesetzt. Die Ablasse der Verstorbenen aber verbirgt man in hohle Bäume.

Von den Einsiedlern der Sintossecte.

Die sogenannten Jammabos oder Bergsoldaten sind von uralten Zeiten unter den Japonern errichtet gewesen, und verbunden, vor die Camis, oder die Erhaltung deren Dienstes, zu streiten. Sie leben sehr streng, reisen unaufhörlich in gewisse Gebürge; die sie für heilig halten, leben von Wurzeln, und baden sich in Wasser bis an die Brust im kalten Winter. Sie halten einen gewissen Giennogiosa für den Stifter ihres Ordens, welcher ohngefehr vor eilf hundert Jahren gelebt hat; von welchem sie aber weiter keine Nachrichten wissen; ausser, daß er sich beständig in der Wüsten aufgehalten, und den Reisenden neue und bequeme Wege entdecket habe. Diese Einsiedler werden in zwey Classen getheilet, und zwar unter den Namen Tosanfas, und Fonsanfas: der Unterscheid, welcher unter ihnen ist, bestehet darinne, daß der eine Theil seine Wahlfahrten nach einem Gebürge in der Provinz Bugen, der andere aber dieselben nach dem Grabe ihres Stifters, welches sich in der Provinz Josisyno befindet, verrichtet. Wenn sie jedes Jahr wieder zurück kommen, so gehen sie zu ihrem General, welcher sich zu Meaco

aufhält,

aufhält, und bringen demselben einen Theil von ihren Allmosen; wofür sie die Erlaubniß erhalten, daß sie eine etwas anständigere Kleidung tragen dürfen. Sie gehen fast eben so gekleidet, wie die weltlichen Soldaten; ihr Säbel aber ist etwas kürzer, und die Scheide platt. Sie gehen niemals ohne einem kleinen Stabe, des Gottes Dsiso, welcher mit einem Knopfe und vier kupfernen Ringen gezieret ist, mit welchen sie während der Zeit, wenn sie beten, ein Geräusch machen. Eine ziemlich grosse Muschel, welche wie eine Trompete zusammen gedrehet, glatt, weis ist, Flecke, auch rothe Streifen hat, und an der Küste von Away gefunden wird, dienet ihnen statt einer Trompete, auf welcher sie anfangen zu blasen, wenn sie die vorbeygehenden um ein Allmosen bitten. Die Verschiedenheit des Ranges, welchen sie in ihrer Gesellschaft beobachten, erkennet man an der Länge und Beschaffenheit ihrer Franzen, die sie an dem Gürtel herunter hängen lassen. Ihre Schuhe sind von geflochtenen Stroh, oder auch von dem Stiehlen einer gewissen Blume, Namens Tarrate, mit welcher sie einen gewissen heiligen Begrif verbinden. Sie tragen einen grossen Rosenkranz, von ganz rauhen Krallen, oder Kügelgen, und einen Quersack, in welchen sie sowohl ihre Bücher, als Lebensmittel hineinthun. Die Haare schneiden sie hinten an dem Kopfe ganz kurz ab, vorne aber lassen sie sie länger herunter hangen. Sie haben auch Weiber, und ihre Kinder werden in eben dieser unruhigen Lebensart erzogen.

Von andern Bettlern und Pilgrimen der Japoner.

Die Jammabos halten sich gemeiniglich bey den Tempeln auf, und fordern ihre Allmosen mit einer lauten und ziemlich unverschämten Stimme. Ausser diesen aber giebt es noch eine andere Art von Bettlern, welche an den Heerstraßen, und denenjenigen Oertern umher laufen, wo die meisten Menschen sind. Sie gehen allemal vier und vier zusammen, und sind mit weisser Leinwand gekleidet, wie die Bedienten bey dem Hofe des Dairi. Wenn sie in ein Dorf kommen, so gehen die beyden ersten mit ernsthaften, und langsamen Schritten mit einer Trage, oder andern Maschine, vorher, die mit Papiere gezieret ist, und ohnfehlbar eine Anspielung auf die Handlung ihrer Götter seyn solle. Der dritte singet mit einer etwas leisen Stimme ein Lied von ohngefehr eben dem Inhalte, der vierte bemühet sich von einer Thür zur andern die Mitleidigkeit der Einwohner zu bewegen.

Ausser diesen erwehnten aber hat man abermal eine andere Art von etwas lustigern Bettlern, welche entweder auf einer Zither, oder Art der Geige spielen; diese nehmen zwar dasjenige an, was man ihnen giebt, sie fordern aber niemals was.

Man siehet auch welche an den Heerstrassen, die man eigentlich nicht unter die Classe der Bettler setzen kan, weil sie nicht betteln. Sie gehen in der grössesten Kälte ganz nackend, und laufen beständig, ohne jemals stille zu stehn; und dieses zwar Kraft eines Gelübdes, welches sie gethan haben, um dadurch einiges Mitleiden zu erwerben.

Unter

Unter diesen Ungeziefer von Bettlern, womit so zu sagen die Strassen in ganz Japon bedecket sind, bemerkt man auch eine gewisse Gesellschaft beyderley Geschlechts vor andern, die allerseits die Köpfe beschoren haben. Die Mädgen sind gewissen Nonnen zu Meaco und Kamakura unterthänig: ihr vornehmster Aufenthalt ist in dem Tempel zu Khumano, in der Provinz Isje wohin sie sich alle Jahre begeben müssen, um daselbst eine Art des Tributs abzutragen. Diese Mädgen sollen die schönsten unter allen Japonerinnen seyn, und dieser Orden ist die Freystadt aller schönen Weibsbilder, die kein Vermögen haben; welche aber in diesen freyen Zustande, noch unter dem Denkmantel der Andacht und der Frömmigkeit, sich allen schändlichen Ausschweifungen überlassen. Die Töchter der Jammabos oder Bergsoldaten ergreifen gemeiniglich diese irrende Lebensart, und aus der Anzahl dieser liebenswürdigen, und leichtfertigen Mädgen wählen gemeiniglich die Einsiedler der Gebürge ihre Weiber. Meistens wohnen deren drey oder viere bey einander; jegliche Tage aber nehmen sie gewöhnlich eine Reise von etlichen Meilen auf den Heerstrassen vor. So bald sie einen Reisenden erblicken, welcher reich ist, so gehen sie auf ihn zu, und singen. Ist er nun freygebig, und verlangt es, so machen sie keine Schwierigkeit, so weit mit ihm zu reisen, als er es beliebt, und lassen sich zum Zeitvertreibe brauchen. Ihre Kleidung ist ganz mittelmäßig, und ihre Mienen bescheiden; eine kleine schwarze Haube, die gar artig gemacht ist, bedecket ihren unansehnlich beschornen Kopf; ein grosser Huth aber beschattet sie für der brennenden Sonnenhitze. Ihr Betragen ist sehr einnehmend, und aus ihren ziemlich

nachläßig

nachläßig bedeckten Brüsten kan man gleich muthmassen, daß sie eben so grausam nicht sind, jemanden vor Liebe sterben zu lassen.

Fünftes Hauptstück.

Von der Spaltung zwischen den Sintos.

Man glaubt gemeiniglich, daß der Götzendienst unter den Chinesern nicht erst um das Jahr fünfhundert drey und vierzig nach Christi Geburt eingeführet worden sey. Bis dahin erhielt sich die Religion der Sintos noch immer in ihrer alten Unschuld; so bald aber der Götzendienst eingeführet wurde, entstunden allerley Spaltungen. Es kamen zwo Secten zum Vorscheine, welche beyderseits einander zu Grunde richten wollten, und die auch noch gegenwärtig eben so gegen einander gesinnet sind. Die erstere nennet sich Juitz, und hat niemals einige Abänderung in der alten Lehre gestatten wollen; die andere ist die Secte der Riobus, welche sich bemühet hat, den Dienst der Götzenbilder mit den Fabeln des Landes zu vereinigen. „Die Seele „des Amida, „sagen die Bekenner derselben, „ ist „mit der Seele des Tensiodaidsin vereiniget, und „vermenget.„ Diese letztere Secte ist zahlreicher, und durch ihre Lehren sind viele vornehme an dem Hofe des Dairi verführt worden; so daß sie öfters, wenn sie sterben wollen, den Beystand der Götzenbilder anrufen.

Von den Fekis, oder blinden Brüderschaften.

Unter die kleine Zahl der strengen Japoner, welche sich zu der Lehre der Sintos bekennen, kann man auch die Brüderschaft der Blinden rechnen, deren Ursprung wir anziehen müssen.

Man giebt vor, daß ein junger Prinz, Namens Semnimar, und Sohn eines Dairi sich bey einer Prinzeßin aus kaiserlichen Geblüte sehr beliebt gemacht habe, die aber kurz zuvor, ehe er sich mit ihr habe vermählen können, gestorben sey. Semnimar sey darauf dergestalt betrübt gewesen, daß, weil er sie unaufhörlich beweinet, das Gesicht darüber verlohren hätte. Um sich nun wegen dieses doppelten Unglücks zu trösten, habe der junge Herr den Entschluß gefaßt, eine gewisse Brüderschaft zu errichten, in welche keine andere, als lauter Blinde aufgenommen würden. Er selbst habe die Gesetze derselben entworfen, und zugleich deren Bestätigung von dem Kaiser erhalten. Diese Gesellschaft habe den Namen Bussetssato, oder der blinden Bußets, erhalten, und sey lange Zeit berühmt gewesen. Heut zu Tage aber werden keine andere, als lauter Geistliche, hinein genommen, deren Sitten, und Gebräuche von eben der Beschaffenheit sind, wie der Jammabos ihre.

Einige Jahrhunderte nach der Errichtung derselben, hat ein besonderer Umstand zur Errichtung einer neuen blinden Brüderschaft, Gelegenheit gegeben, welche die erstere bald verdunkelte, und viele Umstände von grosser Wichtigkeit in dem Reiche auf einen ganz beson-

dern

dern Fuß setzte. Von welcher wichtigen Begebenheit wir eine genauere Nachricht ertheilen müssen.

Das Reich war damals in zwey Hauptpartheyen getheilet. Das Haupt der erstern war der Kaiser Feki; der Cubo-Sama aber, Namens Gendz, der zwoten. Man stritte eine lange Zeit mit abwechselndem Glücke gegen einander, und eine vollkommene Verwüstung des ganzen Reichs war endlich die unglückliche Folge dieses bürgerlichen Kriegs. Endlich aber lag die Parthey des Feki unter: sein General Kalkigo ein Officier von einer fast übernatürlichen Leibesstärke, und Tapferkeit, wurde von dem Joritomo, Befehlshaber der gegenseitigen Parthey gefangen: Dieser schätzte seinen Nebenbuhler hoch, und wollte sich ihm durch die allervorzüglichsten Anerbietungen verbindlich machen. Allein der kriegerische Geist antwortete ihm: „ich bin der „treue Diener eines rechtschaffenen Herrn gewesen, dieser ist nunmehr gestorben. Niemand soll sich jemals „rühmen, daß ich gegen ihn eben die Achtung, Neigung und Treue beweise, als ich diesem bewiesen habe. Ich gestehe zwar, daß ich euch das Leben zu verdanken habe; mein Unglück aber ist von der Beschaffenheit, daß ich euch nicht ansehen kan, ohne daß in „mir die heftige Begierde entstehet, euch das Leben zu „nehmen, um dadurch meinen Herrn zu rächen. Das „Schicksal hat mich so weit gebracht, daß ich euch nicht „die geringste Erkenntlichkeit für euer Anerbieten erweisen kan, als wenn ich mir diejenigen Augen aus „dem Kopfe reisse, welche mich nur anreitzen, euren Untergang zu suchen.„ Kaum hatte Kalkigo diese Worte ausgeredet, so riß er sich beyde Augen aus dem Kopfe, legte sie auf einen Teller, und überreichte

reichte sie dem Joritomo. Dieses so herzhafte als abscheuliche Verfahren bewegte den Joritomo, daß er dem Kalkigo sogleich seine Freyheit gab. Dieser tapfere Einwohner der Insel begab sich daher in die Provinz Tiunga; und errichtete die Gesellschaft von Blinden, welche Feki genennet werden, in welche Personen von allerley Stande, und Würden aufgenommen werden. Diese lassen sich den Kopf bescheeren, um sich dadurch von den blinden Bussets zu unterscheiden. Wenn wir den Nachrichten der Geschichtschreiber Glauben beymessen wollen, so sind die Vorzüge der Fekis sehr ansehnlich. „Das Studieren ist ihr Hauptgeschäfte: sie legen sich auf die Geschichte, Dichtkunst, „und Musik. Sie werden von allen Vornehmen, als „vorzügliche Gelehrte, und schöne Geister auf- und „angenommen. In der That können auch die Jahrbücher des Reichs, die Geschichte grosser Leute, und „die uralten Rechte der Häuser durch keine bessere „Denkmäler verewiget werden, als durch das Gedächtniß dieser berühmten Blinden, welche einander „ihre Kenntniß beständig mittheilen, und auf diese „Weise eine Art der historischen Traditionen gewähren, „welche niemand einer Unrichtigkeit beschuldigen wird. „Sie haben auch hohe Schulen, wo sie academische „Würden annehmen, und üben sich nicht nur, ihr Gedächtniß immer mehr vollkommen zu machen, sondern „auch das, was sie wissen, in Verse, und die vorzüglichsten Begebenheiten aus der Geschichte in Gesänge „zu bringen, und sie unter den Annehmlichkeiten der „Dichtkunst und Music zu verbinden und vorzutragen. „

Die armen Fekis betteln gemeiniglich Allmosen, die übrigen aber nähren sich durch solche Gewerbe anständig,

ständig, die sich für ihren Zustand schicken. Sie haben einen General, welcher zu Meaco seinen Sitz, und über alle diejenigen eine vollkommene Gewalt hat, die in den Provinzen zerstreuet sind, ja sogar, daß er auch das Todesurtheil über das grobe Verbrechen derselben sprechen kan, von welcher Art sie auch immer seyn mögen; nur muß dasselbe von dem kaiserlichen Richterstuhle bestätiget werden.

Sechstes Hauptstück.

Von der Budso-Secte.

Budso, oder Badsod, bedeutet eigentlich den Weg der ausländischen Götzenbilder, oder die Art, wie sie angebetet werden sollen. Es ist aber noch nicht vollkommen ausgemacht, ob der Götzendienst der Japoner zu der Zeit seinen Anfang genommen habe, als die ausländischen Götzenbilder zu ihn gebracht sind, oder, ob diese Völker nicht schon vorher ihre Anbetungen zu einem gewissen Götzenbilde, Namens Demir oder Cogi gerichtet haben, welches sie unter ihre Götter setzten. Indessen sagt doch ein gewisser Geschichtschreiber: „es scheint, daß der Cogi „nicht sowohl eine besondere Gottheit gewesen sey, als „vielmehr ein gewisses Bild, unter welchen man einen „einigen Gott in drey Personen hat vorstellen wollen. „Man stellet dieses Bild mit drey Köpfen, und vierzig „Händen vor, um dadurch, wie man sagt, die drey „Personen, und die allgemeinen göttlichen Würkungen „vorzustellen. Andere aber halten diese Gestalt für „nichts anders, als ein philosophisches Geheimniß:

„die drey Köpfe sollen die Sonne, den Mond, und „die Elemente vorstellen; der Leib die ursprüngliche „Materie; die vierzig Hände aber die himmlischen, und „ursprünglichen Eigenschaften, vermöge welcher die erste „Materie alle Arten der Gestalt annimmt.„

Ohne uns nun in die Untersuchung einzulassen, ob der Stifter der Budso-Secte der Fo ist; der Siaka, oder Xaca der Chineser, und Japoner; der Budha, der Indianischen Banianer; der Badhum der Ceylaner; der Sommonakodom, der Siamer; der Sommonarhutama, der Peguaner, und so fort: so wollen wir uns nur an die Geschichte des Siaka, oder Xeqvia halten, welcher sich bey den Japonern für einen Gott ausgegeben hat.

Siaka war ein königlicher Prinz aus der Insel Ceylan. In einem Alter von neunzehn Jahren verließ er alle Hoheit, Reichthümer, und Eitelkeiten der Welt, wie auch seine Gemahlin, und einzigen Sohn, um sich als ein Einsiedler und Heiliger, hohen Betrachtungen zu überlassen. Nach den Meynungen dieses Auserwehlten, wofür er gehalten wurde, gewöhnte sich Siaka an eine gewisse Stellung, wodurch er, wie seine Anhänger versichern, so zu sagen, wieder in sich selbst zurückkehrte, und sich in seinen tiefsinnigen Gedanken concentrirte. Diese Stellung aber bestund darinnen, daß er die Beine unter sich über einander schlug, und sich also niedersetzte; alsdenn die Hände in den Schooß legte, dergestalt, daß die beyden Daumen einander berühren konnten. In welcher Stellung sich denn die göttlichen Wahrheiten diesem Schwärmer offenbahrten; so daß keine Geheimnisse der Religion vor ihm verborgen blieben. Er sahe den Ursprung des

Himmels

Himmels und der Hölle ein, begrif den Zustand der Seelen nach diesem Leben, und deren Wanderung. Ferner die künftigen Strafen und Belohnungen, die Gewalt der Götter, deren Vorsehung, und sehr viele andere Dinge mehr; auf welche vorgegebene Offenbarung er denn seinen ganzen Lehrbegrif bauete. Annan und Casja, zween berühmte Schüler des Siaka, deren Bildnisse aus dieser Ursache mit dem Bildnisse ihres Lehrmeisters auf eben den Altar gesetzet worden sind, machten aus seinen Grundsätzen ein Buch zusammen, welches Fokekio genennet wird, oder das Buch schöner Blumen; oder auch genauer zu reden, schlechthin Kio, das ist Vorzugsweise, das Buch.

Der erstere, welche diese Religion predigte, begab sich ohngefehr um das Jahr drey und sechzig nach Christi Geburt, nach der Berechnung der Einwohner dieser Insel, unter die Japoner. Er erbauete dem Siaka einen Tempel, welcher deswegen der Tempel des weisen Pferdes genennet wird, weil das Vorzugsweise sogenannte Buch auf einem Pferde dieser Farbe dahin gebracht worden ist. Seit einigen Jahrhunderten aber hat diese Lehre daselbst nur gar wenigen Beyfall gefunden; und nur erstlich unter der Regierung des Kaisers Kinimai gegen das Jahr fünfhundert drey und vierzig nach Christi Geburt. Denn sie muste wider die Grundsätze des Confucius streiten, welche aus China nach Japon gekommen waren; mithin hatte sie einen gewissen Schwärmer, Nameus Darma, nöthig, welcher aus Indien gekommen war, um den Angriffen der Vernünftigen unter der Nation, widerstehen zu können.

können. Indessen band doch der Darma dem gemeinen Pöbel vieles auf, und verblendete denselben dergestalt, daß es ihn würklich für einen göttlichen Gesandten hielt. Man sagt, daß er einsmals sich öffentlich selbst beschuldiget, daß er das Unglück gehabt, in seiner tiefsinnigen Betrachtung einzuschlafen, und, um sich dieserwegen selbst zu bestrafen, sich die Augenlieder abgeschnitten habe. Dieses war schon viel; allein der leichtgläubige Pöbel wurde ausser diesem noch durch ein Wunderwerk überführet. Denn eine Bildsäule des Amida, welche, nach der Fabellehre der Japoner, für das höchste Wesen gehalten wird, wurde durch ein Wunderwerk von Fakubasi, oder dem Tempel des weissen Pferdes, nach Coreа, in eine Provinz von Japon gebracht. Einige Zeit nachher erschien ein neuer Apostel, Namens Sotokai. Sobald dieser auf die Welt kam, so verrichtete er auch sogleich Wunder. Denn eine Stimme ließ sich seiner Mutter hören, und zeigte derselben an, als sie noch mit ihm schwanger gieng, daß von ihr ein Prophet gebohren, oder vielmehr müsse gebohren werden, welcher die Völker unterrichten sollte. Allein, wir wollen andern diese Mährgen überlassen, womit man seine Kindheit, und Lebenslauf zu erheben sucht, und vielmehr handeln

Von dem Lehrbegriffe der Budsoisten.

Die Budsoisten glauben, daß die Seelen der Thiere sowohl als Menschen, gleich unsterblich, und von einerley Natur seyn. Sie nehmen an, daß der einzige Unterschied blos in dem Leibe zu setzen sey, in welchem sie wohnen.

Wenn

Wenn nun die Seelen aus einem menschlichen Körper fahren, so kommen sie entweder in einen glückseligen, oder unglückseligen Aufenthalt, um daselbst in dem ersten Falle die verdienten Belohnungen, in dem andern aber die Strafen zu empfangen, nachdem sie sich nemlich in denjenigen Leibern betragen, die sie verlassen haben.

Dieser glückselige Aufenthalt gewähret ein ewiges Vergnügen; weil es aber doch gewisse Grade desselben in diesem Paradiese giebt, und man nur nach Verhältniß seiner Verdienste daselbst belohnet wird; so sind alle Seelen daselbst so sehr wohl zufrieden, daß eine jedwede glaubt, man erweise ihr mehr Gunst, als andern, und weiter nichts wünscht, als diejenige Glückseligkeit ununterbrochen zu genieſsen, die sie geniesset.

Amida ist der Regent über diesen glückseligen Ort, und der Beschützer der menschlichen Seelen, der Vater und GOtt derer, welche Theil an den Vergnüglichkeiten nehmen, die er seinen Geliebten bereitet, und sowohl der Erhalter, als Mittler der Menschen.

Es geschiehet daher durch die Vermittelung des Amida, daß Menschen Vergebung wegen ihrer Sünden erlangen, und sich der ewigen Glückseligkeit würdig machen. Die beyden Hauptpuncte ihrer Sittenlehre, wodurch sie dem Amida angenehm werden, bestehen darinnen: 1) daß sie als rechtschaffene Menschen leben, und 2) nichts thun, was den Befehlen des Siaka zuwider ist.

Dieses ist der Grund der ausländischen Sittenlehre. Der Hauptgrund der einländischen aber bestehet darinne: alles ist nichts; und von diesem Nichts hän-

get alles ab: Hierauf gründet sich der Wahlspruch, welchen ein Schwärmer dieser Secte einsmals unten an den Stamm eines Baums geschnitten, nachdem er dreyßig Jahre darauf meditirt hat: „sage mir, Baum, „wer hat dich gepflanzet: ich, dessen Anfang nichts ist, „und das Ende ebenfalls nichts.„ Welches denn mit einer andern Ueberschrift sich reimet: „mein Herz hat „so wenig ein würkliches Daseyn, als Nicht da seyn; „es kommet aus dem Nichts, geht in Nichts wieder „zurück, und wird von Nichts aufgehalten.„

Die gelehrten Budsoisten bekümmern sich gar nicht um das äusserliche, sondern befleißigen sich blos auf das Meditiren.

Ihrer Meynung nach, giebt es nur eine einzige Ursache aller Dinge, und diese ist allenthalben gegenwärtig:

Alle Wesen entstehen aus derselben, und gehen auch in dieselbe wieder zurück.

Sie ist von Ewigkeit her; sie ist einzig, klar, helle, ohne Figur, ohne Ursache, Bewegung, Würkung, Zuwachs, und Abnehmung.

Diejenigen, welche sie in dieser Welt wohl eingesehen haben, erlangen die vollkommene Ehre des Fotoque, und seiner Nachfolger.

Andere aber, die sie nicht erkannt haben, sind in einem Irrthume, und irren immerfort, bis an das Ende der Welt.

Alsdenn aber wird dieser Ungrund, oder ursprüngliches Wesen, alles vernichten: es werden weder Strafen, noch Belohnungen seyn.

Diejenige Ruhe, welche man durch das Nachsinnen erlangt, ist das höchste Gut, und der nächste Zustand

stand nach dem ursprünglichen allgemeinen, und vollkommenen Wesen.

Die verständlichen Seelen der Menschen sind übrigens auf keine solche Art miteinander durch Freundschaft verbunden, wie die Leiber.

Siebentes Hauptstück.

Von der Secte Sindo, und Siuto.

Weil die Sindosiwisten keine Religionsgebräuche haben, so muß man sich ihre Verbindung wie eine philosophische Gesellschaft vorstellen, und wenn die Beschuldigung der Gotteslengnung nicht zugleich verhaßt, und abscheulich wäre, so verdienten sie diese seyn wollenden Weltweisen gewissermassen. Sie werden durch den Siculo, das ist, durch den Weg der Weltweisheit regieret: Ihre Grundsätze sind nachfolgende:

Man muß sich aus der Ursache der Tugend befleißigen, weil wir durch diese allein so glückselig werden können, als es unsere Natur gestattet.

Der Boshafte ist in dieser Welt ohne dem genug zu beklagen, ohne daß man ihm, noch ein künftiges betrübtes Schicksal zubereiten dürfe; der gute, und rechtschafne aber schon glückselig genug, ohne, daß er eine künftige Belohnung bedürfen sollte.

Der Mensch muß aus der Ursache tugendhaft seyn, weil dieses vernünftig ist; daß er aber vernünftig sey, fordert man aus der Ursache von ihm, weil er weder ein Stein, noch ein Vieh ist.

Ihre

Ihre Sittenlehre bestehet in nachfolgenden fünf Grundsätzen.

Seine Handlungen muß man nach der Tugend einrichten.

Allen Menschen Gerechtigkeit wiederfahren lassen:

Seine Sitten rechtschaffen, und der Wohlanständigkeit gemäß einrichten:

Das beobachten, was uns die Klugheit befielet:

Sich eines guten Gewissens befleißigen.

Diese Grundsätze hat man auf verschiedene Arten eingetheilet, sie zergliedert, und ungemein starke Auslegungen darüber geschrieben.

Die Sindosiviſten verwerfen übrigens die Seelenwanderung, und sagen: „es giebt nur eine einzige „allgemeine Seele, welche alles belebt, aus welcher „alles entstehet, und welche alles wieder in ihr vo„riges Nichts verkehren, oder es verschlingen wird.„ Diese besondere allgemeine Seele aber schicket die übrigen Seelen in solche Körper, wie sie es für gut befunden, und die sie ihnen bestimmet hat: welches aber ebenfalls wieder auf die Seelenwanderung hinaus zu laufen scheint. Man muß aber dafür halten, daß diese Weltweisen unter dem Ausdrucke Seele der Welt, oder Weltseele das höchste Wesen, die bewegende Ursache der Materie verstehen, von welcher sie nur verworrene, und unvollkommene Begriffe haben. Dieses Wesen handelt mit allen Seelen nach seinem Gefallen: es setzet sie dahin, wo es ihm gefällt, und nimmt sie wieder zurück, wenn es ihm beliebt. Einige unter den Sindosiviſten glauben auch

noch

noch ein verständiges Wesen, Geist oder Engel, welches nicht der Urheber der Natur, sondern so zu sagen nur der Haushalter, oder der Regent über dieselbe ist. Ihre Vorfahren ehren sie durch Opfer: sie haben aber weder Tempel noch Religionsgebräuche; in so ferne es aber das Ansehen gewinnet, als ob sie gegen die Götter des Landes Hochachtung hätten, so geschiehet dieses blos aus Klugheit, und um sich den Gesetzen zu unterwerfen. Sie waschen und reinigen sich, enthalten sich auch des Umgangs mit den Weibern, wenn sie ihre Gedächtnißfeste begehen. Die Leichen verbrennen sie nicht, sondern begraben sie eben so, wie wir. Der Selbstmord ist bey ihnen nicht nur erlaubt, sondern sie preisen ihn in gewissen Fällen an, und halten ihn für eine Heldenthat. Als das Christenthum in ganz Japon ausgerottet wurde, so forderte man von ihnen, daß sie in ihren Häusern ebenfalls Götzenbilder aufstellen sollten; und sie gehorchten auch: denn man siehet jederzeit ein solches Bild in ihrem Hause, welches mit Blumen geschmücket ist, und vor welchem man auch räuchert. Gemeiniglich ist es die Bildsäule des Amida. Das Bildniß des Confucius aber ist eines der allervornehmsten Zierathen in ihren Schulen.

Die Sindosivisten haben ungemeine Mühe angewendet, ihren Credit zu vermehren. Ein gewisser Japonischer Prinz, Namens Sisen, ein Gönner dieser Weltweisen, und welcher von ihren Grundsätzen sehr eingenommen war, hatte noch vor kurzer Zeit den Vorsatz, eine hohe Schule in seinen Cammergüthern zu errichten, und auf dieselbe die besten Köpfe durch die Hofnung zu Belohnungen, hinzuziehen. Sein

Vorha-

Vorhaben gelang ihm auch. Die Bonzen aber, welche bald einsahen, daß es um sie geschehen seyn würde, verkündigten dem Staate gar bald ein sehr grosses Unglück, wo man nicht diese Gesellschaft von studirenden Leuten bald zerstreuete. Sisen sahe sich also gezwungen, sich seiner Freunde zu erledigen, und dieselben von sich zu lassen; um sich aber so gar der Verfolgung zu entziehen, so überließ er alle seine Schriften, Bücher, und Würden seinem Sohne.

Achtes Hauptstück.

Von der Ausbreitung der christlichen Religion in Japon, und deren Ausrottung.

Zu eben der Zeit, als die Portugiesen die Europäischen Waaren nach Japon brachten, so verbreiteten sie auch daselbst, das Licht des Evangelii. Dieses geschahe um das Jahr funfzehenhundert zwey und vierzig, oder auf das späteste, funfzehenhundert neun und vierzig. Durch die Predigten des heiligen Franciscus Xaverius, das demüthige und eifrige Betragen der Mißionarien, und die Frömmigkeit der neubekehrten, nahm die Anzahl der neuen Christen gar bald beträchtlich zu. Es währte aber nicht lange, so wurden die Portugiesen durch ihren Geitz, Eitelkeit und Stolz eben so sehr verhaßt, als sie bisher beliebt gewesen waren; so, daß dieses vortrefliche Gebäude der angehenden christlichen Religion gar bald wieder eingestürzt wurde. Wir wollen hiervon die Nachricht eines Schriftstellers beyfügen, welcher bey der Gelegenheit, da er das

Betra-

Betragen der Portugiesen tadelt, auch seine eigene Landsleute die Holländer nicht verschont.

„Ich habe öfters erzehlen hören,„ sagt Kämpfer, „und zwar von Japonern, welchen man glauben konnte, „daß die Portugiesen sich bey den Japonern vornemlich „durch ihren Stolz und Geiz verhaßt gemacht haben. „Ja die neubekehrten Christen selbst sind darüber stutzig „geworden, und haben es nicht gerne gesehen, daß ihre „geistlichen Väter nicht so wohl das Heil ihrer Seelen „zum Augenmerk gehabt hätten, als vielmehr ihr „Geld, Vermögen, und Grundstücken; und ihre „Kaufleute, nach dem sie die Waaren um einen sehr „hohen Preis abgesetzet, sie auch überdieses noch mit „sehr schweren Zinnsen gedrückt haben. Durch diese „zusammen gescharrten Reichthümer, und die unver„muthete starke Ausbreitung der Lehre des Evangelii, „sind sowohl die ungeistlichen, als geistlichen von Stolze „aufgeblasen worden. Die Vorsteher unter den letztern „haben es daher ihrer Würde sehr unanständig erach„tet, als Nachfolger Christi, und seiner Apostel, be„ständig zu Fusse zu gehen; sind damit nicht einmal „zu frieden gewesen, sich in prächtigen Sänften tra„gen zu lassen, sondern haben so gar die Pracht „eines Römischen Pabstes, und seiner Cardinäle, nach„geahmet. Ja so gar nicht nur die Pracht der Grossen „des Japonischen Reichs angenommen, sondern ihnen „den Rang wollen streitig machen. Einsmals bege„nete ein gewisser Portugiesischer Bischof einem vorneh„men Staatsrathe, welcher eben nach Hofe fahren „wollte, auf der Heerstrasse: der stolze Prälat aber „wollte aus seiner Kutsche nicht aussteigen, um dem „Minister seine Verbeugung zu machen, wie es der

„Gebrauch

„Gebrauch des Landes erfordert. Dieſes unbeſonnene „Betragen, konte alſo, vornemlich zu einer Zeit, da „die Portugieſen ihren Credit ohnedem ſchon vielfältig „verlohren hatten, nicht anders, als von betrübten „Folgen ſeyn. Denn der Miniſter beſchwerte ſich „darüber bey dem Kaiſer, und ſchilderte ihm den „Stolz dieſer Fremden dergeſtalt, daß er darüber „gegen ſie ſehr aufgebracht wurde: welche Begeben„heit ſich im Jahr funfzehnhundert ſechs und neunzig „ereignete, da denn bald darauf die Verfolgung der „Chriſten ihren Anfang nahm.„

„Die Bonzen, oder Pfaffen des Landes wurden „auch in der That ſehr darüber aufgebracht, als ſie „ſahen, daß ihre Götzenbilder zerſchmiſſen wurden, „und trugen nicht wenig darzu bey, daß der Hof noch „um deſtomehr wider ſie eingenommen wurde: ohne „einmal die Verbindung und das gute Vernehmen in „Betracht zu ziehen, welches man unter den Chriſten „bemerkte, und wodurch der kluge Kaiſer Taico und „ſein Thronfolger Jyejas aufmerkſam, und mißvergnügt „wurden. Der erſtere hatte die Krone ſeiner Klugheit, „und rechtſchaffenen Betragen zu verdanken; der letztere „aber allerley ſträflichen Betrügereyen, und ſahe die „ſchnelle Ausbreitung der chriſtlichen Lehre, um deſto„mehr mit ſcheelen Augen an, als ſein Mündel Tide„jory, einziger Sohn des Taico, über welchen er die „Vormundſchaft führte, und den Thron beſtiegen hatte; „überdieſes auch viele bey Hofe zum Theil würklich „Chriſten, zum Theil der chriſtlichen Religion ſehr „geneigt waren. Es wurde daher zuerſt ein Kaiſerli„cher Befehl bekannt gemacht, daß die Lehre der Väter „ins künftige nicht mehr geprediget werden ſollte, denn

„ſo

„so hiesen die Japoner damals das Evangelium.
„Bald darauf erhielten die Stadthalter und Grossen in
„den Provinzen einen andern Befehl, Kraft welches
„die Unterthanen wieder zu ihrer alten Religion
„zurück kehren sollten; wollten sie sich aber hierzu
„nicht mit Güte verstehen, so sollte man Gewalt
„brauchen.„

„Den Häuptern der Portugiesischen Handlung
„aber wurde auf das strengste verbothen, auf ihren
„Schiffen keine Geistlichen ferner in das Land zu
„bringen, von was für einer Art sie auch immer
„seyn möchten; die aber, welche sich durch dasselbe
„hin und wieder zerstreuet hatten, sollten auswan-
„dern. Diesem Befehle aber lebte man anfänglich
„nicht genau nach, sondern die Portugiesen, und
„deren vornehme Geistliche fuhren immerfort, in
„Geheimen neue Rekruten von Mißionarien in das
„Land zu transportiren; eben dadurch aber hatten
„sie das Unglück, ihren Untergang zu befördern.„
Und auf diese Art erzählt uns Kämpfer die Sache.

Während dem nun, da dieses vorgieng, waren einige Mönche des Franciscanerordens von dem Stadthalter zu Manille, als Gesandte nach Japon geschickt, welche sich, dem ausdrücklichen Befehle des Kaisers zuwider, unterstunden, öffentlich das Evangelium zu Meaco zu predigen, und daselbst eine Gemeine anzulegen. Dieser unbesonnene Eyfer war das Zeichen zu einen Blutvergiessen, welches vierzig Jahre angehalten hat, und nicht eher geendiget worden ist, als nachdem die christliche Religion ganz und gar ausgerottet, und die Portugiesen auf ewig aus dem Lande verbannet worden sind; auf deren Umsturz nachher die Holländer

gebauet, und sich an ihrer statt in dem Reiche festgesetzt haben. Man hat auch Briefe aufgefangen, welche aber auch vielleicht untergeschoben sind, aus welchen hat erhellen sollen, daß die Europäischen Prinzen das Japonische Reich mit Gewalt hätten angreifen wollen; und man sagt, eben diese Briefschaften habe man auf einem Portugiesischen Schiffe gefunden, welches von der Holländischen Flotte wäre weggenommen worden. Dieser dem Kaiser von den Holländischen Unterthanen geleistete Dienst, sey die Ursache gewesen, daß man die Portugiesen durch einen neuen Befehl verbannet, und ihnen zugleich untersagt hätte, keine andere Waaren ins Land zu bringen, als nur Spanische Weine für den Kaiserlichen Hof. Wir wollen indessen nicht untersuchen, ob damals die Holländer den alleinigen Vorzug der Europäischen Handlung dadurch erlangt haben, daß sie die hristliche Religion verleugnet: denn ihre Widersacher denken dieses von ihnen; Unpartheyische aber zweifeln daran. So viel ist aber gewiß, daß bey diesen Blutvergiessen vierzig tausend Japonische Christen, welche in Verzweiflung gesetzt waren, sich in die alte benachbarte Vestung Simabara in der Entschliessung geworfen haben, ihr Leben auf das äusserste zu vertheidigen; die Holländer, als Bundesgenossen des Kaisers aber aus einem einzigen ihrer Schiffe, welche damals auf der Rhede dieser Stadt gelegen gewesen sind, gegen diese unglückselige Leute, binnen einer Zeit von vierzehn Tagen, hundert sechs und zwanzig Canonenschüsse gethan haben. Derjenige Geschichtschreiber aber, dessen Nachrichten wir hier entlehnen, beschließt seine Erzählung folgendermassen.

„Ein

„Ein solcher Eyfer, die Befehle des Kaisers zu „vollstrecken, welche die Ausrottung des ganzen Chri„stenthums zum Zwecke hatten, war die Ursache, daß „sich die Holländer in Japon recht fest setzten, ob gleich „der Hof den Entschluß gefaßt hatte, durchaus keine „Ausländer mehr in dem Reiche zu dulden. Die vor„nehmsten, und klügsten Japoner aber legten den „Holländern ihr Betragen dennoch nicht zum besten „aus, ohngeachtet sie durch dasselbe einen grossen Credit „erlangt hatten. Denn es schien ihnen in der That „widersinnig zu seyn, wenn man von diesen Leuten „hoffen wollte, daß sie einen auswärtigen Monarchen „treu seyn sollten, den sie doch für einen Heyden hiel„ten, ob sie gleich sehr vielen Eyfer bewiesen hatten, „diejenigen mit zu Grunde zu richten, mit welchen sie „doch in den Gründen ihres Glaubens übereinkämen, „wie solches die Japoner von den Portugiesischen „Mönchen vernommen, die sich so ausgedrucket hätten: „daß beyde miteinander durch eben die Thüre des „Himmels eingiengen. Ueberdieses fügt der er„wähnte Reisende noch hinzu, daß das gefällige und „unterthänige Betragen der Holländer so wenig ver„mögend gewesen wäre, ein wahres Vertrauen, oder „gar Freundschaft, bey den stolzen, und trotzigen Ja„ponern zu erregen, daß es vielmehr deren Eyfersucht, „und Mißtrauen um destomehr erregt hätte, je stärker „dieser ihr bewiesener Eyfer der Treue gewesen sey: „je mehr Achtung sie also zu erwerben gesucht, desto„mehr Verachtung und Haß hätten sie sich zugezogen.„

Gegen das Ende des letztverwichenen Jahrhundertes waren nur noch einige Spuren des Christenthums unter den Japonern übrig: die, welche man als Chri-

sten erkennte, oder sich als solche angaben, wurden auf Befehl der Regierung nach Nangasaki in elende Gefängnisse geworfen. Diese Leute hatten weiter nichts als den Namen der Christen; und alle ihre gottesdienstlichen Uebungen bestunden darinne, daß sie den Namen JEsus Christus, und der heiligen Jungfrau Maria öfters nannten. Indessen sind sie doch in diesem ihren Glauben dergestalt beständig gewesen, daß auch die Lebensstrafe nicht einmal vermögend gewesen ist, sie zu der Abschwörung der christlichen Religion zu vermögen, ohngeachtet sie dadurch sogleich ihre Freyheit hätten wieder erlangen können. Heutzutage werden sie nicht mehr am Leben gestraft, sondern nur in enge Gefängnisse geworfen. Uebrigens werden sie jährlich zweymal vor den Stadthalter, in dessen Pallast geführet, um die übrigen Christen anzugeben, von welchen sie Nachricht haben. Zuweilen erlaubt man ihnen auch, sich zu baden, und auch in einem geräumigen Hofe sich eine Leibesbewegung zu machen; die übrige Zeit aber spinnen sie Hanf, oder Wolle; und ernähren durch diese Arbeit ihre Weiber und Kinder, welche in eben diesem Orte gefangen sind, nur in einem besondern Gefängnisse.

Seit der Ausrottung der christlichen Religion, setzt man jedesmal den letzten Tag in dem Jahre in der Provinz Nangasaki ein Verzeichniß aller Namen der Einwohner auf, und fügt auch ihr Alter, den Ort ihrer Wohnungen, Gewerbe, und Religion hinzu. Nachdem nun dieses Verzeichniß erwähntermassen verfertiget ist, so fängt man den zweyten Tag des neuen Jahres das Jesumi an, welches nichts anders als eine feyerliche Abschwörung der christlichen Religion ist,

bey

bey welcher man das gecreutzigte Bildniß des Heylandes, und der Jungfrau Maria mit Füssen treten muß. Die Policeybedienten gehen alsdenn in jedwedes Haus ihres Viertels, und lassen Männer, Weiber, Kinder und Dienstbothen vor sich kommen; werfen alsdenn diese Bildnisse, auf den Fußboden, und jedweder der erwehnten muß sie mit Füssen stossen. Nachher bringen sie dieses Verfahren zu Papiere, nebst allen, was dabey vorgefallen ist, unterschreiben es, drücken ihre Siegel drauf, und begehen diesen abscheulichen Gebrauch unter einander selbst.

Wenn binnen Jahresfrist jemand stirbt, so müssen Zeugen beygebracht werden, daß er natürlichen Todes gestorben ist, auch daß man an seinem Leibe keine Spuren des Christenthums bemerkt hat; bringt man dieses Zeugniß nicht bey, so erhält man auch nicht die Erlaubniß, ihn feyerlich begraben zu lassen.

Neuntes Hauptstück.

Von dem Dairi, seinem Hofe, und den Japonischen Bonzen.

Seit einem Verlaufe von zweytausend vierhundert Jahren hat die Japonische Regierung mit der Regierung eines muselmännischen Califen, oder Römischen Pabstes, viele Aehnlichkeit gehabt. Die Thronfolge dieser Pabstkönige, und ihrer Pabstköniginnen erstreckt sich auf sechshundert sechzig Jahre vor Christi Geburt. Ein gemeiner Mann von einer geringen, und sclavischen Familie, der aber sehr viele Geschicklichkeit und Muth hatte, stürzte diesen mächtigen

Regenten, welcher die höchste Gewalt in geistlichen, und weltlichen Dingen hatte. Bald nachher war der Dairi weiter nichts mehr, als ein Götze, den man auch als einen solchen ehrte, der Cubo-Sama aber, der würkliche höchste weltliche Regent.

Der Dairi führt sein Geschlecht in gerader Linie von den ersten Japonischen Helden her, ohngeachtet nun dieses Geschlecht für göttlich gehalten wird, so gestehet man ihm doch den Tittel, Mikatto nicht zu, welchen man seinen Vorfahren beylegt, die entweder für ganze, oder Halbgötter gehalten werden, sondern man bemerkt ihn nur mit dem heiligen Namen Tensin, welches so viel heist, als ein Sohn des Himmels; in der Sprache des Landes aber heist man ihn Dairi.

Alle Bedienten des Dairi sind aus dem Geschlechte ihres Herrn, und dieser hohe Ursprung macht sie so stolz, daß sie alle Ungeistliche sehr gering schätzen. Sie verwalten alle geistliche Bedienung, und die, welche so lang warten müssen, bis sie ein Amt bekommen, erhalten von dem Oberhaupte der Religion, einen stattlichen Gehalt, dessen Einkünfte daher, ob sie gleich sehr groß sind, kaum hinreichen, eine solche Pracht des Hofes zu ertragen. Das Studieren ist die vornehmste Bemühung dieser geistlichen Personen. Sie sind die Poeten, Geschichtschreiber, und Geistlichen des Landes; haben auch die Censur über die Almanache; viele aber legen sich auf die Music.

In die Almanache aber wird jederzeit die Zeitrechnung der Japoner, und die Abtheilung der Zeit vorne eingerückt. Man hat aber in Japon zwo

Zeitrech-

Zeitrechnungen; eine, welche ohngefehr sechshundert sechzig Jahr vor Christi Geburt angehet, und die andere, welche mehr, oder weniger Jahre enthält, und von einer gewissen beliebigen Begebenheit an gerechnet wird. Sie haben auch einen Cirkel von sechzig Jahren; sie theilen den Tag in sechs gleiche Theile, und zwar von einem Aufgange der Sonne bis zu dem andern. Eben diese Abtheilung beobachten sie auch bey der Nacht. Weil nun die Tage, und Nächte, nachdem es die verschiedenen Jahreszeiten mit sich bringen, ungleich sind; so werden hierdurch auch die Stunden des Tages im Sommer länger, als im Winter, und mit den Nächten hat es im Winter, und Sommer eben die Bewandniß umgekehrt. Ihr Jahr geht öfters mit dem zwanzigsten Jänner an, und ist zu weilen erst den dreyzehnten Februar zu Ende, welches daher kommt, weil dasselbige nicht eher angehen darf, als mit dem neuen Monde im Jänner.

Uebrigens ist der Dairi berechtiget, so wohl die Helden, als übrige grosse Leute in den Stand der Halbgötter nach ihrem Tode zu erheben. Er ist der göttliche Stadthalter auf Erden, und Kraft seiner Würde vergöttert. Die Japoner glauben auch, daß die Götter jährlich einmal vom Himmel kämen, und ihn besuchten, und diese ihre Schuldigkeit jedesmal den zehnten Monat im Jahre abstatteten; weswegen sie denn diesen Monat die dreyßig Tage ohne Götter aus der Ursache nennen, weil sie glaube, dieselben hielten sich während dieser Zeit an dem Hofe ihres Stadthalters, oder des Dairi auf. Aus dieser Ursache besuchen sie während der Zeit keinen Tempel, und opfern auch den Göttern nicht. Die Götter aber,

welche den Dairi besuchen, sind nach der Reihe verbunden, diesen ihren Stadthalter zu bewachen, und auf seine Person sehr wohl Acht zu haben. Dreyhundert sechzig Götzenbilder wohnen daher in dem Schlosse dieses geistlichen Prinzen, und müssen jegliche Nächte vor seinem Bette die Wache halten. Stößt ihm nun in einer gewissen Nacht ein Unfall zu, so bekommt dasjenige Götzenbild, welches in derselben die Wache gehabt hat, derbe Stockschläge, und wird noch überdieses hundert Tage aus dem Schlosse verwiesen. Uebrigens ist das Ansehn des Dairi bey dem Volke so groß, daß man das Wasser, womit er sich so gar die Füsse gewaschen hat, mit aller Sorgfalt aufhebt, und durchaus damit keinen andern Gebrauch macht.

Ausser denen geistlichen Bedienten des Dairi hat man noch eine ungeheuere Menge von Bonzenorden, welche unter ihm stehen, und deren Häupter sich an seinem Hofe aufhalten müssen. Die meisten derselben sind Bettelorden, und werden von den frommen Stiftungen derer unterhalten, welche die Tempel erbauet haben, auch von dem Dairi besoldet, nächst diesen auch von den Almosen, die sie sammeln. Ueber ihre gewöhnliche Kleidung tragen sie gemeiniglich einen weissen, oder gelben langen Rock; ihr Huth aber ist länglicht, hat die Gestalt eines Schiffes, und ist unter dem Kinne mit zwo seidenen Schnüren fest gebunden. Von diesem Huthe hangen zween Troddeln und Franzen entweder länger, oder kürzer herunter, nach dem es ihre Würde erfordert. Sie lassen sich die Bärte bescheeren, die Haare aber tragen sie lang herunter. Ihre Oberhäupter aber flech-

ten

ten sie zusammen, und binden sie hinten mit einen schwarzen Bande. An jedem Ohre tragen sie ein Stück Zeug so weit herunter hängend, bis auf die Wanzen. Ob aber gleich alle diese Bonzen unter einen geistlichen Oberhaupte oder unter demjenigen stehen, welcher das Oberhaupt bey demselben ist, so wird doch dieser jederzeit von einer weltlichen Obrigkeit gesetzt. Die Obersten in diesen Klöstern lassen übrigens zween Säbel vor sich hertragen, welche ihren adelichen Stand bedeuten; um aber ihren Stolz destomehr aufrechts zu erhalten, und ihre Unwissenheit desto geschickter zu verbergen; so enthalten sie sich alles Umgangs mit dem Volke. Die Verbrechen der Bonzen aber werden mit dem Tode bestraft, und der Hof des Dairi, und alle diejenigen, welche unter dem Tittel der säcular, und Ordensgeistlichkeit begriffen sind, können sich bey keiner Gelegenheit dem Ansehen, und der Hoheit des Cubo-Sama und seiner Obrigkeit entziehen.

Es giebt auch zu Nangasaki einen Bettelorden beyderley Geschlechts, welcher aus Leuten bestehet, die entweder durch Unglücksfälle, oder eine schlechte Lebensart in Armuth gerathen sind. Wer in denselben aufgenommen seyn will, braucht eben keine Gelübde zu thun: sondern muß sich nur den Kopf bescheeren lassen, und schwarz gekleidet gehn. Alsdenn nimmt er einen Rosenkranz, Götzenbild, und eine Glocke, streicht mit diesem Vorrathe alle Gassen, und Heerstrassen durch, um die Leute zum Mitleiden zu bewegen. Zu weilen geschiehet es auch, daß man, um dieser scheinbaren Verleugnung sein selbst desto mehr Gewicht zu geben, den neuen Bruder

oder Schwester auf öffentlicher Gasse, oder in dem Tempel mit grosser Feyerlichkeit den Kopf beschiert; doch geschiehet diese Feyerlichkeit nur gemeiniglich mit vornehmen, und reichen Personen, welche aus Frömmigkeit ihr Vermögen, und Ehrenämter aufopfern, und diesen elenden Zustand wählen.

Andere Bettler aber können auch in die Gesellschaft der Bonzen aufgenommen werden: denn das mitleidige Herz der Japoner erstreckt sich so weit, daß alle und jede, welche nur einige Bücher von diesen Leuten tragen, sich schon gewisse Rechnung auf das Mitleiden gutherziger Seelen machen. Diese aber, von welchen wir reden, sind eben so beschoren, und gekleidet, wie die Bonzen; und erwarten auch das Mitleiden der vorbeygehenden, indem sie sich stellen, als ob sie in den Fokekio läsen, welches ihr Gesetzbuch ist. Einige setzen sich auch an das Ufer eines Flusses, um daselbst ihr Siegaki zu verrichten; welches eine besondere götzendienstliche Uebung ist, wodurch man denen abgeschiedenen Seelen eine vorzügliche Ruhe erwirbt. Um dieses Siegaki zu verrichten, so nimmt man einen grünen Zweig von einem Baume, und reibt mit demselben eine gewisse Menge kleiner Späne von Holz, auf welche man die Namen derjenigen Seelen geschrieben hat, welchen man eine vorzügliche Erleichterung schaffen will, und wäscht sie sorgfältig mit reinem Wasser. Dieser Bemühung aber muß man ganz leise, aber dabey sehr würksame Gebete hinzufügen, welche die Kraft haben, denenjenigen Seelen einige Erfrischung zu verschaffen, von welchen man glaubt, daß sie in einem sehr grossen Feuer brenneten. Diejenigen frommen

Per-

Personen aber, welche den Seelen ihrer Anverwandten, oder Freunden Linderung verschaffen wollen, werfen in Vorbeygehen einige Stücken Geld auf eine Decke, welche neben diesen Heuchler ausgebreitet liegt. Man darf aber nicht etwan denken, daß sie diese Almosen mit einiger Dankbarkeit annähmen; sondern sie bezeigen eine besondere Verachtung gegen dieselben, und scheinen überzeugt zu seyn, daß ein Gewerbe, welches den abgeschiedenen Seelen in jener Welt eine vorzügliche Linderung in ihrer Quaal verschafte, in der gegenwärtigen niemals genugsam belohnet werden könnte.

Auch giebt es verschiedene, die sich nicht einmal so viele Mühe geben, den Beutel der Reisenden zu öfnen, sondern sie sitzen vor einer Art vom Altare, auf welchen sie ein Götzenbild gesetzet haben, nahe aber bey sich siehet man lauter gemalte Vorstellungen von Flammen, und Quaalen, um durch dergleichen Mittel furchtsamen Leuten recht bange zu machen. Hier nehmen sie eine recht traurige Stimme an, und sagen den ganzen Tag über gewisse Gebeter her; die andächtigen Seelen aber bilden sich ein, daß man hierdurch von der Gottheit alles erlangen könne.

Andere halten sich bey den Bildsäulen des Dsisoo auf, welcher der Gott der Heerstrassen, und Reisenden ist; mit welcher Art von Bildsäulen so zu sagen alle Heerstrassen besetzt sind, und in deren Namen man das Mitleiden der Reisenden anflehet. Dieser Gott Dsisoo ist gemeiniglich mit Blumen geschmückt, und stehet auf einem Fußgesimse von sechs bis sieben Fuß hoch: vor ihm aber stehen zwey hohle merklich niedrigere Steine, in welche geopfert wird, nebst

einigen

einigen Lampen, welche die Reisenden ihm zu Ehren anzünden. Ehe man aber etwas opfert, muß man die Hände erst in einem Gefässe mit Wasser waschen, welches man in der Nähe findet.

Zehentes Hauptstück.

Von den Götzenbildern, und Tempeln der Japoner.

Es würde ziemlich ohnmöglich seyn, wenn wir eine so genaue Geschichte von der Fabellehre der Japoner liefern wollten, bey welcher sich die Leser beruhigen könnten. Indessen hängen doch diese Fabeln, so abgeschmackt sie auch immer seyn mögen, ziemlich mit einander zusammen. Die Japoner haben sieben himmlische Geister, auf welche man fünf Halbgötter folgen lässet. Diese haben, nach ihrer thörichten, und ganz besondern Zeitrechnung, über zwey Millionen dreymalhundert und zwey und vierzigtausend Jahre regieret: Der erste nemlich hat zweymalhundert und funfzigtausend Jahre auf dem Throne gesessen, und der letzte achtmalhundert sechs und dreyßigtausend zwey und vierzig Jahre. Alles ist in einer vorzüglichen, und vollkommenen Ruhe gewesen, bis auf die Zeit, da die ausländischen Götzenbilder in das Land gekommen sind. Denn seit der Zeit hat der Götzendienst, die Schwärmerey, der Aberglaube alle ihre Greuel ausgebreitet; hierdurch sind die Tempel, und Anzahl der Götter sehr vervielfältiget, und man hat sich bemühet, diese falsche Gottheiten unter allerley abscheulichen Gestalten, Sinnbildern und Hieroglyphi-

glyphischen Zierathen zu dem Ende, zu verstecken, um ihnen in den Augen des unwissenden Volks desto mehr Ansehen und Hochachtung zu verschaffen: Es würde daher unnöthig seyn, wenn man alle die Dunkelheit vertreiben wollte, welche mit dieser ungeschickten Fabellehre verbunden ist. Mithin werden wir es nur dabey bewenden lassen, daß wir von den vornehmsten Götzenbildern handeln, welche die Japoner verehren, und die verschiedenen Grade der Kraft anzeigen, welche sie ihnen beylegen.

Den Fortgang des Götzendienstes in dem Japonischen Reiche kan man leicht aus der grossen Anzahl derer in demselben errichteten Tempel, und Priester ermessen, welche in denselben ihren Dienst verrichten. Man zehlet nemlich in den Gegenden von Meaco dreytausend achthundert drey und neunzig Tiras, und zweytausend hundert sieben und zwanzig Mias, in welchen neun tausend und drey Negres, welche eine Art von weltlichen Bonzen sind, nebst sechstausend drey und siebzig Jammabos, ihre Dienste verrichten. In denen Tiras haben sieben und dreyßig tausend drey und neunzig Bonzen zu thun, und ausser diesen nicht weniger, als zwey und funfzig tausend in dem Bezirk von Meaco allein.

Amida ist aller Wahrscheinlichkeit nach, bey den Japonern das höchste Wesen. Dieser Gott, welchen die Reisenden auch Omito nennen, führt die Sorgfalt über die Seelen, er steht ihnen bey, erhält sie, und errettet sie von den Strafen, die sie mit ihren Sünden verdienet haben. Zu demselben richten die Japoner gemeiniglich dieses ihr gewöhnlich Stoßgebet: „Ach! glückseliger Amida, errette uns doch.„

Man

Man stellet diesen GOtt gemeiniglich auf einem Altar, auf einem Pferde, mit acht Köpfen sitzend vor. Diese sieben hieroglyphischen Köpfe bedeuten sieben tausend Jahre und ein jeder Kopf tausend Jahre. Anstatt eines Menschenkopfs aber hat er einen Hundekopf; in den Händen aber einen güldenen Zirkel, welchen er mit den Zähnen hält. Dieser Zirkel aber muß einige Aehnlichkeit mit dem Zirkel der Egyptier haben, welcher ein Sinnbild der Zeit war. Mithin kan man wenigstens glauben, daß der Amida den Verlauf der Zeit, oder die Ewigkeit vorstelle. Seine Kleidung aber ist jederzeit sehr prächtig, und mit kostbaren Perlen und Edelgesteinen besetzt.

Die Verehrer des Amida bringen ihm ihre Opfer und unterhalten vor diesem seinen Bilde ein beständiges Räucherwerk. Diejenigen aber, welche von der Liebe gegen diesen Gott noch mehr durchdrungen sind, opfern ihm sogar ihr Leben, und die gewöhnlichste Art, dieses zu bezeigen, bestehet darinne, daß sie sich ihm zu Ehren ersäufen. Einige stürzen sich auf den Kopf ins Wasser: andere fahren auf einem kleinen Fahrzeuge, welches prächtig geschmücket, künstlich vergoldet, und mit seidenen Flaggen gezieret ist, mit welchen der Wind spielet, mitten auf einen Fluß. Alsdenn lassen sie sich an die Beine, den Leib, und Hals, Steine binden, und stürzen sich unter dem Schalle Musicalischer Instrumente in das Wasser. Ihre Anverwandten, Freunde, nebst einer grossen Menge Bonzen, wohnen dieser Feyerlichkeit mit bey, vor welcher gemeiniglich eine zweytägige Unterhaltung zwischen den Amida, und den Leuten, welche sich ihm erwähnter massen opfern

wollen,

wollen, vorhergehet. Bey dieser Erzählung kan man sich auch erinnern, daß sich ehedem die alten Deutschen ihren Göttern auf eben die Weise durch das Ersäufen geopfert haben.

Es giebt auch einige unter diesen Schwärmern, welche sich zu diesen abscheulichen Opfer noch eine längere Zeit vorbereiten, um dadurch in das Paradies des Amida zu gelangen. Es vereinigen sich nemlich viele mit einander, einer von ihnen prediget den übrigen von der Verachtung dieses Lebens, und derjenigen Glückseligkeit etwas vor, welche sie in jenem Leben zu gewarten haben. Diese götzendienstliche Uebung dauert einen ganzen Monath: nach dem Verlauf desselben begiebt sich die ganze Gesellschaft in ein Fahrzeug; hier trinken sie mit einander ganz frölich, und thun sich was zu Gute; zum Beschlusse aber stürzen sie sich entweder ins Meer, oder machen unten in dem Boden des Fahrzeuges ein Loch, damit das Wasser hinein dringet, und dasselbe zu Grunde gehet.

Ausser diesen giebt es noch verschiedene andere Arten, durch welche sie sich dem Amida angenehm zu machen glauben; einige lassen sich in kleine Keller einsperren, welche wie Gräber gebauet sind, und worinne sie kaum aufrecht sitzen können; hier lassen sie sich dergestalt einmauern, daß nur eine kleine Oefnung darinnen gelassen wird, alsdenn rufen sie ihren Gott an, und erwarten den Tod mit vieler Beständigkeit. Dieses sind die so kläglichen als plumpen Folgen der Schwärmerey, Verblendung, und des Aberglaubens. Und so groß ist der Mißbrauch, welcher aus verworrenen Begriffen von der Unsterblichkeit

lichkeit der Seele, den künftigen Belohnungen, und Strafen entstehet.

Bey den Vorstellungen aber, die sich die Japoner von ihrem Gotte Amida machen, kan man doch das höchste Wesen, nicht verkennen. Denn sie sagen gemeiniglich: „es sey unsichtbar, ohne alle Gestalt, sey keinen Zufällen unterworfen, von allen Elementen abgesondert, es sey längst vor der Natur da gewesen, und die Quelle alles Guten. Es habe weder „Anfang noch Ende; die Welt sey von ihm erschaffen, „es sey nicht nur überaus groß, sondern gar unendlich; „und regiere die Welt ohne alle Mühe und Bekümmerniß.„

In einigen Provinzen wird Amida unter der Person eines jungen nackenden Menschen vorgestellet, oder auch eines Weibsbildes mit Ohrengehängen; in andern Gegenden aber stellet man es dreyköpfigt vor, und auf jeden Kopfe einen Huth, oder Kappe mit Falten, mit eben so vielen Bärten, welche auf die Brust herunter gehen. Ja es giebt fast kein Dorf in Japon, in welchen der Amida nicht einen Tempel hat, oder ein Kloster, worinnen nicht entweder Bonzen oder Bonzenpriesterinnen stecken; die aber bey Lebensstrafe nicht heyrathen dürfen.

Von dem Tiedebaick.

Von diesem Götzenbilde haben wir nur wenige Nachricht, und es wird vornemlich in der Stadt Osacca angebetet. Es hat eine abscheuliche Gestalt, und ist, so zu sagen, ganz mit Gold und Edelgesteinen besetzt. Es hat einen Hirschkopf, welcher eine prächtige Krone trägt; nächst diesem vier Arme, und in der einen

nen Hand hält es einen Scepter, in den drey übrigen aber einen Ring, einen Drachenkopf, und eine Blume. Unter seinen Füssen erblickt man ein häßliches Scheusal, welches vermuthlich der Teufel seyn soll. Diese Vorstellung verdiente vornemlich eine Erklärung; wenn wir dieselbe aber liefern wolten, so müsten wir besorgen, diese Fabeln durch allerley ungewisse Muthmassungen zu erklären.

Von dem Canon.

Canon war, nach den Berichten einiger Schriftsteller, der Sohn des Amida. Er ist über die Wasser, und Fische gesetzt, und also der Japoner ihr Neptun. Er ist der Schöpfer der Sonne, und des Mondes; und wird eben, wie sein Vater Amida, mit vier Armen vorgestellet, so, wie er mit der Hälfte des Leibes aus einem Fische hervor zu kommen scheinet. Er wird jederzeit mit Blumen geschmücket; drey von seinen Händen aber halten einen Scepter, eine Blume, und einen Ring; die vierte aber ist in die Höhe gehoben, und die Hand dicht zusammen gedrückt. Gegen diesem Götzen über stellet man jederzeit einen demüthig bittenden Menschen mit gefaltenen Händen, dessen ein Theil des Leibes in eine Muschelschale eingeschlossen ist. Auf einen ziemlich nahen Altare aber stehen vier andere Bildsäulen ebenfalls mit gefaltenen Händen, aus welchen Quellen hervorspringen, deren Wasser sich in eben so vielen Gefässen, oder Wasserhältern verliert.

Dieser Gott Canon wird zu weilen mit sieben Köpfen auf der Brust, und dreyßig mit Pfeilen bewafneten Armen vorgestellet.

Von dem Xantai.

Der Xantai ist in der That einer der stärksten Beweise von der ausnehmenden menschlichen Ausschweifung. Dieses war ehedem der Kaiser Nobunanga, welcher sich in seinem Leben selbst vergötterte. Als dieser neue Gott, wie man uns überreden will, von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt wurde; so bezeugte er eine ausnehmende Verachtung gegen alle Gottheiten seines Reichs, weil er aber in seinem Herzen von der Hinfälligkeit seines Lebens überzeugt war, so suchte er aus Staatsursachen seine Unterthanen durch Furcht, und Hochachtung zu zwingen, daß sie ihm göttliche Ehre erweisen musten. Nobunanga beschloß also, sich zu einem Gotte zu machen, und ließ sich auf einem gewissen Berge einen Tempel bauen; in denselben die berühmtesten Götzenbilder des Reichs bringen; seine eigene Bildsäule aber an dem erhabensten Orte in dem Tempel aufstellen: nachher aber gab er durch ein Gesetz den Befehl, daß niemand eine andere Gottheit anbeten sollte, als ihn selbst. In diesem Gesetze nennete er sich den Herrn der Welt, Schöpfer der Natur, und die einzige Gottheit, die man anbeten müßte. Bald darauf erfolgte eine besondere Verordnung; in derselben schrieb er die Götzendienstlichen Gebräuche vor, welche in diesem Tempel an seinen Geburtstage sollten beobachtet werden; da hingegen aber versprach er den Armen Reichthümer, den Kranken Gesundheit, und den Sterbenden ewige Belohnungen. Alle Unterthanen gehorchten auch, entweder aus Furcht, oder Schwachheit. Furcht und Neubegierde versammelten den gemeinen

Haufen

Haufen des Volks in diesen Tempel des Nobunanga haufenweise; die Hofleute, und Staatsklugen kamen ebenfalls in demselben zusammen, und der kaiserliche Prinz führte sie in denselben hinein. Einige Zeit nachher aber entstund ein Aufruhr, der neue Gott wurde in seinem eigenen Schlosse von seinen Unterthanen belagert, und mit demselben darinne verbrannt.

Von dem Toranga.

Toranga war ein berühmter Kriegsheld, welcher, während der Zeit, da in Japon Friede war, sich mit beständigen starken Jagen die Zeit vertrieb. Er befreyete sein Land von einem grausamen Tyrannen, der es verwüstete, und von acht tributbaren Königen unterstützt wurde, die ihm Hülfsvölker schickten. Toranga aber bestritte sie allerseits nur mit einem blossen Beile, und erlegte in eben der Vestung, wo er sie angrif, zugleich eine sehr grosse Schlange. Dieser dem Reiche erwiesene Dienst bahnte ihm den Weg zum Throne; in den folgenden Zeiten aber setzte man ihn unter die Reihe der Camis, und vergötterte ihn.

Man stellet ihn gemeiniglich in der Gestalt vor, in welcher er einen Drachen erlegt, und mit seinem Beile, wider den Tyrannen streitet. In jeglichen vier Ecken seines Tempels aber erblicket man einen vergüldeten Ochsen.

Von dem Stiere.

Man muß nicht glauben, daß die Japoner den Thieren göttliche Ehre erweisen, sondern es ist bey ihnen alles sinnbildlich, oder hieroglyphisch zu verstehen.

Der Stier, welcher seinen Tempel zu Meaco hat, stehet auf einen grossen viereckigten Altar von Golde: um den Halse trägt er ein mit Edelgesteinen sehr reich besetztes Halsband, und zerstößt mit seinen Hörnern ein Ey, welches er zwischen den beyden Vorderfüssen hält. Er sitzet auf einen Felsen, und das Ey liegt mitten in dem Wasser, welches zwischen der Kluft desselben aufbehalten wird.

Hiervon liefern uns die Bonzen nachfolgende sinnbildliche Erklärung.

Das Ey, sagen sie, bedeutet das Chaos. Ehedem aber, oder vor der Schöpfung, war die ganze Welt in diesem Ey eingeschlossen, welches auf der Oberfläche des Wassers schwamm. Der Mond zog vermittelst seiner leuchtenden Kraft, und Einflusses, aus dem Wasser eine erdartige Materie, welche nach und nach hart, und unvermerkt in einen Felsen verwandelt wurde; neben dieser hartgewordenen Materie aber blieb das Ey stehen. Nun kam der Stier zu diesem Ey, zersties dasselbe mit seinen Hörnern, worauf denn aus seiner Schaale die Welt zum Vorschein kam: durch den Hauch des Stieres aber wurde der Mensch geschaffen. So wenig Aehnlichkeit indessen diese Fabel mit der Geschichte der Schöpfung hat, so muß man doch glauben, daß diese zu jener Anlaß gegeben hat: zu geschweigen, daß zu weilen in dem Hebräischen die Benennung eines Stiers auch Gotte beygelegt wird. Die Indianer und Egyptier aber haben sehr öfters die Schöpfung unter dem Bilde eines Eyes vorgestellet.

Von dem Sinnbilde der Schöpfung.

Ein grosser Baum, welcher auf einer Schildkröte stehet, trägt den Weltschöpfer auf zwölf Kissen nach Art der Japoner sitzend. Diese Schildkröte befindet sich auf der Oberfläche eines Wassers, welches in einem grossen Hälter eingeschlossen, und dessen Ufer sieben bis acht Fuß hoch ist. Der Schöpfer ist ganz schwarz; auf seinem Haupte trägt er eine güldene Krone, aus welcher eine lange Spitze hervorragt: seine Brust ist völlig entblößt; auf dem Kopfe hat er schwarze, und wollartige Haare, wie ein Mohr. Uebrigens hat er vier blosse Arme; in der einen Hand trägt er einen Ring; in der andern einen Scepter; in der dritten eine Blume; und in der vierten ein güldnes Gefäß, aus welchem eine Wasserquelle hervorspringt; alles dieses aber ist sinnbildlich zu verstehen. Seine Bildsäulen sind gemeiniglich, bis auf den Stamm des Baumes vom Golde; worauf der Weltschöpfer sitzt; alle Zierathen des Götzenbildes aber sehr reich mit Edelgesteinen besetzt. Aus demjenigen Stamme aber, welchen die Schildkröte auf ihren Rücken trägt, hat dieses höchste Wesen diejenige ursprüngliche Materie herausgezogen, aus welcher nachher alle Dinge entstanden sind. Um diesen Stamme aber hat sich eine ungeheure Schlange zweymal herumgeschlungen: zwey abscheuliche Bilder aber halten diese Schlange beym Kopfe; das eine hat einen Hunde- das andere aber einen Hirschkopf; zween Japonische Könige, nebst einen berühmten Helden, oder Halbgott aber, ziehen sie beym Schwanze: diese beyden Bilder sind zween böse Geister, welche sich der Bemühung des Schöp-

fers widersetzen wollten; die Japoner aber bringen ihnen aus dieser Ursache Opfer, damit sie ihnen die Erdfrüchte nicht verderben mögen. Einer von den Königen hat vier Gesichter, der Held, oder Halbgott aber deren drey, womit denn angedeutet werden soll, daß jener vier, dieser aber dreytausend Jahre gelebt hat: diese sind diejenigen, welche den Weltschöpfer in seinen Bemühungen behülflich gewesen, und die Absichten des Teufels verhindert haben. Aus dem Grunde des Wassers steigt ein Mensch bis an die Helfte seines Leibes hervor, welcher mit Strahlen um den ganzen Leib und Kopf umgeben ist. Er scheinet von einem mittelmäßigen Alter zu seyn, und hat auch einen Verhältnißmäßigen Bart, nach dem Verhältnisse seines Alters nemlich; dieses Bild aber bedeutet die Sonne; es scheinet mit seiner rechten Hand die Schildkröte zu drücken, und hat in seiner linken verschiedene Sporen. Was ist dieses nicht für eine reiche Anspielung auf allerley Histörchen, mit deren Erklärung sich die Japonischen Lehrer was zu thun machen können.

Von den Affen.

Den Affen erweiset man in Japon ebenfalls göttliche Ehre: denn sie haben auch einen berühmten Tempel. Mitten in diesem Gebäude siehet man das Bild eines Affen auf einen hohen Fußgesimse: andere Affen sitzen in verschiedenen Stellungen um ihn her, und machen seine Hofstatt aus: auch bemerkt man deren in den Vertiefungen unten an dem Fußgesimse. Man opfert ihnen so wohl allerley Räucherwerk, als andere Speisopfer; und das Volk läuft

in

in diesem Tempel jederzeit sehr häufig zusammen. Vorzeiten wurde auch der Affe Hanuman von den Babyloniern als eine Gottheit angebetet.

Um diesen ausschweifenden Götzendienst einigermassen zu entschuldigen, so muß man die Meynung der Japoner zu Hülfe nehmen, vermöge welcher die menschlichen Seelen zu weilen in die Leiber dieser Thiere verwiesen werden. Aus dieser Ursache hat man zu Camsana in Japon, einen Bonzenorden, welche in einem sehr grossen Verschlage allerley Arten von Thieren unterhalten. Diese locken sie gemeiniglich mit einer Glocke, wenn sie sie füttern wollen, und um die Zeit, da sie hungrig zu seyn pflegen; nach dem sie sich aber satt gefressen haben, so wird ihnen abermal mit derselben geläutet; da sie denn wieder auseinander gehen müssen. In diesen Thieren, sagen die Bonzen, wohnen vielleicht die Seelen grosser Leute, und Helden.

Dem Hirschen erweisen die Japoner zwar keine göttliche Ehre; er gehet aber ganz kühn in ihren Städten umher; und wenn sich jemand unterstünde, ein solches Thier zu tödten, so würde er entweder sehr viele Geldstrafe erlegen müssen, oder, wenn er dieses nicht könnte, gewiß zum Tode verdammet werden.

Der Hund ist bey den Japonern ebenfalls in grosser Hochachtung, denn auf einer jedweden Gasse sammelt man einen gewissen Beytrag, von welchem eine Anzahl dieser Thiere gehalten wird. Werden sie krank, so muß man ihnen in ihren Hütten den nöthigen Beystand leisten; wenn sie aber sterben, sie auf einem Berge, an eben den Orten begraben, welche zu

den Begräbnissen der Menschen bestimmet sind. Niemanden aber ist erlaubt, dieses Vieh zu schlagen, oder Muthwillen an ihm auszulassen; sondern ihre Herren sind nur allein berechtiget, sie gewissermassen zu bessern, wenn sie ungezogen sind. Diese ausschweifende Achtung rührt daher, weil ein gewisser Kaiser in dem Hundsstern gebohren ist. Als daher ein Japoner einen todten Hund einsmals auf einen sehr hohen Berg tragen muste, ihn daselbst zu begraben, und sich über diesen Dienst höchlich beschwerte, so sagte einer von seinen Bekandten zu ihm: „du kanst immer froh „seyn, und es den Göttern verdanken, daß der Kaiser „nicht gar in dem Zeichen eines Pferdes gebohren ist: „denn die Last dieses Thieres würde dir gewiß viel „schwerer auf den Berg zu tragen fallen, als einen „Hund.„

Vom dem JemmaO.

Der JemmaO ist der oberste Höllengott der Japoner. Man stellet ihn auch mit allen solchen Eigenschaften vor, als sie die plumpe Einbildungskraft der Maler nur aushecken kan; seine beyden Richter hat er zu beyden Seiten, deren einer die Verbrechen der Menschen in ein Buch schreibt, der andere aber sie einem Schreiber in die Feder dictiret. Die Wände in dem Tempel des JemmaO sind mit den gräßlichsten malerischen Scheusalen bekleidet: denn man siehet hier nichts, als lauter Strafen, Martern, Pein, Lebensstrafen, welche die verdammten Menschen ausstehen müssen: und man hat sich des fleißigen Zulaufs des Volks, welches täglich vor der Thür dieses Tempels zusammen kömmt, schon vergewissert. In einem

benach-

benachbarten Holze aber pflegen die armen adelichen Personen, welche mehrere Kinder haben, als sie ernähren können, den Ueberfluß derselben auszusetzen.

Von dem Daiboth, oder Daibut.

Diese Gottheit ist eine der allervornehmsten des Reichs, und bedeutet bey den Japonern so viel als der grosse Gott, oder die grosse Gottheit. Es scheint daher, daß dieses der Amida, nur unter einer andern Gestalt sey.

Vor der Thür des Tempels des Daibut erblickt man ein Paar riesenförmige Bildsäulen, welche mit einander zu streiten scheinen. Diese beyden Götzenbilder sind beynahe schwarz, und ganz nackend, ausser, daß sie einen Schurz mitten um dem Leib, übrigens aber Löwenköpfe haben. Derjenige, welcher zur rechten stehet, hat den Rachen aufgesperret, und die Hand ausgestreckt; der aber zur linken hält einen langen Stab nahe an den Leib, so, daß es scheinet, der Stab nebst seinem Leibe wären in der Mitte zurück gebogen. Durch dieses Bild wollen die Japoner die beyden grossen würksamen, und leidenden Urwesen der Natur vorstellen. Hinten in dem Tempel aber steht die Gottheit ganz allein: die Bildsäule ist von ungeheurer Grösse, vergoldet, sitzt auf einer Blume, und reicht mit dem Kopfe bey nahe oben an die Decke des Gewölbes: sie hat sehr grosse Ohren, und krause Haare auf dem Kopfe; vorne auf der Stirne aber trägt sie eine Krone, über einen grossen Flecken, und ihre Schultern so wohl als die Brust sind ganz nackend. Die rechte Hand hat der Daibut in die Höhe gehoben, welche nach der Grube der linken Hand zeiget, die sie

auf den Bauch geleget hat; woraus denn erhellet, daß unter dieser Gottheit nichts anders verstanden wird, als die Natur, ihr Gesicht aber ist mit Strahlen bekleidet, auf welchen verschiedene andere kleine Gottheiten in menschlicher Gestalt, und auf Blumen sitzen.

Von dem Xaca.

Aus dem Xaca haben die Reisenden öfters eine besondere Gottheit gemacht, und sind hierzu durch den Namen Totoge verleitet worden, welcher so viel heißt, als Herr, mit welcher Benennung die Japoner ihn gemeiniglich andeuten. Denn er ist weiter nichts, als ein tugendhafter Mensch gewesen, welcher es aber verdient hat, vergöttert zu werden; ein vortreflicher, ganz ausnehmender Camis, welcher ihrer Erzählung nach, seit länger als zwanzig tausend Jahre auf der Blume Tarate, als dem Throne der Götter sitzet, und das höchste Wesen anbetet, lobet und preiset.

Zu weilen stellet man den Xaca mit drey Köpfen vor; am öftern aber nur unter einer gewöhnlichen menschlichen Gestalt sitzend, mit ausgereckten Händen, und in der Gestalt eines büßenden und betenden Sünders. Um den Hals hat er ein Band von güldenen Muschelschaalen, und welches mit kostbaren Edelgesteinen besetzt ist; an den Armen aber hängen Bänder, Quasten, und Franzen herunter, der Leib aber ist mit einen seidenen Gürtel umgeben. Vor und hinter ihm erblickt man eine güldene Wagschaale, vor ihm aber wird Tag und Nacht allerley Räucherwerk in güldenen Kohlpfannen verbrannt.

Von

Von dem Quanwon.

Dieser Götze ist kein anderer, als der Amida, er sitzet auf einer grossen Taratenblume. Man zählet hundert Arme an ihm, deren jeglicher etwas trägt, welches auf die vielen Erfindungen anspielet, die man dieser Gottheit, und ihren verschiedenen Erscheinungen, zuschreibt. Zween von diesen Armen tragen Kinder, und sind weit über den Kopf erhaben, welchen sechs andere Kinder gleich als Strahlen umgeben. Es würde übrigens ziemlich leicht seyn, eine weitläuftige Erzählung von allen den Werkzeugen beyzubringen, womit die Hände dieser Gottheit gezieret sind; denn sie hält in denselben ein Beil, einen Bogen, Hammer, u. d. gl. so bald man sie also nur ansiehet, so entdecket sich gleich die ganze Anspielung von selbsten.

Von einigen Untergöttern der Japoner.

Der ewige Streit, welcher zwischen der erhabenen Meynung der Menschen von sich selbst, und seiner Schwachheit geführet wird, hat ohnfehlbar den Aberglauben gebohren; diese aber ferner eine Menge von Schutzgottheiten ausgehecket, um dadurch die menschlichen Schwachheiten zu unterstützen.

Von dem Jebis, oder Jebisu.

Jebis war der Bruder des Tensiodaidsin; und dieser ist der Neptun der Japoner. Nach dem derselbe die Gnade des Kaisers verlohren hatte, so wurde er in eine wüste Insel ins Elend verbannet, wo ihn die Fischer und Kaufleute zu ihrem Patrone, und Schutzgott erwählten, und sich in ihren betrübten Umständen

an

an ihn wendeten. Man stellet ihn gemeiniglich auf einem Felsen am Ufer des Meeres vor, so wie er ein Stück Leinwand in der einen, in der andern aber einen Fisch hält.

Von dem Daikoku.

Diese Gottheit ist bey den Japonern eben das, was bey den Alten der Plutus war, denn sie verleihet Reichthümer. Ihre Bildsäule stellet man gemeiniglich in den Tempeln auf einen Ballen Reis, weil dieser bey den Japonern ein Bild des Ueberflusses ist. In der Hand hält sie einen Hammer, und schlägt mit demselben irgend worauf; so bald dieses aber geschiehet, so kommen gleich Schätze, Kleidungen, Lebensmittel, u. d. gl. hervor. Vor derselben aber erblickt man gemeiniglich einen Beutel, oder leeren Sack.

Von dem Toßitoku.

Toßitoku ist ein anderer Gott, welcher über das Glück der Menschen gesetzet ist, diesen rufen die Japoner alsdenn an, wenn sie was unternehmen wollen, vornemlich aber zu Anfange des Jahres; da sie sich denn ganz gewiß darauf verlassen, in ihren Unternehmungen glücklich zu seyn. Man bildet ihn aufrecht auf der Spitze eines Felsen stehend. Er ist von grosser Leibesgestalt, und ziemlich eigensinnigen Mienen. In der Hand hält er einen Fächer, trägt einen langen weiten Rock, dessen Aermel nach Proportion noch viel weiter sind, als der übrige Rock. Ueberdieses hat er auch einen langen Bart, der nicht wohl ausgekämmet ist: seine Ohren sind sehr platt, und breit; seine ganze Gestalt aber häßlich und abscheulich.

Von

Von dem Giwon, Fottei, Suwa, und andern.

Fottei ist der Gott des Vergnügens, und der Annehmlichkeiten des Lebens. Er verleihet gemeiniglich Gesundheit, Kinder, und dergleichen. Giwon ist aber über die Kinderpocken gesetzt, vor welche er die Menschen bewahret; Suwa der Gott der Jäger; Fatzman, oder Faciman der Gott des Krieges: Jakuri endlich der Arzeneygott.

Darma.

Die Jahrbücher der Japoner berichten, daß Darma gegen das Jahr fünfhundert neunzehn nach Christi Geburt gelebt habe. Er ist derjenige Gott, welchem wir die Kenntniß derjenigen Staude zu verdanken haben, auf welcher der Thee wächst: weswegen denn die Schriftsteller nachfolgendes von ihm berichten: Darma war der Prinz eines Indianischen Königes, sein Leben war ein beständiges Gewebe von allerley Wunderwerken, und guten Handlungen. Er ist der acht und zwanzigste Nachfolger des Siaka. Seine Lehren unterstützte er unter den Japonern durch sehr strenge Sitten und Beyspiele ganz ungemeiner Casteyungen. Er widmete sich ganz und gar den innerlichen Betrachtungen, und that ein Gelübde, nicht ferner zu schlafen; wie wir solches bereits angemerkt haben. Als ihm aber endlich die Natur gar zu sehr zusetzte, so schlief er dennoch ein. Hier über gerieth Darma in Verzweifelung, weil er seine Gelübde wider seinen Willen gebrochen hatte. Er schnitte sich daher die Augenlieder ab, und warf sie weit von sich weg; um

diesen

diesen Fehler niemals wieder zu begehen, und das Andenken dieser That ist die Ursache, daß man ihn jederzeit ohne Augenlieder malt. Weil er nun den Tag drauf von ohngefehr wieder an eben den Ort gieng, wo er diese That verrichtet hatte; so wurde er gewahr, daß sich seine beyden Augenlieder in zwo solche Stauden verwandelt hatten, auf welchen der Thee wächst, und die man bis dahin nicht gekannt hatte. Darma kostete die Blätter dieser Stauden, und bemerkte, daß sie seinen Geist munter erhielten, den Verstand stärkten, und sein Gemüth zum Nachdenken viel geschickter machten. Von dieser Entdeckung gab er seinen Schülern Nachricht: von welcher Zeit an denn das Theetrinken durch das ganze Reich in Gebrauch kommen ist. Man stellet den Darma gemeiniglich mitten im Wasser vor, und Rohr unter seinen Füssen; weil man von ihm sagt, daß er auf demselben über Flüsse, und Meere gegangen sey.

Von dem Ingen.

Diese ist eine von den allerneuesten Gottheiten der Japoner. Ingen stammet eigentlich aus China her: gegen das sechs hundert drey und funfzigste Jahr, als das Christenthum unter den Japonern blühete, kam er eben dahin, um sich demselben zu widersetzen. Die Budsoisten nahmen ihn mit sehr vieler Hochachtung auf: eine ausnehmende Dürre drückte damals das ganze platte Land, und das Volk bath diesen heiligen Mann inständig, er möchte doch das Kitoo beten, daß dieselbe aufhörete. Kitoo aber ist dasjenige Gebet, welches man in den äussersten Nöthen herzusagen pflegt, oder die Litaney der Japoner. Der bescheidene Ingen

antwor-

antwortete, daß er sich nicht so hoch und rein schätzte, daß er den Amida durch sein Kitoo besänftigen könnte: indessen gieng er doch daran, ließ sich auf einen sehr hohen Berg bringen, und betete daselbst sein Kitoo her. Den Tag darauf regnete es so stark, daß das Wasser alle Brücken vor Meaco wegriß, und eine abscheuliche Verwüstung anrichtete. Ueber dieses Wunder machten die Budsoisten ein greuliches Geschrey: die Syndosiviſten aber sagen, das Wunder habe seine rechtmäßigen Grenzen überschritten. Indessen aber ist dieses die Ursache, weswegen man dem Ingen Tempel erbauet hat.

Von den Tempeln, oder Pagoden der Japoner.

Weil die Anzahl der Gottheiten unter den Japonern sehr groß ist, und man keine Gottheit erkennet, der man nicht einen Tempel errichtet; so ist die Menge der Tempel, und Capellen fast eben so groß, als die Anzahl der Häuser. Es ist daher ganz gewöhnlich, in dergleichen vortreflichen Gebäuden bis auf hundert Säulen von Cedernholze, und marmorner Bildsäulen von ungemeiner Grösse, und Höhe zu sehen.

Die Menge der güldenen, und silbernen Lampen aber ist gar nicht zu zählen. Die meisten Tempel aber liegen ein wenig erhöhet, und etwas über denjenigen Boden erhaben, welcher zu einem schmutzigen Gebrauch dienet. Diejenigen, welche der Sintos-Secte zugehören, sind ganz ohne Kunst, und nach dem Muster desjenigen Tempels gebauet, von welchen man glaubt, daß der Isanami, oder der letzte der sieben himmlischen grossen Geister, und Vater des Tensiodaidsin,

seine Wohnung darinnen habe. Wenn man das Gebäude dieses Tempels beschreibt, so hat man sie dadurch alle beschrieben.

Die Bauart dieses Tempels ist sehr sinnreich, und fast unnachahmlich: denn die Schwere und Verbindung aller seiner Balken giebt ihm eine solche Vestigkeit, daß auch das allerheftigste Erdbeben dieselbe nicht überwinden, oder ihn einstürzen kan. Ein grosser breiter Gang von Cypressenholze, welcher mit einer papiernen Thür verschlossen wird, auf welche mit güldnen Buchstaben der Nahme desjenigen Gottes geschrieben stehet, welchem der Tempel gewidmet ist, zeiget von seiner Heiligkeit. Bey dem Eingange des Tempels aber bemerkt man eine breite Glocke, auf welche man schlagen muß, um dadurch dem Gotte zu verstehen zu geben, daß man bereit sey, ihn anzubeten. Das Gebäude ist ohne Kunst, und eben so hoch als breit. Weil man nun nicht in das innerste hineinkommt, so stehet ein Spiegel, dergestalt, daß, wenn man durch ein Fenster hineinsiehet, man sich darinnen sehen kan. Neben dem Tempel ist ein gewisses Vorgemach, wo sich die Hüter desselben in gewissen Feyerkleidern aufhalten.

Von dem Tempel der drey und dreyßig tausend dreyhundert drey und dreyßig Gottheiten.

Dieser Tempel ist zu Meaco, und nach den Berichten dererjenigen Verfasser, welche in ihrer Beschreibung desselben nicht vollkommen genau übereinstimmen, ist er eins von den allerprächtigsten, und kostbarsten Gebäuden in ganz Japon. Unter einem prächtigen Verdecke

decke erblicket man die riesenförmige Bildsäule des Götzen mit Ohrengehängen, einem kahlen Kopfe, und beschornen Barte. Dieses muß entweder der Amida seyn, oder dessen Sohn Canon. Um denselben stehen sechzehen schwarze Halbgötter, deren Leibesgrösse höher ist, als die natürliche. Zur rechten, und linken Seite erblicket man ferner zwo Reihen, vergoldeter und aufrechts stehender Götzenbilder, deren jedes eine grosse Menge Arme, und sieben Köpfe auf der Brust hat. Die vielen Arme bedeuten die Gewalt einer solchen Gottheit; eine andere Reihe derselben aber an jedweder Seite ist abermal über die erstere gestellet. Ausser diesen befinden sich noch verschiedene Bildsäulen bewafneter Leute, und andere in riesenmäßiger Grösse in diesem Tempel. Das Gold blitzt an allen Seiten, und einige unter diesen Götzenbildern sind gar von gediegenem Golde.

Eilftes Hauptstück.

Von dem Aberglauben der Japoner.

Wir haben in den vorhergehenden Hauptstücken etwas von dem Aberglauben der Japoner berührt. Wenn wir nun diese Materie erschöpfen wollten, so müßten wir noch sehr vieles hinzufügen. Um aber von der Schwärmerey dieses Volks einen desto vollkommenern Begrif zu geben, so wollen wir doch noch einige Beyspiele beyfügen, aus welchen man sich denselben bilden kan.

Viele von diesen Götzendienern pflegen des Morgens früh in der allerstärksten Kälte des Winters,

sich auf den Kopf über zweyhundert Tropfen Wasser aus einer gefrornen Flasche tröpfeln zu lassen; und das Verdienst dieses Verfahrens bestehet darinnen, daß sie nicht das geringste Merkmal des Schmerzens von sich merken lassen, oder im geringsten dabey zittern, oder mit den Zähnen knirschen.

Andere übernehmen die allerbeschwerlichsten Wahlfahrten; gehen dabey ganz nackend, ausser, daß sie einen Schurz mitten um dem Leibe und denselben mit ein bisgen Stroh bewickelt haben. Diese Schwärmer gehen gemeiniglich die allerrauhesten und ungebähntesten Wege mitten durch Dornen und Disteln, und trotzen in diesem Zustande der Kälte, dem Regen, und brennenden Sonnenhitze. Es kan sie auch in diesen ihren Beginnen nichts zurück halten; und so wie sie über den ganzen Leib ganz zerritzt, und blutig sind, so schätzen sie sichs allemal für ein Glück, wenn sie nur den Gipfel desjenigen Berges erreichen können, auf welchen der Tempel ihres Götzenbildes liegt.

Von der ausländischen Wahlfarth der Japoner.

Die Bonzen von der Xacasecte, welche man gemeiniglich Xamabagis nennet, nehmen sehr oft Wahlfahrten vor, und diesem ihren Beyspiele folgen auch die frommen Seelen der erwähnten Secte ebenfalls. Hiervon aber müssen wir nothwendig eine ausführlichere Nachricht ertheilen.

Zu einer gewissen Jahreszeit versammeln sich ohngefehr zweyhundert Pilgrime in der Stadt Nara, welche acht Meilen von Meaco liegt. Der Weg aber,

aber, welchen sie bis zu dem Tempel, den sie besuchen wollen, zurück legen müssen, beträgt ohngefehr fünf und siebzig Meilen. Anstatt aber, daß sie die gebahnten Wege, und Heerstrassen wandern sollten, so gehen sie in die Holzungen, und gerades Wegs über die steilsten Thäler, und Berge; so, daß auch der allergesundeste, und gesetzteste Wanderer nicht mehr, als täglich höchstens eine Meile auf einen solchen Wege zurücklegen kan. Um sich nun diesen Weg recht sauer zu machen, so wandern sie ganz nackend, und müssen überdieses noch denjenigen Vorrath an Reis mit sich tragen, welchen sie auf der Reise zu ihrem Unterhalte nöthig haben. Sie verzehren zwar davon täglich nicht viel, und dürfen auch nicht mehr davon verzehren, als so viel, als sie in der hohlen Hand fassen können, weswegen ihnen denn eben diese Last so beschwerlich nicht seyn kan. Ausser diesem Lebensmittel nehmen sie täglich noch ohngefehr so viel Wasser zu sich, als drey Theetassen voll betrift. Während den ersten acht Tagen auf dieser ihrer Reise aber müssen sie noch darzu das Getränk mit sich tragen; denn in diesen Wüsten finden sie keinen Tropfen. Zu weilen geschiehet es auch, daß ihnen das Wasser verdirbt, und die Pilgrime dergestalt schwach und abgezehrt werden, daß sie beynahe des Todes sind; als denn aber verlässet man sie ohne das geringste Mitleiden, und diejenigen, welche noch können, setzen ihren Weg immer fort, ohne sich um die Kranken, Schwachen, und Zurückgebliebenen zu bekümmern.

Acht Meilen von Nara kommen sie an den Fuß von einem Gebürge, wo sie gewisse wilde Bonzen zu sich nehmen, die ihnen den Weg durch eine andere

Strecke von acht Meilen weisen müssen, durch welche, wegen der steilen Berge, und Thäler, eben so übel durchzukommen ist: und diese Bonzen nennet man Genguis. Alsdenn gelangen sie zu andern Bonzen, die noch ungleich wilder sind, als die erwehnte, und Goguis genennet werden, welche nunmehro die Führer der Reisegesellschaft werden. Diese Bonzen hält man gemeiniglich für ganz ausserordentliche Leute, denn sie haben gar keine gewisse Wohnungen, wenigstens weiß man sie nicht. Ihre Lebensart ist sehr mäßig, und strenge; sie sehen ganz wild, und scheußlich aus, sind aber dabey so geschwind, wie die Hirsche, und der gemeine Mann glaubt gemeiniglich, daß sie einen vertrauten Umgang mit den Teufeln haben. Nichts destoweniger aber werden sie doch zugleich für Freunde, und Vertraute des Gottes Xaca gehalten.

So bald nun diese Bonzen die Anführung über die Reisegesellschaft dieser Pilgrime unternommen haben, so legen sie ihnen sogleich ein sehr strenges Fasten auf, und befehlen dabey, durchaus kein Wort zu sprechen. Uebertritt nun jemand unterwegens diesen Befehl, so wird er so gleich ergriffen, und an einen Baum gebunden, an welchem er ohne Gnade, und in Verzweiflung sterben muß. In diesem Zustande würde kein Sohn seinem Vater zu Hülfe kommen, und ein Vater das Leben seines Sohnes eben so wenig retten.

So bald sie nun die Hälfte des Weges zurück gelegt haben, so versammeln die Bonzen alle Pilgrime auf einem grossen Felde; daselbst muß ein jedweder die Hände creutzweis über einander legen, sich niedersetzen, den Mund auf die Knie legen, und in diesem

Zustande

Zustande vier und zwanzig Stunden sitzen bleiben; sich während dieser Zeit genau untersuchen, und auf alle die Fehler besinnen, die er auf der letzten Reise seiner Pilgrimschaft begangen hat. Würde nun einer unter ihnen hierbey die geringste Zerstreuung von sich merken lassen, so hätte er nichts so gewiß zu gewarten, als derbe Stockschläge. Nachdem nun diese Untersuchung des Gewissens geschehen ist, so wandern sie weiter fort. Endlich aber erblicken sie das Ziel ihrer Reise auf einen sehr hohen, und steilen Felsen, welcher mit andern hohen Bergen rund umher umgeben ist. Auf den Gipfel dieses abscheulichen Felsens haben die Goguis eine Maschine errichtet, durch welche sie einen langen eisernen Stab gestecket haben, an welchem eine grosse Wage hängt. In eine dieser Wagschaalen, legt man einen Pilgrim nach den andern, und in die andere ein eben so schweres Gegengewicht. In diesem Zustande hebt man den eisernen Stab in die Höhe, und der Pilgrim schwebt alsdenn über einen sehr tiefen Abgrunde: die übrigen aber sitzen von ferne an besondern Oertern auf den Bergen. In diesem Zustande muß der Büssende mit lauter und vernehmlicher Stimme alle diejenigen Sünden bekennen, deren er sich schuldig weis: und wenn die Bonzen merken, daß er sich nur im Geringsten weigert, oder seine Fehler zu entschuldigen sucht; so erschüttern sie den eisernen Stab, woran er hängt, und lassen ihn in den Abgrund fallen. Nachdem diese Probe geschehen ist, so gehen alle Pilgrime in Procession zu dem Tempel des Xaca, dessen Bildsäule, von gediegenen Golde ist. Hier verrichten sie ihr Gebet, halten sich daselbst fünf und

zwanzig Tage auf, und besuchen die Capellen, welche rund umher in den Gebürgen liegen. Alsdenn machen sie ihren Führern ein Geschenk von einigen Stücken Geld, kehren wieder voller Freude zurück nach Hause, und feyern diese Zurückkunft mit einem Schmause.

Von den guten und bösen Tagen.

Die Japoner fangen niemals etwas an, oder nehmen eine Reise vor, ohne das Register der guten, und bösen Tage zu Rathe zu ziehen. Dieses Buch ist von einen berühmten Sterndeuter Nahmens Seimei verfaßt worden. Dieser gelehrte Mann hat in dasselbige alles hineingebracht, waß nur den Einfluß der Sterne, allerley Vorbereitungen, Ahndungen, und andere astrologische, und prophezeyhende Thorheiten betrift, mit welchen er reichlich angefüllet war. Mithin war es freylich nöthig, daß man die Geburt dieses Mannes mit einer gewissen übernatürlichen Begebenheit zu erheben suchte. Man erzählet daher von ihm: sein Vater sey ein König, seine Mutter aber eine Füchsin gewesen, welche, als sie von den Jägern hart verfolget worden wäre, zu diesem Prinzen ihre Zuflucht genommen hätte. Der Fuchs war von dem Fee-Orden oder verwünscht, er beraubte sich seiner Haut, und wurde darauf ein überaus schönes Frauenzimmer: welche der König heyrathete, und mit ihr diesen Sterndeuter Seimei zeugte. Er ist der Erfinder gewisser Geheimnißvollen Wörter, durch welche man alle mögliche Zufälle abwenden kan. Diese Wörter brachte er in einen einzigen Vers: und zwar zur Bequemlichkeit derjenigen

gen andächtigen Personen, welche sie an den unglücklichen Tagen herbeten wollen.

Von den Betrügereyen der Bonzen.

Die Bonzen haben eine Gesellschaft erfunden, die gewiß alle Hochachtung verdiente, wenn nicht Aberglaube, und Betrug der Hauptgrund wäre, auf welchen sie beruhete. Sie nehmen bürgerliche, und adeliche unter sich auf: die Reichen aber sind diejenigen vornehmlich, auf welche sie ihr Augenmerk richten, und sie an sich zu ziehen suchen. Diese Gesellschaften kommen an gewissen bestimmten Tagen zusammen, und verrichten gewisse Gebether, welche darzu dienen sollen, daß ihre Angehörigen, und Freunde dadurch eine Erleichterung in den Quaalen jener Welt erhalten. Die, welche zu der Gesellschaft gehören, müssen sich einander in ihren Bedürfnissen beystehen, und dieses zu unterlassen ist bey ihnen ein hartes Verbrechen. Ihre Todten begraben sie unter einander selbst, und diejenigen, welche in grosser Armuth starben, werden von den reichlichen Allmosen, die die Gesellschaft zusammen bringt, begraben. Wenn ein Frommer in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden verlangt, so fragt man ihn; ob er sich auch anheischig mache, in dem Falle, da jemand in der Gesellschaft stirbt, nach allen seinen Vermögen zu dessen Begräbnisse beyzutragen? Weigert er sich nun; so wird er nicht aufgenommen. Diese Hochachtung, oder andächtiges Betragen ist in der That ein solcher Schatz, oder Quelle des Reichthums für die Bonzen, welche niemals austrocknet: sie wissen furchtsame, und schwache Leute mit solchen erschrecklichen

Gemälden zu ängstigen, welche die Quaal in jenem Leben vorstellen, daß es kaum zu glauben ist, und hören nicht auf, eine solche Unruhe in ihren Gemüthe zu erregen, als bis ihr elender Zustand von der Art ist, daß sie alle Hofnung aufgeben, und in einer vollkommenen Verzweiflung sind.

Eben diese Bonzen verkaufen auch dem Volke allerley geweyhte Zettel, welche die Kraft haben sollen, die Teufel zu vertreiben. Das besonderste, und artigste aber hierbey ist dieses, daß sie die Leichtgläubigen bey diesem Kaufe zu überreden suchen, sie könnten auf diese Zettel Summen Geld mit grossen Zinsen unter dem Versprechen aufborgen, es in jenem Leben wieder zu bezahlen. Weswegen denn derjenige, welcher das Geld darauf geliehen hat, alsdenn, wenn er sterben will, die Umstehenden bittet, daß sie ihm ja die Zettel in seinen Sarg legen möchten; damit er sich das darauf geliehene Geld in der andern Welt könne wieder bezahlen lassen.

Die Bonzen laden auch ihre bußfertigen Seelen sehr stark ein, einen gewissen doppelten Rosenkranz, jeglichen deren von dreyßig bis vierzig Kügelchen, durch zu beten. Dieses aber müssen sie achthundert mal thun, aus der Ursache, weil es achthundert verschiedene Sünden giebt, wodurch der Mensch verunreiniget wird; wider welche sich aber die rechtgläubigen Japoner täglich durch das Gebet sichern müssen.

Wenn man bey einen Kranken alle Hofnung der Genesung aufgegeben hat, und sich die gewöhnlichen Aerzte seiner nicht mehr annehmen wollen, so läßt man die Jammabos kommen, welche ebenfalls eine gewisse Art von Bonzen sind, und von denen wir bereits im

vorher-

vorhergehenden gehandelt haben. Der Vornehmste unter den Jammabos höret mit grosser Achtsamkeit alles dasjenige an, was ihm der Kranke von seinem Zustande zu erzählen im Stande ist; und schreibt, während dieser Unterhaltung, einige Zeichen auf ein Stück Papier. Diese Zeichen beziehen sich auf den Zustand des Kranken, und die Zufälle, die mit seiner Krankheit verknüpft sind. Nachdem nun diese Untersuchung angestellet ist, so legt der Bonze dieses Papier auf den Altar, welcher vor seinem Götzenbilde stehet; und nachdem er hier einige abergläubige Gebräuche vorgenommen hat, so erlangt der Zettel von dem Götzen die Kraft, die Krankheit zu heilen, und den Kranken wieder gesund zu machen. Alsdenn macht man aus diesem Papiere lauter kleine Pillen, welche der Sterbende morgensfrüh nüchtern mit einem Glase frischen klaren Wasser einnehmen muß. Dieses Wasser aber muß entweder, wie es die Jammabos haben wollen, und vorschreiben gegen Norden, oder Süden geschöpft seyn. Stirbt nun der Kranke noch eher, als er diese Pillen eingenommen hat, so dient ihm doch diese seine Zuversicht, und der Zettel in jenem Leben.

Die Jammabos treiben auch Teufel aus, und geben vor, daß sie deren würklich bey sich hätten, welche aber, weil sie gar sehr gezähmt, und artig wären, bey ihnen die Stelle der Dienstbothen vertreten müßten. Ihr zauberisches Verfahren aber, wenn sie die bösen Geister vertreiben, und die Krankheit heilen wollen, ist ziemlich seltsam. „Dieses ist in der That,„ „pflegen sie gemeiniglich zu sagen,„ eine ausnehmende „angenehme Würkung, und die allergeheimnißvollste, „die nur in ihren Vermögen sey. Denn man muß die

„Hände zusammen, und dergestalt in die Höhe halten, „daß der Mittelfinger der einen Hand gerade gegen „den Mittelfinger der andern stehe. Die übrigen „Finger aber müssen dergestalt übereinander liegen, „daß sie zu den vier Hauptgegenden der Welt, und „die vier vornehmsten Götter ihrer drey und dreyßig „Himmel gerichtet sind. Die beyden gerade und „parallel mit einander aufgerichteten Finger zeigen „die Krankheiten, und Geister an.„ Diese ernsthaften Leute unterrichten auch, welche denn die bösen Geister sind, die diesen, oder jenen besitzen; ferner, wie man es anfangen müsse, wenn man sie vertreiben wolle. Endlich bedeutet die Lage dieser Finger, von welcher wir eben geredet haben, den Fudo. Dieser Fudo war einer von den Lehrern ihres Ordens, welcher unter unzähligen Casteyungen auch diese gewählt hatte, daß er sich ganz nackend zu einem starken Feuer setzte; aber dadurch nicht verletzet wurde. Daher kan man sich leicht einbilden, daß der Fudo die Kraft besessen habe, gewaltsame Würkungen des Feuers entweder zu vernichten, oder es zu zwingen, daß es würken mußte, nachdem er es seinem Eigennutze zuträglich erachtet hat. Aus dieser Ursache läßt man vor dem Fudo beständig eine Lampe mit Inari-Oele brennen. Inari aber heist bey ihnen so viel, als eine giftige Wassereydexe.

Wenn man sich wegen einer Anklage durch den Eyd rechtfertigen will, so muß solches durch dem Fudo geschehen. Der Fudo wird alsdenn in eine grosse Kohlpfanne gesetzet, und die Probe muß in dem Hause geschehen, wo die That verübet ist. Zuerst verrichtet der Jammabos einige Beschwörungen,

spricht

spricht einige unverständliche Wörter, und läßt den Beklagten mit blossen Füssen dreymal über glühende Kohlen gehen. Wenn er nun zurück kommt, ohne, daß ihm das Feuer einigen Schaden an der Haut zugefüget hat, so wird er für unschuldig erklärt.

In diesem Falle brauchen die Jammabos zuweilen das Kumano-goo. Goo aber ist ein Papier, auf welches sie verschiedene Characteres, oder Figuren schreiben, wie zum Exempel Raaben, und andere Vögel, die keine gute Bedeutung haben. Dieses ist ein zuverläßiges Präservativ wider die Gewalt der Teufel; das allervorzüglichste unter diesen Blättern, oder Zetteln, kommt von einem gewissen Orte, Namens Khumano, von welchem es auch den Namen hat. Die Art aber, die Goos bey den Proben zu gebrauchen, bestehet darinnen, daß man den Beklagten ein Stückgen davon mit Wasser einnehmen läßt. Ist er nun schuldig, so verursacht ihm das Goo ungemeine Schmerzen in dem Unterleibe, und Eingeweiden, die nicht eher aufhören, als bis er das Verbrechen gestehet.

Man findet auch in Japon noch eine andere Art der Gesellschaft von Bonzen, welche einen gewissen, Namens Cambadoxi, einen Schüler der Xaca, für ihren Lehrer erkennen. Dieser Cambadoxi ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein grosser Betrüger, und unverschämter Bösewicht gewesen. Seine Anhänger aber sagen, er sey ein geschickter Zauberer, und vermittelst gewisser geheimnißvoller Wörter, im Stande gewesen, die Teufel zu zwingen, daß sie ihm gehorchen, und auf alle seine Fragen haben Antwort geben müssen. Von diesen haben sie die Kraft gelernt, die

Höllischen Geister zu citiren. Als nun Cambadoxi endlich gemerkt hat, daß das Ende seines Lebens herannahete, so hat er sich, unter dem Vorwand, in einer Höhle einsperren lassen, sich daselbst schlafen zu legen. Als man gethan hatte, was er verlanget, so hat er sich kurz vorher, als er den Geist aufgegeben, noch gegen seine Schüler verlauten lassen, er würde schon an einem gewissen Tage wieder aufstehen, diejenigen Boshaften zu strafen, welche seiner Lehre widersprochen hätten.

Diese Bonzen glauben übrigens steif und fest, daß ihr Lehrer nicht gestorben ist; sondern daß er sich blos wegen Müdigkeit, und Verdruß über die verkehrten Menschen, in diese Höhle habe einsperren lassen, in welche sich bisher noch niemand gewagt habe, um in derselben zu beten, und sich seinen tiefsinnigen Betrachtungen zu überlassen. Indessen hat man nicht ermangelt, dem Cambadoxi Tempel zu erbauen. Seine Schüler sind in drey Classen getheilet; die erste widmet sich dem Dienste der Götzen, und ist am wenigsten zahlreich; die zwote thut Kriegsdienste; und die dritte schmiedet Waffen. Die Anzahl dieser Bonzen ist auch so stark, daß in Zeit von vier Stunden, wenn eine gewisse Glocke gelautet wird, die man in der Ferne hören kan, eine Armee von dreyßigtausend Mann auf den Beinen seyn kan. Dieses ist die Ursache, wodurch die Kaiser genöthiget werden, diese Leute in guter Gesinnung zu erhalten, und ihnen öfters Geschenke zu machen. Man erzählet auch von ihnen, daß sie zuweilen ihre Sache unter einander mit dem Säbel in der Faust entscheiden, und dennoch sich ein Gewissen draus machen, einen Wurm zu zertreten, oder eine Fliege todt

zu schlagen; aber keine Schwierigkeit machen, ohne Bedenken einander zu ermorden; blos um ihre Meynung zu vertheidigen.

Unter die thörichten abergläubigen Gewohnheiten der Japoner müssen wir auch nachfolgende rechnen. Neben einem gewissen Götzentempel befindet sich ein kleiner Fluß, welcher so voller Fische ist, daß sie einander an das Ufer des Wassers treiben. Ihr Leben aber haben sie der Besorgniß abergläubiger, schwacher, und frommer Leute zu verdanken, welche glauben, sie würden aussätzig, wenn sie einen dieser Fische tödeten.

Ja sie haben so gar gewisse blose eingebildete Thiere, wie z. E. den Kirin, und Suo, welche sich, wie sie sagen, auf dem Erdboden niemals zeigen, ausser wenn gewisse vornehme Personen gebohren werden sollen. Neben einen gewissen Berge, Namens Unsen einige Meilen von Simabara trift man einige Quellen an, deren einige kalt, andere warm, und so gar siedend sind. Sie dienen darzu, gewisse Krankheiten zu heilen; die Bonzen in diesen Gegenden aber haben die Kunst verstanden, sich dieselben noch auf eine andere Art zu Nutze zu machen. Denn sie binden den Leuten auf, daß diese Quellen eben so viele Fegefeuer wären; und haben ihnen, nach der Verschiedenheit ihres Wassers, verschiedene Namen gegeben; jegliche aber von diesen Quellen einem gewissen Handwerke, oder einer Kunst geweihet. Die Bierbrauer, Betrüger, und Diebe, sind unten in dem Grunde einer moderichten Quelle; die Köche und Zuckerbacker, in einer andern, deren Wasser sich durch seinen weissen Schaum unterscheidet: die Zänker, und Spötter aber in einer solchen, die ein

grosses

grosses Geräusch macht. Auf diese Weise betrügen sie das Volk, und ziehen unter dem Vorwande grosse Geldsummen von ihnen, sie von ihren Sünden zu erlösen.

Zwölftes Hauptstück.

Von den Predigten, Opfern, Processionen, und Festen der Japoner.

Von den Predigten.

Die Tage, in welchen sich die Japoner in ihren Tempeln versammeln, sind in ihren Kalendern zu diesen Zusammenkünften ausgezeichnet. Eine gewisse Glocke dient darzu, die Stunden des Tages anzudeuten, so wohl wenn sie zum Gebete zusammen kommen, als auch der Predigt beywohnen sollen. Diese Ermahnungen aber haben keinen andern Zweck, als blos die Besserung der Sitten zu befördern. Der Bonze setzt sich auf einem hohen Stuhl dem Götzenbilde zur Seite, welches vornemlich der Patron seines Ordens ist, und vor welchen, die Andächtigen, wenn sie hineinkommen, ihre Opfer niederlegen müssen. Ueber den Stuhle befindet sich ein Verdeck, und zu beyden Seiten zwo brennende Lampen. Vor dem Stuhle, aber etwas niedriger, ist eine Erhöhung über der Erde, wo die jungen Bonzen sitzen. Der Redner hat einen sehr grossen Huth auf dem Kopfe, welcher einem Sonnenschirme sehr ähnlich ist, in der Hand aber einen Fächer. Wenn er anfangen will zu reden, so denkt er erst der Sache nach, besinnt sich recht, und

schellet

schellet mit einer Glocke, die vor ihm stehet, damit jedermann stille seyn möge. Alsdenn schlägt er ein Buch auf, welches auf einem Pulte liegt; liest aus demselben mit lauter Stimme einen Text her, und erklärt ihn so ziemlich ordentlich. Der Beschluß dieser Rede bestehet gemeiniglich darinnen: „ein frommer, und „rechtglaubiger muß gar niemals das opfern, und „den fleißigen Besuch der Klöster unterlassen. Denn „hier befinden sich diejenigen, welche ihn durch ihr „Gebet, und gute Werke wieder mit den Göttern „aussöhnen.„

Von den Opfern.

Diesen Tittel können wir in aller Kürze abhandeln. Denn alle Opfer der Japoner bestehen darinne, daß sie auf einen erhabenen, einem Altare gleichenden und vor verschiedenen Götzenbildern gestelleten Tische, allerley Räucherwerk verbrennen. Bey den Hochzeiten aber opfert man zu weilen demjenigen Gott, welcher über die Hochzeiten gesetzt ist, wohl ein paar Ochsen.

Von den Festen.

Die meisten Feste, welche bey den Chinesern gefeyert werden, haben alle Secten mit einander gemein, oder wenigstens nehmen alle an den Lustbarkeiten mit Antheil, welche auf diese andächtige Uebungen folgen. Die Feste der Sintos sind bestimmet: einige derselben fallen jegliche Monate, andere aber nur jährlich. Ja es giebt auch einige, welche jegliche Monate dreymal gefeyert werden, zu Anfange, in der Mitte, und den letzten Tag des abnehmenden Mondes. Das erste Fest wird mit lauter Complimenten, und Besuchen

gefeyert;

gefeyert; das letztere wird auf eben die Art zugebracht, und das dem funfzehenten des Monats ist vornemlich ein hoher Feyertag. Die Sinros haben jährlich fünf Feste; den ersten Tag im Jahre; den dritten Tag des dritten Monats; den fünften des fünften Monats; den siebenten des siebenten; und neunten des neunten Monats. Der Aberglaube der unglücklichen Tage ist die Ursache, daß sie ihre Feste an lauter ungeraden Tagen feyern, und weil die Japoner dafür halten, daß die ungleichen Tage für sie die unglücklichsten sind, so bringen sie dieselben in lauter Ergötzlichkeiten, und der vesten Versicherung zu, daß die Götter an denenselben an allen Vergnüglichkeiten mit Antheil nehmen, welche sie sich an denenselben machen, und von welchen sie so zu sagen erfüllet sind.

Von dem Feste des Jahrstages, oder dem Songuatz.

Der erste Tag des Jahres wird bey den Japonern sehr feyerlich begangen. Man stattet an denselben lauter wechselsweise Besuche, und Complimente wegen des glücklichen Anfangs des Jahres ab. Ein jeder beschenkt seine Angehörigen, und Freunde, und die ganze Nation versammelt sich in den Tempel, und bringet ihren Götzen Opfer. An diesem Tage stehet man sehr frühe auf, ziehet seine besten Kleider an, und gehet zu seinen Gönnern, Anverwandten und Freunden, und stattet denselben mit einer tiefen Verbeugung seinen Glückwunsch ab, wie es die Feyerlichkeit des Tages erfordert. Man überreicht ihnen eine Schachtel, in welchen zwey, oder drey Fächer liegen, und ein Stück Fleisch von der *Lauris maurina*, welches trocken, und

an

an die Fächer gebunden ist, nebst dem Namen desjenigen auf die Schachtel geschrieben, welcher es darreicht, damit derjenige, welcher es haben soll, so gleich weiß, woher es kommt; wenn er etwan nicht zu Hause wäre, und man es seinen Bedienten zuruck lassen wollte. Dieses Stück Fleisch aber dienet darzu, um die Japoner an die Mäßigkeit und die Armuth ihrer Vorfahren wieder zu erinnern, welche fast blos von dem Fleische der Seemuscheln lebten. Bey den vornehmen Herren, und Standespersonen findet man gemeiniglich einen Bedienten unten im Hause, welcher den Namen aufschreibt, und das Geschenk dessen in Empfang nimmt, der es bringt. Diese Besuche aber dauern nur drey Tage; der ganze Monat aber wird damit zugebracht, daß man allerley Ergötzlichkeiten vornimmt.

Von dem Frühlingsfeste.

Dieses Fest, an welchen die ganze Nation Antheil nimmt, wird vornemlich von den jungen Mädgen gefeyert, welchen ihre Aeltern eine feyerliche Lustbarkeit in ihrem Hause machen; hierzu aber ihre nächsten und besten Freunde einladen. Man macht zu diesem Feste eins der besten Zimmer ganz prächtig zu rechte, und setzt auf viereckigte Tafeln prächtige Puppen und Marionetten. Diese Marionetten sind gewönlichermassen prächtig angekleidet, und stellen den Hof des Dairi vor. Eine jedwede Puppe hat ihren eigenen Tisch, auf welchen ihnen die jungen Töchter verschiedene Gerichte vorsetzen: alsdenn aber bemühen sie sich auch, der Gesellschaft aufzuwarten; man muß aber merken, daß sie niemanden etwas vorsetzen, als von

eben diesen Gerichten, welche sie ihren Marionetten aufgetragen haben. Die Ursache hiervon ist vermuthlich, wie ich glaube, weil diese Kinder an dem Glücke ihrer Puppen mit Antheil nehmen.

Von dem Wasserfeste.

Während diesem Feste, welches der Knaben wegen gefeyert wird, sind die Flüsse, Canäle, Seeküsten ganz und gar mit kleinen bemalten, vergoldeten, und mit Blumenkränzen gezierten Fahrzeugen so zusagen bedeckt. Die jungen Leute üben sich, dieselben mit möglichster Geschwindigkeit zu regieren, sich unter diejenigen geschickt zu mischen, welche sich bemühen, um einen gewissen Preis mit einander zu streiten, und hierinne ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Während dieser Lustbarkeit erschallt die Luft von dem Namen des Peirum, zu dessen Ehre das Fest angeordnet worden ist. Mit dem Ursprunge desselben aber hat es nachfolgende Bewandniß, und man siehet leicht, daß er von einer Chinesischen Art sey.

Vor Zeiten regierte dieser Peirum in einer Insel, welche nicht weit von Formosa liegt. Seine Einwohner waren reich, glückselig, und trieben eine sehr starke Handlung mit Porcellain; allein der Ueberfluß, welcher fast jederzeit eine Mutter der Faulheit, und Schwester aller Laster ist, verdarb dieses Volk gar bald. Es wurde träge, weibisch, und zu den gröſten Lastern aufgelegt; es verachtete die Götter und übte an ihnen allen Frevel aus. Hierüber wurden die Götter zornig, faßten den Entschluß, die Insel unter Wasser zu setzen, und alle ihre Einwohner zu ersäufen. Peirum aber, hat auf keine Weise Antheil an ihren Sünden genommen;

men; sondern er ehrte die Götter; und diese, um ihm dargegen wiederum Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, suchten ihn nebst seiner Familie zu erhalten. Sie entdeckten ihm daher im Traume den bevorstehenden Untergang seines Landes; und damit er zugleich die genaue Zeit wissen möchte, so wurde ihm angedeutet, daß sich dieses Unglück alsdenn zutragen würde, wenn sich über das Gesicht zweener ihrer Götzen eine gewisse Röthe verbreitete. Peirum machte diese seine Offenbarung kund, er ermahnte seine Unterthanen, sie solten Busse thun, und darauf denken, wie sie den Zorn der Götter besänftigen möchten: allein man verspottete ihn, und niemand gab sich einmal die Mühe, zu glauben, was er sagte. Einer von denen, welche recht ungläubig waren, unterstund sich so gar, um seinen Herrn lächerlich zu machen, und gieng in der Nacht in den Tempel, und machte allen Götzenbildern ein rothes Gesicht. Allein eben diese Boßheit war das Zeichen, des der Insel bevorstehenden Unglücks. Denn so bald der König davon Nachricht erhielt, so begab er sich mit den Seinigen zu Schiffe; den Augenblick darauf aber, wurde die ganze Insel unter Wasser gesetzt. Dieser Herr nahm nachher seine Zuflucht nach China, und dieses ist es, was man von dem Ursprunge des gedachten Festes erzählet; wofür wir aber die Gewähr nicht leisten mögen.

Von dem Feste des Studirens.

So wie alle hohen Feste unter den Japonern mehr Staatsursachen zum Grunde haben, als gottesdienstliche, so hat es auch mit diesem eben die Bewandniß, welches dem Vergnügen, und Zeitvertrei-

be gewidmet ist. Das, was dasselbe besonders hat, bestehet darinne, daß sich die jungen Leute männliches Geschlechts gewisse Papiere anheften, auf welche Verse geschrieben stehen, die sie selbst gemacht haben, woraus denn ein jedweder den Fortgang in ihren Studieren ermessen möge, welchen sie in den letzten verwichenen Jahre gehabt haben, oder wiefleißig sie gewesen sind.

Das jährliche Fest aber, welches in den fünften Monat fällt, ist eine Art des Bacchusfestes, oder Japonischen Carnevals. Denn während drey ganzen Tagen bezeugt man sich ganz ausgelassen vergnügt, man ißt, und trinkt ganz übermäßig, und läßt es nicht nur dabey bewenden, daß man sich nebst denen Seinigen, und Freunden von Sinnen gesoffen hat, sondern man ladet auch, und zwinget so gar die Vorbeygehenden, und Fremden darzu, an dieser Unmäßigkeit Antheil zu nehmen.

Von der Procession und Matzuri.

Dieses ist diejenige Zeit, in welcher die Japoner ihre Götter in den Städten und Dörfern auf dem Felde spatzieren tragen, wie ehedem die Egyptier. Denn in einem Feste, welches die Bonzen alle Jahre feyern, gehen sie bewafnet, und tragen mit vielen Feyerlichkeiten ihre Götzenbilder in sieben verschiedene Tempel. Diese Götzenbilder sind mit einer Menge Laternen umgeben, welche die Andächtigen tragen, und auf deren jeglichen Ueberschrift man den Nahmen eines jeglichen Götzenbildes lieset.

Der Zug wird mit einer Menge von musicalischen Instrumenten, und Sängern eröfnet, die eine recht Japanische Music machen, und dabey zwey magere, und

und weisse Handpferde führen; was diese aber eigentlich bedeuten sollen, weiß niemand. Alsdenn folgen allerley Fahnen, Siegeszeichen, und andere Schildereyen, wodurch das Fest desjenigen Gottes, welches man feyert, angedeutet wird. Hierauf erscheinen die Mikosi, welches eine Art von Sänften ist, die auf gewissen Bäumen von Menschen getragen werden, um Allmosen einzusammeln. Alle Bonzen gehen in einer genauen Ordnung einher. Ihre Obersten werden in Sänften getragen, und eine ungeheure Menge von frommen Leuten umgiebt den ganzen Zug, und haben ein paar Pferde vor sich hergehen, die eben so mager und elend sind, wie die vorerwähnten. So wie nun die Procession vor dem Tempel anlanget, so gehet der Stadthalter des Orts mit einem grossen Gefolge in denselben hinein, und mit allen Merkmalen seiner Würde; thut er aber dieses nicht in Person, so schicket er vier Abgeordnete, welche in seinem Namen in den Tempel gehen, und an seiner Stelle den Göttern opfern müssen. Nachdem diese Feyerlichkeit vorbey ist, so reicht ein Bonze dem Stadthalter, oder seinen Abgeordneten das Amasaki in einem kleinen irdenen, und nicht glasurten Gefässe. Dieses Amasaki aber ist eine gewisse Art von Bier, welches aus gekochten Reise gebrauet wird, und welches eine Nacht stehen und gähren muß. Dieses war vor Zeiten das einzige Getränk der Japoner, und ist es noch an hohen Festtagen, wobey sie sich der ehemaligen Dürftigkeit der ältesten Zeiten in dem Reiche erinnern.

Das Matzuri gehöret zu dem dritten Tage des Festes. Es ist eine Vermischung von allerley Schauspielen, Processionen, und lustigen Tänzen. Das,

was dabey vornehmlich merkwürdig ist, bestehet darinne, daß man an dem Orte, welcher zu diesen Vorstellungen bestimmet ist, eine Hütte von Bambusholze aufbauet, welcher man den Namen eines Tempels giebt, und in welche man das Götzenbild zu dem Ende setzet, damit dasselbe die öffentlichen Lustbarkeiten mit ansehen möge.

Von dem Menschenfeste.

Den funfzehenten Tag des siebenten Monats wird das sogenannte Menschenfest gefeyert, welches eines der allervornehmsten bey den Japonern ist. Es wird mit einer grossen Procession angefangen, bey welcher sich zuweilen dreyßig Triumphwagen befinden, deren jeglicher von dreyßig bis vierzig Menschen gezogen wird, und von vielen Bildsäulen, und symbolischen Bildern angefüllet sind. Hierauf folgt eine grosse Menge von Kindern, die ganz prächtig gekleidet sind, und allerley musicalische Instrumente spielen. Diejenigen, welche die Kosten zu dem Aufwande dieser Maschine hergegeben, oder sie erfunden haben, folgen alsdenn in der schönsten Ordnung. Sobald dieselben vorbey gezogen sind, so folgt eine noch grössere Menge von Wägen, welche mit der schönsten Malerey und allerley vortreflichen Vorstellungen aus der alten Japonischen Geschichte, gezieret sind. Nach diesen aber zeigt sich ein grosses Gefolge von Leuten, mit allerley Waffen, und die Wägen bey sich haben. Diese prächtige Procession begiebt sich darauf in den Tempel derjenigen Gottheit, deren Fest gefeyert wird, und bleibt in demselben bis an den Abend. Alsdenn ziehet sie wieder heraus, und hinter ihr in einer prächtigen Sänfte wird

das

das Götzenbild von solchen Leuten getragen, die sich stellen, als ob sie unter der schweren Last der Gottheit untersinken wolten. Hierauf folgt die Beyschläferin dieser Gottheit, die ebenfalls in einer Sänfte getragen wird. Nachdem man nun die Hauptstrasse der Stadt auf diese Art durchzogen hat, so begegnet man, gleich als von ohngefehr, einer dritten Sänfte, in welcher sich die rechtmässige Gemahlin eben dieses Gottes befindet; deren Träger alsdenn die Flucht ergreiffen, und sich so betragen, als ob sie die Betrübniß der Göttin ausdrücken wolten, die sie empfindet, indem sie ihre Nebenbuhlerin erblicket. Das artigste bey dieser Kurzweile ist, daß diese vorgestellte Betrübniß, sich über alle anwesende verbreitet; denn sie fangen an zu klagen, und lassen sich angelegen seyn, das entstandene Mißverständniß zwischen den Götzen, seiner Gemahlin, und Beyschläferin, zu heben. Man hört daher Seufzer, und siehet würkliche Thränen fliessen. Die ganze Versammlung kommt in Unordnung; alles aber geräth zuletzt wieder in gute Ordnung, und man setzt die Götzen wieder in ihre gehörigen Tempel.

Von dem Feste Norimon.

Dieses Fest wird in der Stadt Sacay den sechsten Monat gefeyert. Die prächtigsten, und breitesten Strassen der Stadt, werden zu dieser Feyerlichkeit erwählet, und alle Zugänge derselben zu dem Ende mit Schlagbäumen versperret. Wenn alles in Bereitschaft ist, so kommen die Bonzen aus einem Kloster mit einem Götzenbilde zu Pferde, welches einem Säbel in der Hand hat; hinter demselben folgen zween Edelknaben, deren einer den Bogen, und die Pfeile des Götzenbil-

des, der andere aber einen Raubvogel trägt. Auf diese folgt eine grosse Menge zu Pferde, und zu Fusse, wie auch eine Menge von Bedienten in ihrer Livery, deren jeglicher etwas in der Hand trägt, dem Götzenbilde nachfolgt, und einmal über das andere mit freudiger Miene die Worte ausruft: tausendjähriges Vergnügen! eine unendliche Reihe vergnügter Jahre! alsdenn kommen die Bonzen in einer genauen Ordnung angezogen, und nach ihnen der ganze Adel zu Pferde. Jene sind weiß gekleidet, und niemand von ihnen unterläßt es, dieser Feyerlichkeit beyzuwohnen, und das Lob desjenigen Gottes, dessen Fest man feyert, zu besingen. Der ganze Zug wird übrigens mit einer prächtigen Sänfte beschlossen, welche bey den Japonern Torimon heisset, woher denn das Fest den Namen hat; diese wird von zwanzig Männern getragen, und ist mit einer grossen Menge bewafneter Leute umgeben. Diese Sänfte ist zwar leer, nichts destoweniger aber bezeigt das Volk eine grosse Hochachtung gegen dieselbe, und ist bemühet, ihre Opfer zu bringen, so, als ob würklich ein Gott darinnen wäre. Diese Augenblicke sind übrigens diejenigen, in welchen die Bonzen ihre beste Erndte haben, denn man kan es kaum glauben, wie viel ihnen diese Feste einbringen. Denn weil die Japoner sehr unwissend, abergläubig, fromm sind, und sich jederzeit die abscheulichen Strafen in jener Welt vorstellen, welche sie wegen ihren Sünden in der gegenwärtigen ausstehen müssen; so machen sie nicht die geringste Schwierigkeit, sich selbst durch ihre Freygebigkeit gegen die Bonzen in Armuth zu setzen; wenn ihnen diese nur versprechen, daß sie dadurch von den erwähnten Strafen befreyet seyn werden.

Von

Von dem Streitfeste.

Man weiß eigentlich nicht, ob dieses Fest, welches in dem zweyten Monate des Jahres gefeyert wird, eigentlich verdienet, unter die Reihe der götzendienstlichen Uebungen gesetzt zu werden.

An denselben zeigt sich auf einen grossen Platze eine Menge von Rittern und Personen zu Pferde, welche sehr gut bewafnet sind; ein jedweder trägt das Bildniß desjenigen Gottes von derjenigen Secte auf seinen Rücken, zu welcher er gehöret, oder für welche er streiten will. Wenn nun diejenigen, welche mit einander kämpfen müssen, versammelt sind, so theilen sie sich in gewisse Escadronen. Alsdenn nimmt das Gefecht, oder die Schlacht von beyden Seiten mit einer Wolke von Steinen, die von beyden Seiten geworfen werden, den Anfang. Bald darauf kömmt es zu den Waffen; man gebraucht alsdenn Pfeile, Bögen, Lanzen, und Säbel mit einer ungemeinen Wuth, und der Haß, oder die Verbitterung sind die einzigen Gottheiten, die man anruft. Ja es scheint, als ob diese Zusammenkünfte blos zu dem Ende angeordnet wären, damit ein jedweder seinen Privathaß unter dem Deckmantel der Religion auslassen könnte. Oefters ist dieses Schlachtfeld mit Todten, und Sterbenden bedeckt, ohne, daß jemand von der Obrigkeit hierüber zur Rechenschaft gezogen wird. Mithin hat man Ursache zu glauben, daß diese Gefechte ehedem angeordnet sind, um die Entscheidung durch die Waffen der Schickung der Götter zu überlassen; und, weil ein Mißbrauch gemeiniglich aus dem andern folgt, man sich dieser Gelegenheit

bedienet hat, sich von allerley Streitigkeiten zu erledigen: welcher abscheuliche Gebrauch denn zuletzt in eine würkliche Gewohnheit vermuthlich ausgeartet ist.

Von dem Feste der Wiederkehrung der Seelen.

Dieses Fest wird den dreyzehenten Tag des siebenten Monats gefeyert, und die Gelegenheit dasselbe anzuordnen, ist nachfolgende gewesen. Eine gewisse Secte unter den Japonern glaubt, daß die abgeschiedenen Seelen drey ganze Jahre Zeit brauchten, in das Paradies ihrer Götter zu reisen; während dieser ihrer Reise aber kehreten sie jährlich wieder zurück, ihre Angehörigen zu besuchen. Ein solcher Glaube ist in der That widersinnig genug; weil sie ohnmöglich an den verlangten Ort kommen könten, wenn sie jährlich ohne Unterlaß wieder zurück kehrten. Diese Thorheit aber mag so abgeschmackt seyn, wie sie wolle, so schmücken doch die Japoner mit aller Sorgfalt ihre Häuser bey diesem Feste; und dem Abend vor demselben, ziehen alle Einwohner mit grosser Feyerlichkeit aus der Stadt. Wenn sie nun in derjenigen Ebene angelangt sind, wo sich die Seelen, ihrer Meynung nach, versammeln; so bewillkommen sie sie mit einer Menge Ehrfurchtsvoller Verbeugungen: und bitten sie, sich nieder zu lassen, setzen ihnen auch allerley Erfrischungen vor. Während der Zeit nun, da die Seelen, wie sie glauben, sitzen, und speisen; so ist ein jedweder bemühet, die Gesellschaft mit der Erzählung derjenigen glücklichen Vorfälle zu unterhalten, die sich unter seinen Angehörigen

hörigen zugetragen haben. Ein Theil der Lebendigen entfernt sich also von der übrigen Gesellschaft, und schmückt alsdenn das Haus; derjenige Theil aber, welcher zurück bleibet, bestrebt sich, die Seelen während der Zeit, mit allerley Erzählungen zu unterhalten. Nachdem nun etwan eine Stunde verflossen ist, so begeben sich sowohl die Lebendigen, als die Seelen auf den Weg, welcher mit vielen Fackeln erleuchtet wird. Die Stadt aber findet man gleichfalls durchgehends illuminiret, und das Inwendige der Häuser gleichfalls: auf den Tischen sind die köstlichsten Gerichte aufgetragen; einer jedweden Seele wird insbesondere ihr Gericht vorgesetzet: denn die Japoner glauben, daß die Seele aus einer überaus zarten körperlichen Materie bestehe, und eben daher nur den dünnen Saft, oder die besten Kräfte aus denjenigen Speisen sauge, die man ihr vorsetzt. So bald nun die Mahlzeit vollendet ist, so wendet man den Rest der Nacht darzu an, daß man auch die Seelen seiner Freunde besucht. Den folgenden Tag gehet es auch noch ganz vergnügt zu, so wie aber die Nacht heran nahet, so giebt man den Seelen ihren Abschied, weil man glaubt, sie wären nunmehro müde, und begleitet sie mit Fackeln wieder bis in diejenige Ebene zurück, wo man sie empfangen hat. In dieser Nacht aber sind aus der Ursache alle Felder erleuchtet, damit die Seelen ihren Rückweg wieder finden mögen. Weil es aber leicht geschehen seyn könnte, daß sich einige derselben entweder in der Stadt, oder in den Häusern verirrt hätten, so macht man bis zu Anbruch des Tages allenthalben einen grossen Lermen, wirft Steine auf die

Dächer,

Dächer, und durchsucht alle Zimmer, damit die Seelen, welche sich etwan verlohren hätten, wieder zu ihrer Gesellschaft kehren mögen. Die Furcht der Gespenstererscheinungen hat unstreitig vielen Antheil an dieser abgeschmackten Gewohnheit.

Dreyzehentes Hauptstück.

Von den Schauspielen der Japoner.

Alle Japoner finden an den Schauspielen ein besonders Vergnügen, und man sagt, daß ihre Dichtkunst von einer besondern Würksamkeit sey, und ganz besondere Annehmlichkeiten habe. Ihre Stücke, welche sie aufführen, sind ebenfalls in Handlungen, und Auftritte abgetheilet. In dem Vorberichte wird der Plan angedeutet, doch ohne, daß man die Entwickelung daraus errathen kan. Die Verzierungen sind schön, und dem Inhalte des Stückes wohlangemessen. In den Trauerspielen führen sie gemeiniglich die Heldenthaten grosser Leute auf: in ihren Lustspielen aber legen sie solche Begebenheiten zum Grunde, aus welchen man nützliche Lehren ziehen kan. Zwischen den Schauspielen aber werden entweder Tänze, Pantomimen, oder auch kurze Lustspiele aufgeführt.

Die Schauspiele machen jederzeit einen grossen Theil der öffentlichen Ergötzlichkeiten aus. Gemeiniglich sind die Materien aus der Geschichte der Götter, und Helden, der beyden ersten Häuser ihrer Regenten hergenommen, sie mögen entweder wahr, oder Fabeln seyn. Man setzt darinnen ihre Begebenheiten,

Handlun-

Handlungen und zuweilen auch Liebesstreiche auseinander; nichts aber ist so prächtig, als ihre Verzierungen. Ihre gewöhnlichen Vorstellungen sind, Springbrunnen, Brücken, Häuser, Gärten, Gebürge, und Thiere, aber alles in natürlicher Grösse, und mit so vieler Kunst eingerichtet, daß die Verwandlungen fast ohne Mühe, und in einer erstaunten Geschwindigkeit geschehen. Eine jedwede Stadt giebt jährlich allen seinen Einwohnern ein grosses Schauspiel, worzu die Kosten nach und nach von den Bürgern in jeglichen Viertel gesammelt werden. Die Acteurs zu diesen Schauspiele werden gemeiniglich aus den jungen Leuten in jedweden Viertel genommen, welches seinen Beytrag zu diesem Schauspiele giebt, die jungen Weibsbilder sucht man gemeiniglich aus denen heraus, die man in den Hurenhäusern antrift. Beyde aber werden ganz prächtig ausgekleidet, nachdem es nemlich die Rollen, die sie spielen sollen, erfordern; zwey Jahre hinter einander aber dürfen niemals eben die Stücke gespielet werden; Um aber von diesen grossen Lustbarkeiten dem Leser einen Begrif zu machen, so wird es am besten seyn, wenn wir hiervon die Nachricht eines Reisenden hersetzen, welcher in der Stadt Nangasaki ein solches Lustspiel mit angesehen hat; und welcher uns folgende Erzählung davon liefert.

„Man hat einen grossen Tempel vom Bambus-„holze mit Flügeln an beyden Seiten erbauet. Der „vordere Theil war gegen die Zuschauer gekehret. Dieses Gebäude, welches mit Stroh und grünen Zweigen von dem Tsugibaume bedecket war, sahe einer „Scheure ziemlich ähnlich: denn man hatte sich bemühet, den Zuschauern die alte Japonische Einfachheit

„oder

„oder ungekünsteltes Wesen vorzustellen. An der vor„dern Seite stund ein grosser Tannenbaum und an den „drey übrigen Seiten waren die Logen, und Sitze vor „die Zuschauer angebracht. Die Diener der Götter „sassen in einer genauen Ordnung auf drey Bänken „gegen einander über, vor dem Schauplatze, und die „vornehmsten unter ihnen unterscheideten sich dadurch, „daß sie auf einer höhern Bank sassen, schwarze Klei„dung trugen, und als eine Anzeige ihrer Würde einen „kurzen Stab in den Händen hatten. Auf der zwoten „Bank sassen vier Canusis von einem etwas geringern „Range, in weisser langer Kleidung, und mit einem „schwarzen mit Firniß überzogenen Huthe auf den Kö„pfen. Alle übrige aber waren fast auf eben diese Art, „wie die Canusis, gekleidet. Die Diener des Tempels „aber stunden mit blossen Köpfen hinter ihren Herren. „An der andern Seite des Platzes gegen der Geistlich„keit über, sassen die unterobrigkeitlichen Personen, unter „einem Zelte, welches ein wenig über der Erde erha„ben war, und hatten ihre Spiese vor sich stehen. „Deren Pflicht bey dieser Gelegenheit darinnen besteht, „daß sie das gemeine Volk gehörig stellen, zurecht wei„sen, und in guter Ordnung erhalten müssen; unter „sich aber, zu eben dem Ende, noch andere Bedienten „haben.„

Die Art nun, nach welcher jedes Viertel seine Acteurs auf den grossen Platz führet, ist in der That mit einer gewissen Pracht verbunden.

„Man siehet „fährt eben dieser Reisende fort„ zu„erst ein prächtiges Verdeck, unter welchen derjenige „Schild aufgestellet ist, auf welchem mit grossen Buch„staben der Name der Gasse gemalet stehet. Dieser

wird

„wird mit einer Music von Instrumenten, als Flöten „von verschiedener Art, kleiner Trommeln, Pauken und „Glocken begleitet. Welches musicalische Geräusch „aber allen Ausländern unerträglich ist, den Japo„nern aber desto besser gefällt. Vermöge einer Ge„wohnheit, welche der unsrigen ganz entgegen ist, „müssen die Arien gesungen, und so eingerichtet seyn, „als die Bewegung des Leibes, und der Tänze ist; „weil die Tänzer zugleich singen müssen. Die Tänze „sind zwar nicht so flüchtig; sie geben aber in übrigen „den unsrigen nichts nach. Nach der Music folgen „die Maschinen, und alles das, was zu dem Schau„spiele gehöret, und von iedweden Viertel geliefert „wird. Was aber am schwersten ist, wird von Leu„ten getragen, die man hierzu gemiethet hat, das „übrige aber von den Kindern aus dem Viertel, „die sehr prächtig angekleidet sind. Alsdenn kommen „die Acteurs, und nach diesen die Einwohner aus „dem Viertel, alle in ihren Feyerkleidern. Den gan„zen Zug aber beschließt eine grosse Menge von ge„meinen Leuten, welche Bänke, und Matratzen tra„gen, und alle paarweise neben einander hergehen. „Die Tänze, und Schauspiele einer jedweden Gasse „währen gemeiniglich dreyviertel Stunden; nach de„ren Verlaufe die Proceßion in eben der Ordnung „wieder zurück ziehet, in welcher sie gekommen ist.„

Wir müssen nothwendig die genauere Beschrei„bung unsers Reisenden von zwölf Auftritten hier beybringen, die er mit angesehen hat: weil man sich ohne derselben von dem Geschmacke und der Erfindungsart der Japoner nicht wohl einen Begrif machen könnte.

„Erster

„Erster Auftritt. In demselben sahe man acht „Mädgen in bunter Kleidung, die mit weissen grossen „Blumen gestickt war. Sie trugen grosse Hüte, von eben „der Art, von welcher diejenigen sind, mit welchen „sich das Frauenzimmer vor der Sonnenhitze zu be„wahren pflegt, und hatten Fächer und Blumen in „den Händen. Diese tanzten wechselsweise, und „wurden in diesem ihren Tanze von ein paar alten „Weibern abgelöset, die in einem ganz andern Aufzuge „zum Vorschein kamen.„

„Zweyter Auftritt. In demselben erschien ein „Garten mit kostbaren Blumen; in der Mitte desselben „stund eine Strohhütte, aus welcher acht junge „Mädgen in weisser, und rother Kleidung heraus „gesprungen kamen, und mit Fächern, Rohrstäben, „und Blumentöpfen tanzten. Diese wurden von ei„ner erwachsenen, sehr geschickten Actrice abgelöset, wel„che allein tanzte.

„Dritter Auftritt. Hier erscheinen acht Triumph„wagen, an deren Deichsel Ochsen von verschiedener „Farbe gespannet, aber überaus natürlich vorgestellet, „und von jungen sehr prächtig gekleideten Knaben ge„zogen wurden. Auf diesen Wägen stunden Tsubaki „Bäume, welche Blüte trugen; ferner ein Gebürge „mit grünen Bäumen; ein ganzer Bambuswald mit „einem Tiegerthiere, welches sich gelegt hatte: eine „Last Stroh; ein ganzer Baum mit seinen Zweigen, „Wurzeln, und ein Wallfisch unter einen Felsen, „welcher halb aus dem Wasser hervorragte. Am „Ende sahe man einen andern Berg, auf dessen „Gipfel ein junger lebendiger Mensch in prächtiger „Kleidung unter einem Apricosen Baume stund,

„welcher

„welcher Blüte trug, und auch von vier Knaben „gezogen wurde.

„Vierter Auftritt. Hier erschienen vier Tänzer, „welche zwischen vier Blumen-Beeten, jeglicher mit „einem grünen Baume tanzte; nächst diesen tanzten „noch neun andere junge Knaben, jeglicher mit „zween Degen, und einer Flinte, und machten einen „Bauerntanz.

„Fünfter Auftritt. In demselben erschien ein „Berg, welcher von vielen Leuten auf den Achseln „getragen wurde, ferner ein Springbrunnen, ein Spa„ziergang, ein grosses Faß, und ein Haus, eins nach „dem andern: nach diesen verlarvte Riesen mit unge„heuren grossen Köpfen, welche Indianische Gottheiten „vorstellten. Zu diesen fügte sich ein dritter, dessen „Gestalt noch von einer ungeheurern Grösse war, „dieser kam aus einem Berge hervor, und führte „einen sehr grossen Degen in der Hand. Ihm folg„ten sieben Chineser, welche aus eben dem Berge „hervor gesprungen kamen, und mit den Riesen „tanzten. Nachdem der Tanz vollendet war, sogen „schlug dieser ungeheure Riese das Faß in Stücken, „aus demselben kam ein junger sehr wohl gekleideter „Mensch zum Vorschein, welcher eine gar zierliche „Rede hielt, und nachher mit den Riesen tanzte. „Während der Zeit kamen drey Affen in natürlicher „Grösse, aber mit Fischköpfen, gar geschickt aus „dem Springbrunnen zum Vorschein, tanzten nach„her, und ahmten den Tanz des Riesen, und Kna„ben sehr geschickt nach.

„Sechster Auftritt. In demselben zeiget sich „ein Chinesischer Triumphbogen, ein Lusthaus, nebst

„einem Garten; ein Tanz von zehen jungen Chinesern, welche lange Röcke anhatten, die mit grün, „gelb, und blau besetzt waren, und lange Hosen von „einer ganz besondern Form trugen; ein Harlekin, „welcher zwischen ihnen herum hüpfte, machte allerley Kurzweil. Dieser Auftritt wurde mit zween „Tänzern in ausländischer Kleidung geendiget, welche „während dem Tanze aus einem Garten kamen.

„Siebenter Auftritt. Hier erschien ein Berg „mit Bambus- und Fichtenbäumen bewachsen, nebst „zwölf andern Bäumen, deren jeglicher eine besondere Art von Blüte trug; ferner eine zahlreiche „Reihe von prächtig gekleideten Personen; nachher „folgten zwo, welche weiß, und acht andere, die gelb „gekleidet waren, die allerseits tanzten, und dabey „an Glocken schlugen. Auf diese folgten sieben andere, welche Blumentöpfe auf den Köpfen hatten, „und mit denselben tanzten.

„Achter Auftritt. In denselben erblickte man „den Zug eines reisenden grossen Herrn, nebst seinem Sohne, welches alles die jungen Knaben sehr „natürlich vorstelleten.

„Neunter Auftritt. In demselben zeigte sich „ein grünes Haus, durch welches zehn junge Knaben „in schwarzen langen Röcken in die Quere hindurch „tanzten: und jeder derselben anfänglich mit zween „Degen; nachher aber mit Pfeilen, Blumen, und „Picken. Diese wurden durch Lustspiele abgelöset. „Endlich trugen ihre Bedienten Schachteln auf den „Schultern, und machten ebenfalls Sprünge dazwischen; als ihre Herren tanzten.

Zehnter

„Zehnter Auftritt. In demselben zeigte sich „ein Schauplatz neben einen grünen mit Bäumen „bewachsenen Hügel; ein junger schwarz und gelb „gekleideter Mensch erschien auf derselben, hielt eine „Rede, und die Rolle, die er spielte, dauerte eine „halbe Stunde; da indessen acht andere junge Leu„te in verschiedenen Kleidungen, anfänglich jeder „allein tanzte, nachher nebst einen andern Tänzer zu„gleich, und endlich alle mit einander. Endlich er„schien ein Affe, der von einem Hügel herunter „sprang, welcher mit allerley Tänzen, und Wendun„gen diesen Auftritt beschloß.

„Eilfter Auftritt. In demselben zeigte sich „ein junger sehr wohl gewachsener Luftspringer. Vor „denselben setzte man einen Tisch, welcher ohngefehr „die Gestalt eines Blutgerüstes hatte, auf welches „er an der einen Seite auf einer Treppe von acht „Stuffen hoch hinauf, an der andern aber auf ei„ner eben solchen Treppe wieder hinunter gehen kon„te. Quer über dieses Gerüste legte man einen „hohlen Bambusstamm, mit einer Thür, die eine „runde Oefnung hatte, ohngefehr im Durchmesser „drittehalb Spannen weit. Der Luftspringer mach„te darauf verschiedene Sprünge, worüber alle Zu„schauer erstaunten: einer aber, welcher sie am mei„sten in Erstaunen setzte, war dieser, daß er andert„halb Ruthen weit durch das Loch dieser Oefnung „sprang; obgleich der Durchmesser desselben bey wei„ten nicht so groß war, als die Grösse des Huths, „den er trug.

„Zwölfter Auftritt. In demselben erschienen „zwölf Maschinen von ausserordentlicher Grösse, die an

„Grösse und Farbe denjenigen vollkommen ähnlich wa-
„ren, was sie vorstellen sollten; sie waren aber aller-
„seits so zarte und dünne gemacht, daß eine jedwede
„von einem einzigen Menschen getragen werden konnte.
„Ausser dieser Last aber trug ein jedweder Träger noch
„eine Trommel, die er vor sich hängen hatte, auf wel-
„che aber andere mit den Klöppeln schlugen, und
„trommelten. In diesem Aufzuge zogen sie tanzend
„über den Schauplatz; sie konnten aber nicht sonderlich
„hoch springen, weil ihnen das, was sie trugen, ob
„es gleich nur sehr leicht, doch hinderlich war, und
„dabey sehr groß, so, daß sie zu verschiedenen mahlen
„Athem holen mußten. Die Stücke aber, die sie auf
„den Rücken trugen, waren nachfolgende: 1.) ein
„Brunnen mit allen nöthigen Zugehör, das Feuer zu
„löschen; 2.) eine grosse Kirchenglocke mit dem ganzen
„Stuhle, und Zimmerholze, und über derselben einen
„Drachen als eine Zierde: 3.) ein Berg mit Schnee
„bedeckt, und oben auf dem Gipfel desselben ein Adler:
„4.) eine gegossene Canone, deren Caliber von vier
„und zwanzig Pfunden war, nebst ihrer Lavete, und
„allem Zugehör: 5.) Ein grosser Seekofre, welcher in
„zwölf Ballen Stroh nach der Art des Landes gepackt
„war: 6.) ein Wallfisch in einem Wasserhälter von
„proportionirter Grösse: 7.) verschiedene Trachten
„Muschelwerk, Früchte, u. d. gl. Damit es nun
„einen rechten Contrast, oder Abstich geben möchte,
„so folgten andere Personen mit lauter solchen Din-
„gen, die allerseits um eben so viel leichter waren;
„das ist, einer mit einer einzelnen Muschel; ein ande-
„rer mit einer Frucht; ein dritter mit einer Blume;
„ein vierter mit einer Pflaumfeder, und so fort.„

Vierzehntes Hauptstück.

Von den Hochzeiten der Japoner.

Die Japoner verheyrathen ihre jungen Töchter gemeiniglich zwischen dem funfzehnten, und sechzehnten Jahre, selten später. Zu weilen versprechen sie sie auch schon, wenn sie noch als Kinder in der Wiege liegen. Die beyderseitigen Eltern schliessen diese Ehen, bey welchen keine künftige Neigung der Eheleute eher in Betrachtung gezogen werden kan, weil sie einander gar nicht einmal eher zu sehen bekommen, als an dem Tage, da die Hochzeit seyn soll. Diese seltsame Gewohnheit ziehet freilich viele schlechte Folgen nach sich; allein die Eheleute werden dadurch schadlos gehalten, weil sie sich wieder von einander trennen können, wenn ihnen diese gezwungene Lebensart nicht mehr anständig ist; besonders aber haben die Männer die Erlaubnis, sich so viele Kebsweiber zu nehmen, als sie wollen. Dergleichen Ehescheidungen aber sind nur unter den gemeinen Leuten gewöhnlich: denn was die Grossen anbetrift, so scheiden diese sich von ihren Weibern niemals; sondern sie verweisen sie in gewisse Zimmer ihres Hauses, und heyrathen alsdenn eine andere. Die Besorgniß nun, dergleichen Begegnungen nicht zu erfahren, macht die Japoner, innen ungemein gehorsam, welchen wir dieses noch zu ihrem Ruhme beyfügen können, daß sie sehr keusch sind, und auf ihre Ehre viel halten; indem das geringste Vergehen wider die Keuschheit, an einer Ehefrau mit dem Tode bestraft wird, und der beleidigte Ehemann das Recht hat, sie auf diese Weise zu bestrafen.

Die Weiber der grossen Herren aber sind in einer Art von Verschlusse, und Serail eingesperret; nur nicht so sehr gezwungen, wie bey den Türken: denn sie haben die Freyheit, den Besuch von ihren Angehörigen anzunehmen, und man ersparet nichts, was ihnen nur diese Einsamkeit angenehm machen kan.

Uebrigens kan sich kein Japonisches Frauenzimmer rühmen, daß sie ihren Ehemann bereichert hätte; denn sie bringt ihm weiter nichts zu, als die Kleider, die sie auf dem Leibe trägt, und wenn wir den Geschichtschreibern glauben wollen, so bringt die Frau dem Manne nicht nur keinen Brautschatz zu, sondern er ist gehalten, ihr denselben zu geben; welchen sie nachher unter ihre Anverwandten austheilet, als eine Erkenntlichkeit derjenigen Bemühung, die sie wegen ihrer Erziehung angewendet haben. Nur der rechtmässigen Ehefrau ist es übrigens erlaubt, mit ihrem Manne zu speisen; die übrigen aber müssen bey Tische aufwarten: auch erben die rechtmäßigen Kinder das sämmtliche Vermögen ihres Vaters; denen übrigen aber gestehet er nur einen geringen Theil desselben zu. Bey den Heyrathen aber ziehet man nur den ersten Grad der Anverwandschaft in Betracht, und verbindet sich in demselben niemals.

Nun aber wollen wir weiter gehen, und auch von den Hochzeitsceremonien handeln. Wenn die beyderseits Eltern der jungen Leute mit einander einig sind, so kommen jene ganz frühe zusammen: Der Bräutigam mit seiner Braut werden jegliches in einer prächtigen Säufte getragen, welche entweder von Büffel-

ochsen, oder von Pferden gezogen werden: Hinter ihnen folgen ihre Anverwandten und Freunde, nebst einigen Musicanten. Alsdenn ziehet man in einer genauen Ordnung durch die Stadt, und langet endlich durch verschiedene Wege mit diesem Zuge bey einem Hügel unter einer grossen Versammlung des Volks an, welches denn gemeiniglich von einigen Schergen zurück gehalten werden muß. Nachdem man unten zu diesem Hügel gekommen ist, so werden der Braut diejenigen Wagen überliefert, auf welchen Geschenke des Bräutigams sind, die sie alsdenn unter ihre Angehörigen austheilet. Braut, und Bräutigam steigen darauf aus ihren Wägen, und die Anverwandten, und Musicanten begleiten sie unter dem Schalle ihrer musicalischen Instrumente. Alsdenn gehen sie eine Treppe, welche in der Mitte eine Scheidung hat, zu beyden Seiten hinauf. Wenn sie nun oben auf dem Hügel angelanget sind, so setzt sich ein jeder nieder, die Angehörigen hinter den Bräutigam, und die sämmtlichen Musicanten hinter die Braut. Die Anverwandten aber paarweise unter einen Sonnenschirm, welcher von den Bedienten in die Höhe gehalten wird; die Musicanten müssen sich auf die Erde lagern, und mit ihren Klöppeln beständig auf gewisse hohle kupferne Kugeln schlagen, die an Ketten in die Höhe gehalten werden, und einen solchen Schall oder Getöse von sich geben, nach welchen man alle Bewegungen gleich, als nach einem Tacte, einrichtet. In dem Zwischenraume zwischen dem Bräutigam, und der Braut ist ein Gezelt aufgerichtet, in welchen viele Lichter brennen, welches eine achteckigte Form hat, und oben in sechs Pyra-

Kinder seine Mutter, die auch von Kindern wußte, und sagte ihr, was sie wollte. Sie sagte es ihrer Mutter, und diese ihrem Vater, der es dem Könige sagte. Der König ließ seine Tochter rufen, und fragte sie, ob es wahr wäre, daß sie Kinder hätte? Sie antwortete, ja, und bat ihn um Verzeihung, daß sie ihm solches nicht gesagt hätte. Der König sagte, es wäre ihm lieb, daß sie Kinder hätte, und befahl, daß sie ihm dieselben vorstellen sollte. Sie ging hin, und brachte ihre Kinder, und sagte: Dieses ist mein Sohn Cyrus, und dieses Cambyses. Der König sagte, sie wären schöne Kinder, und befahl, daß sie ihm Cyrus allein vorstellen sollte. Sie brachte ihn, und der König sagte: Cyrus, mein Sohn, ich bin dein Großvater, und du sollst mir alle Tage zu Mittag essen. Wenn du nun wirst groß werden, so will ich dir mein Königreich geben. Cyrus antwortete: Ja, mein Großvater, ich will es thun. Der König sagte: Cyrus, mein Sohn, wenn du mir zu Ehren wirst Soldaten machen

sich nunmehro mit ernsthaften Dingen die Zeit vertreiben müsse.

Alsdenn gehet man unter dem Schall der musicalischen Instrumente, und einem Geschrey von vielen Glückwünschen wieder von dem Hügel herunter, und führet die Braut zu ihrem Bräutigam in seine Wohnung. Dieses findet sie mit Blumencränzen und Blumen bestreuet, und mit allerley Quasten und Bändern geschmücket. Woraus man denn leicht erachten kan, daß eine solche Hochzeit ziemlich viel Geld kostet; besonders, da dieselbe acht Tage dauert. Uebrigens ist zu merken, daß diese Ceremonien der Japoner viele Aehnlichkeit mit den Gebräuchen der uralten Völker haben. Denn die Hochzeitfackeln finden wir schon beym Griechen, und Römern; die Spinnräder wurden auch schon bey den Hochzeiten der vornehmen Römischen Damen als ein Sinnbild gebraucht; und man warf den gegenwärtigen Kindern Nüsse vor, um dadurch anzuzeigen, daß die Braut nunmehr auf alle kindische Ergötzlichkeiten Verzicht thun solte; welcher Gebrauch denn bey den Japonern in so ferne abgeändert ist, daß man das ehemalige Spielzeug der Braut ins Feuer wirft, und verbrennet. Bey welchen Gebräuchen wir auch erinnern müssen, daß die Trauungen der deutschen Juden ebenfalls unter einem Gezelte geschehen.

So wie nun die Japonischen Ehemänner ein unumschränktes Recht haben, so haben sie auch das Recht über Leben, und Tod ihrer Kinder; wir finden aber nicht, daß sie sich dieser abscheulichen Gewalt oft bedienen. Die Hochachtung der Kinder gegen ihre Väter ist ihren Herzen so tief einge-

prägt, daß man bey ihnen niemals solche Strafen bemerkt, welche bey uns für barbarisch würden gehalten werden. Die Japoner erziehen sie mit vieler Gelindigkeit, und zwingen ihre Neigungen niemals irgend wozu; sondern die Ehrbegierde ist das einzige Mittel, welches sie anwenden, sie zu wahren Menschen zu machen. Wenn nun das Verlangen nach einer wahren Ehre, und die Besorgniß, diese zu beflecken, einmal in den jugendlichen Herzen, während der Erziehung erregt worden, so ist es nachher auch desto leichter, in den jungen Leuten dasjenige unerschrockene, uneigennützige Wesen, eine edle Denkart, und denjenigen Abscheu gegen gewisse niederträchtige und verachtungswürdige Laster eher zu befestigen, als durch alle andere Mittel. Noch ein anderer Umstand, welcher unter den Japonern merkwürdig ist, bestehet darinne: daß die Armuth bey ihnen niemals für eine Schande gehalten wird. Denn diese Nation ist vollkommen überzeugt, daß arme Leute eben sowohl Menschen sind, wie die Reichen. In unsern Gegenden aber denkt man ganz anders: denn man glaubt vollkommen überzeugt zu seyn, daß der Edelmann und Bürgerliche unmöglich aus einerley Thone gebacken seyn könnten.

Funfzehntes Hauptstück.

Von den Begräbnissen der Japoner.

Die Leichenceremonien sind unter den Japonern einförmiger, als man es in einem Reiche vermuthen sollte, welches in so viele Glaubenssecten getheilet ist. Wir haben im vorhergehenden schon erinnert,

nert, daß fast alle Japoner ein künftiges Leben nach dem Tode glauben, und mithin auch künftige Strafen und Belohnungen. Diesen müssen wir noch hinzufügen, daß sie eine Art des Fegfeuers (*) glauben, in welches die Kinder kommen. In diesem Fegefeuer ist ein göttlicher Richter, welcher über dasselbe gesetzt ist. Derselbe stehet über der Tiefe eines stehenden Wassers, welches Fakone geneimet wird, und auf dem Wege von Nangasaki nach Jedo, als der Hauptstadt des Cubo-Sama angetroffen wird. In dieses Fegefeuer kommen alle Seelen derjenigen kleinen Kinder hinein, welche vor dem siebenten Jahre sterben, und werden daselbst so lange gequälet, bis sie durch die Freygebigkeit der andächtigen Seelen gegen die Bettelbonzen, befreyet werden, welche allein vermögend sind, durch ihr Gebet zu dem Gotte über das Fegefeuer, denselben zu besänftigen. Die Ufer dieses stehenden Wassers sind mit vielen Capellen besetzet, an deren Thüren sich diese Bettelbonzen zeigen, welche mit einer kläglichen Stimme beständig allerley Gebete hermurmeln, und dafür von den Reisenden reichliche Almosen empfangen. Nachdem nun ein jedweder andächtiger Pilgrim freygebig ist, so bekommt er einen Zettel, auf welchen verschiedene Namen der Götter geschrieben stehen. Dieses Papier aber muß er mit aller Ehrfurcht, im blossen Haupte annehmen, und es andachtsvoll an das Ufer des Wassers tragen, und es hinein werfen; vorher es aber an einen Stein binden, damit er versichert seyn kan, daß es gerades Weges in das Fegefeuer herunter sinke. Durch diese Ceremonien erhalten die erwehnten Seelen eine grosse Linderung ihrer Quaal; so wie nemlich

(*) S. Kömpfers Geschichte von Japon. B. 5. C. 5.

nemlich das Wasser die auf das Papier geschriebene Namen immer nach und nach auslöschet. Der Ort aber, wo das Fegfeuer sich eigentlich befindet, wird von einem Haufen Steine, die nach Art einer Pyramide gehäuft sind, angedeutet.

So bald nun ein gemeiner Mann gestorben ist, so machen sich die Bonzen so gleich an ihn, und begraben ihn ohne viele Umstände in ihrem Kloster, ohne, daß sie mehr dafür erhalten, als so viel, an Almosen, als man ihnen aus gutem Willen geben will. Sie haben aber gemeiniglich schon während der Krankheit des Verstorbenen die Bezahlung für das Begräbniß erhalten. Um aber von diesen Ceremonien bey den Begräbnissen eine desto genauere Vorstellung zu geben, so muß man sich nach Meaco begeben; wo die alten Gebräuche aus der Ursache noch genau immer beybehalten werden; weil daselbst der Dairi gegenwärtig ist.

Eine Stunde zuvor, ehe der Leichnam weggetragen wird, kommen die Anverwandten, und Freunde des Verstorbenen in prächtiger Kleidung, und besehen den Ort des Begräbnisses, gleich als ob sie denselben in Besitz nehmen wollten. Wenn sie nun wieder zurück gekommen sind, so macht sich das ganze Gefolge in nachstehender Ordnung auf.

1.) Kommen die Weiber, Angehörigen, und Freunde des Verstorbenen in weisser Kleidung mit bedeckten Häuptern, und tragen Hauben von verschiedenen Farben. Diese haben ihre Mägde bey sich; sie lassen sich auch wohl zu weilen in Sänften tragen, wo durch denn das Leichenbegängniß weniger traurig, aber zu gleich prächtiger wird.

2.) Alle

2.) Alle vornehmen Personen aus der Stadt, welche sich entweder durch ihre Würden, oder vornehme Geburt unterscheiden, die hierzu besonders eingeladen sind, und den Verstorbenen die Ehre erweisen wollen, die sie gegen ihre Obern, oder gegen ihres Gleichen gehabt haben. Deren Kleidung aber von denen nicht unterschieden ist, die sie gemeiniglich bey den Hochzeiten zu tragen pflegen.

3.) Der oberste Bonze von derjenigen Secte, von welcher der Verstorbene gewesen ist, in einer prächtigen Kleidung von Golde, und Seide, in einer kostbaren Sänfte getragen, mit einer Menge Bonzen umgeben, die eine Art von Ueberkleide tragen, und über demselben einen schwarzen Mantel.

4.) Ein Mann mit einem aschfarbenen Kleide; welche Farbe eben so wohl trauert, als die weisse, mit einer fichtenen Fackel in der Hand.

5.) Zweyhundert Bonzen, welche so laut, als sie können, singen, und den Namen derjenigen Gottheit anrufen, gegen welche der Verstorbene die mehreste Ehrfurcht, und Hochachtung bezeiget hat. Vor ihnen aber gehet ein Pedell her, welcher mit einem grossen Becken, auf welches er unaufhörlich schlägt, einen grossen Lermen macht.

6.) Eine Menge gemietheter Männer, welche oben auf der Spize ihrer Piquen, die sie tragen, grosse Raben, von Pappendeckel führen, die mit künstlichen Blumen, Blättern, und zerschnittenen Papiergen angefüllet sind, die denn unaufhörlich herunter fallen, so wie man diese Maschinen stark erschüttert; wobey denn das Volk, gleich als ob diese Blumen würklich vom Himmel fielen, dergestalt von einer ausnehmen-

den

den Freude eingenommen ist, daß es ohne Unterlaß ausruft, der Verstorbene sey gerades Weges in das Paradies gegangen.

7.) Acht junge Bonzen von achtzehn bis zwanzig Jahren, tragen unter ihren Armen grosse umgekehrte Stäbe, an deren Enden kleine Fahnen gemacht sind, auf welchen man den Namen desjenigen Gottes lieset, welcher der Oberste von der Secte des Verstorbenen ist. Eben dieser Name ist auch auf zehn Laternen geschrieben, die mit einem zarten Tuche eingefaßt sind, und von zehn andern Bonzen getragen werden, die unmittelbar folgen; vor welchen aber zween andere in brauner Kleidung vorher gehen, die zwo ausgelöschte Fackeln tragen, die aber darzu dienen, den Scheiterhaufen damit an zu zünden.

8.) Eine grosse Menge Leute in aschfarbenen Kleidungen, und einem dreyeckigten Huthe auf dem Kopfe, welcher unter dem Kinne zugebunden ist. Diese Hüthe sind von schwarzen glänzenden Leder, und so glatt polirt, als der beste Stahl. Auf denenselben ist mit grossen Buchstaben der Name des Götzen geschrieben, wie auch auf eine grosse Schreibtafel, auf welcher aber noch andere hieroglyphische Zeichen stehen.

Alsdenn kommt die Leiche in einer prächtig gezierten Sänfte, von vier Personen getragen; sie sitzt in derselben, den Kopf ein wenig vorwärts hängend, und mit gefaltenen Händen, gleich als ob sie betete. Sie ist weiß angekleidet, über dieser Kleidung aber trägt sie einen langen papiernen Rock, welcher aus den Blättern desjenigen Buchs zusammen gemacht ist, wo die Thaten desjenigen Götzen beschrieben stehen, gegen

welchen

welchen er die mehreste Ehrfurcht gehabt hat; und diese Geheimnißvollen Buchstaben, und Zeichen müssen ihr den Eingang in den Himmel erleichtern. Diese Sänfte ist mit den Kindern des Verstorbenen umgeben, und das jüngste unter denenselben trägt eine fichtene brennende Fackel in der Hand, mit welcher es den Scheiterhaufen zuerst anstecken muß. Dieser Scheiterhaufen aber wird in einer Grube errichtet, die mitten auf dem Felde gemacht, mit vier Mauren eingeschlossen ist, die mit schwarzen Tuche behangen sind, und in welche man durch gewisse Thore hineingehen muß. Neben dieser Grube stehen zu beyden Seiten zween Tische; auf dem einen stehen allerley Erfrischungen, auf dem andern aber ein grosses Kohlfeuer, in welches man beständig kleine Stückgen wohlriechendes Holz wirft, und damit räuchert.

Nach dem man nun mit der Leiche in diese Ringmauer gekommen ist, so wird sie von den Bonzen, nebst der Sänfte, in welcher sie getragen worden, mitten auf den Scheiterhaufen gesetzt. Der oberste Bonze geht alsdenn hinzu, und nimmt die Fackel des jüngsten Kindes des Verstorbenen aus der Hand, drehet sie dreymal um den Scheiterhaufen herum, und schwencket sie auf eben die Art, wie unsere Priester das Räucherfaß zu schwenken pflegen. Nach dem nun die Ceremonie vollendet ist, so giebt er dem Kinde die Fackel wieder zurück, und dieses wirft sie sogleich mitten auf den Scheiterhaufen. Alsdenn aber wird auch mit den übrigen beyden Fackeln, die zu eben diesem Gebrauche bestimmet sind, derselbe noch an mehrern Orten angestecket. So wie nun das Feuer hervor zu lodern beginnt, so schüttet man Oel, und anderes

Räucher-

Räucherwerk, und verbrennliche Materie in dasselbe hinein. So bald aber die Leiche verbrannt ist, so stellen sie die Kinder und nächsten Anverwandten um den Tisch, auf welchem das Kohlfeuer steht, werfen auf dieses allerley Räucherwerk, fallen auf die Knie, und beten die Seele des Verstorbenen an, von welcher sie alsdenn schon glauben, daß sie mit ihren Göttern vereiniget sey. Ein jedweder Bonze bekommt alsdenn nach Verhältniß seines Standes eine gewisse Belohnung. Zum wenigsten einen Ducaten; wer ihnen aber am reichlichsten giebt, zahlt doch niemals über zwanzig Thaler. Hierauf aber geht die ganze Gesellschaft auseinander.

Den folgenden Tag gehen die Kinder, Angehörigen, und Freunde des Verstorbenen abermal an denjenigen Ort, wo den Tag vorher die Leiche verbrannt worden, um daselbst seine Asche und Gebeine zu sammeln. Diese thun sie in einen glasurten rothen Topf, welchen sie mit einer kostbaren Decke bedecken, und setzen ihn an eben den Ort, wo die Leiche verbrannt ist. Daselbst bleibt der Topf sieben Tage stehen, und die Bonzen sind verbunden, eben daselbst hinzugehen, und zu beten. Den achten Tag aber nimmt man ihn daselbst wieder weg, und setzt ihn auf ein Fußgestelle, an denjenigen Ort, wo er beständig stehen bleiben soll. Der Name des Verstorbenen, und der Secte, aus welcher er gewesen ist, werden in einen Stein gehauen, und dieser noch zuweilen mit erhabner Arbeit gezieret. Oefters gräbt auch in gewisse marmorne Säulen die vornehmsten Handlungen, oder Thaten des Verstorbenen, und fügt die Bedienungen hinzu, welche er bekleidet hat, wie auch seinen Geburts- und Todestag.

Manchmal

Manchmal siehet man auch wohl an eben dem Orte das Bildniß des verstorbenen in Marmor ausgehauen: der Mann ist also vorgestellet, wie er die Beine creutzweise unter dem Rocke übereinander geschlagen, die Hände aber auf eben die Art gefaltet hat, als wenn er betete. Eine Frau hingegen wird mit ausgestreckten Arm gebildet, und den Kopf ein wenig zur Seite gegen die Schulter gebogen.

Sieben Monate nach diesem Leichenbegängnisse nimmt man eben diese Ceremonie noch einmal vor, und nach Verlauf einer Zeit von sieben Jahren zum zweytenmale. Ja es giebt so gar reiche Familien, die sie sehr lange Zeit, jegliche vierzehn Tage vornehmen, und die Bonzen finden sich hierbey sehr gerne ein, weil sie allemal davor bezahlet werden.

Aus dieser Beschreibung erhellet, daß diese Leichenceremonien mit nichts kläglichen verbunden sind, und man muß daraus schliessen, daß die Japoner den Tod nicht so wohl für ein Uebel, als vielmehr für einen Uebergang in eine grössere Glückseligkeit ansehen. Uebrigens haben sie zwo besondere Gottheiten, welche über die Todten, und alles dasjenige, was zu diesen gehöret, die Aufsicht haben.

Jene ist die erstere. Man stellet diesen Gott auf einem Altare mit vier Gesichtern vor. In der einen Hand hat er einen Scepter, auf dessen Spitze aber eine Sonne. Vielleicht soll dieses Sonnenbild die Vorsehung bedeuten. Unter demjenigen Arme, in welchen er den Scepter führet, siehet man einen andern, welcher einen Blumenkranz trägt. In den beyden geraden Armen, die am meisten erhöhet sind, trägt er eine Art der Ruthe, und der, welcher sich darunter

befindet, zeigt eine Rauchpfanne von Räucherwerk. Dieser Jene ist der Schutz derjenigen Seelen, welche bereits ein hohes Alter erlangt haben, und welche ehedem vereheliget gewesen sind.

Der zweyte Todtengott heist Xiquani. Dieser ist über die Seelen der Kinder, und junger Leute gesetzt. Man malt ihn ganz jung, schön, und mit vier Armen, in deren einen, er ein Kind hat, die andern drey halten eine Schlange, einen Säbel, und einen Ring mit Knoten. Der lange Rock des Xiquani aber ist durchgehends mit Sternen besetzt. Neben ihn stehet ein Papagay; und es würde uns sehr lieb seyn, wenn sich jemand bey den Japonern darnach erkundiget, und uns alsdenn Nachricht ertheilet hätte, was diese hieroglyphischen Figuren alle andeuten sollten; in Betracht dieses aber finden wir bey den Schriftstellern lauter Undeutlichkeit. Wir wollen uns daher nicht bemühen, den Sinn zu errathen, was sie bedeuten sollen; weil wir sonst nur auf allerley kühne, oder gar irrige Muthmassungen fallen möchten.

Uebrigens dürfen wir diesen weiter nichts beyfügen, als das, was wir bereits von dem so besondern als berühmten Feste der Wiederkehrung der Seelen berichtet haben. Nur muß man annoch anmerken, daß man in dem Grabe zur Ehre der Verstorbenen, Lampen anzündet; und es geschiehet zuweilen, daß man bey einen verstorbenen Bürger, welcher wegen seiner Geburt, oder vornehmen Würden, es verdient, daß er nach seinem Tode vergöttert wird, bis hundert und funfzig Lampen anzündet, welche seine erkaltete Leiche beleuchten müssen.

Noch

Noch eine andere Ehrenbezeugung, welche man den Verstorbenen zu erweisen pflegt, bestehet darinne, daß man bey der Hausthüre gewisse kleine Tafeln aufhänget, welche Biosju genennet werden. Welcher Gebrauch mit den Gebräuchen in vielen andern Ländern ziemlich überein kömmt, da man z. E. über den Eingang eines vornehmen Hauses, das Wappen des verstorbenen Besitzers stellet, und den Tag hinzufüget, an welchem er gestorben ist.

Sechzehntes Hauptstück.

Von dem Character, Sitten, und besondern Gewohnheiten der Japoner.

Es ist schon zu einer Gewohnheit bey uns worden, daß wir die Japoner in Betracht der Sitten, unsere Gegenfüsler nennen; weil ihre Sitten von den unsrigen gerade das Gegentheil sind. Hiervon soll die Ursache seyn, weil die weisse Farbe bey ihnen diejenige ist, welche trauret, die schwarze aber von einem vergnügten Zustande zeiget. Man fügt auch noch hinzu, daß sie allemal auf der rechten Seite auf das Pferd steigen, und zwar aus der Ursache, weil man keine vorzügliche Handlung auf die Art unternehmen müsse, indem man sich auf den linken Fuß stützete. Ferner, weil sie ihre Ceremonien Kleidungsstücke in dem Hause tragen, dieselben aber ablegen, wenn sie ausgehen: und überhaupt hundert andere Gebräuche mehr haben, die mit unserer Art zu denken nicht überein kommen. Allein ich halte dafür, man hat sich bisher in seiner Rechnung betrogen: weil man eigentlich nach den

Meynungen des Herzens urtheilen muß, wenn man den Character eines Volks untersuchen will.

Die Ehre ist der einzige Erkenntnißgrund, aus welchen man den Character der Japoner kennen lernen muß: denn aus dieser Quelle fliessen ihre Tugenden und Laster, ja so gar diejenigen von ihren Fehlern, die ihnen nicht einmal wesentlich eigen sind. Sie sind frey, aufrichtig, lieben die Wahrheit, sind die besten Freunde, vollkommen getreu, man mag sie auch probiren, wie man will, dienstfertig, freygebig, bereitwillig, und bey allen Glücksveränderungen unempfindlich; wodurch sie denn berechtiget sind, alle Arten der Handlung für ein niederträchtiges Gewerbe zu halten. Ueberhaupt sind die Japoner ein gesittetes Volk, aber in sehr armseligen Umständen; und diese Armuth, welche sich bis zu ihrer Unabhängigkeit erstrecket, macht ihre Tugend noch um desto mehr verehrungswürdig; und erhebt sie von sich selbst. Ein Japonischer Einwohner behält weiter nichts in seinem Hause, als was er zur Nothdurft gebraucht; und der Ueberfluß ist ihm niemals zu einer Nothdurft geworden; sondern er ist in seiner edlen Dürftigkeit zufrieden, in welcher er nichts destoweniger sich der allergenauesten Reinlichkeit, und Heiterkeit des Gesichts befleißiget, welche von seiner Zufriedenheit des Geistes auf das vollkommenste zeuget. Die Hofleute, und übrigen Vornehmen, sind Verschwender, und derjenige Stolz, welcher bey unsern grossen Monarchien sich äussert, würde mit einer Pracht in den Städten Jedo, und Meaco in keine Vergleichung kommen. Welcher sollte nun wohl nicht vermuthen, daß das Volk über sein Elend ermüdet, durch eine übermäßige Pracht

seiner

seiner Herren verblendet, auf sie neidisch seyn, und es sehr bedauern müßte, indem es kein Vermögen besässe, und die würklichen Besitzer so grosser Reichthümer verabscheuen müßte? Allein der Japoner kennet eine solche niederträchtige Eyfersucht nicht. Denn wenn ein Prinz von dem Gipfel seiner Ehre herunter stürzt, und aller seiner Güter beraubt wird; so wird er in die bitterste Armuth versetzt; deswegen aber wird er nicht weniger stolz oder geehret. Seine Erniedrigung bewegt ihn nicht, sich zu schlechten Leuten zu halten; oder dem Niedrigern stolz zu begegnen; sondern seinen Unwillen dreust auszulassen, er mag in seinem vornehmen Stande geblieben seyn, oder nicht. Denn der Ehrgeitz ist diejenige Kette, welche alle Städte des Reichs mit einander verbindet; die Grösse der Seele, Stärke des Geistes, die edlen Empfindungen, Eyfer gegen das Vaterland, Kühnheit und Verachtung des Lebens, sind diejenigen zufälligen Dinge, welche jegliche Glieder dieser Kette genauer mit einander verbinden. Diese unsere Schilderungen aber müssen wir mit einigen Beyspielen erläutern, und beweisen.

Ein Edelmann zu Fingo hatte eine überaus schöne Frau. Diese sahe der Kaiser, verliebte sich in sie, und ließ ihren Mann, um ihre Gunst desto freyer geniessen zu können, ermorden. Einige Tage nachher gab er den Befehl, daß man ihm die Wittwe herbringen solte, und hieß ihr in seinem Schlosse ein überaus prächtiges Zimmer zurechte machen. Die Wittwe stellete sich, als ob sie von Dankbarkeit so zu sagen ganz durchdrungen, und über die Gnade gar sehr vergnügt sey, welche ihr von dem Kaiser erwiesen würde. Sie weigerte sich aber, als er ihr zu heftig zusetzte, und

bat ihn, daß er ihr erlauben möchte, ihren Ehegatten dreyßig Tage zu betrauren, und alsdenn ihren Angehörigen einen Schmauß zu geben, ehe sie zu ihm gienge. Der Kaiser wurde durch diesen Aufschub noch heftiger verliebt, willigte aber doch in alles, was sie verlangte, und lud sich bey demjenigen Gastmahle mit ein, welches das Ende ihrer Ungeduld seyn solte. Die Angehörigen versammeln sich daher, man setzt sich zu Tische, jedermann ist vergnüget, man stehet bald wieder auf; die Wittwe aber begiebt sich zu dem Altane, unter dem Vorwande sich auf denselben zu lehnen, stürzt sich herunter und entzieht sich in äusserster Verzweiflung derjenigen Schande, die ihr bevorstund.

Ein gewisser Herr wurde in ein junges Frauenzimmer sterblich verliebt, welches er einer Soldatenwittwe entführt hatte, deren Tochter sie war. Die Mutter war eine geraume Zeit über ihren Verlust untröstbar; als sie aber endlich erfahren hatte, daß sie noch lebte, und nächst diesem auch, in was für einem Zustande; so schrieb sie einen Brief an sie, daß sie ihr doch einigen Beystand leisten möchte. Als man ihr den Brief überreichte, so war ihr Liebhaber eben gegenwärtig, und verlangte entweder aus Eyfersucht, oder blosser Neugierde ihn zu lesen. Das Frauenzimmer widersetzte sich aus allen Kräften, damit ihr Geliebter nicht den üblen Zustand ihrer Mutter erfahren möchte. Weil sie aber besorgte, er möchte sie darzu zwingen, so rollte sie das Papier in aller Geschwindigkeit zu sammen; und verschluckte es, daß sie auf der Stelle davon starb. Dieser grausame Vorfall erregte die Eyfersucht dieses Herrn dergestalt, daß er seiner

erblaßten

erblaßten unglückseligen Geliebte so gleich den Hals aufschneiden ließ. Als man nun das Briefgen heraus zog, und es ihm zu lesen gab, so gerieth er darüber noch mehr in Verzweiflung. Er sahe also kein ander Mittel vor sich, sich seinen Schmerz zu erleichtern, als daß er die Mutter zu sich kommen ließ, und sie mit Wohlthaten überhäufte.

Man erzählt auch, daß eine blosse Dienstmagd, welche geglaubt, sie sey dadurch an ihrer Ehre gekränkt, weil sie einsmals Ursache gegeben, ausgelacht zu werden; aus Wuth ihre Brust zu dem Munde geführet, sie mit den Zähnen abgerissen habe, und in derselben Stunde gestorben sey. Allein wir müssen wohl wieder zu unserer vorigen Erzählung kommen.

Die Pflichten der Freundschaft sind bey den Japonern eben so heilig, wie die Pflichten, unter den Eheleuten. Denn ein Japoner wird durch keine Gefahr zuruck gehalten, wenn es die Pflichten der Freundschaft erfordern, seinem Freunde entweder zu dienen, oder ihm das Leben zu erhalten; eben so wenig darf man auch erwarten, daß ein Verbrecher durch die allerabscheulichste Marter dahin beweget werden kan, seine Mitschuldigen anzugeben.

Geräth ein Ausländer in Lebensgefahr, oder in einen jedweden andern üblen Zufall, und nimmt seine Zuflucht zu einem Japoner, so kan er sich dessen Schutz ganz gewis versprechen; ohne daß dieser auf die Folgen siehet, oder an dem den mindesten Antheil nimmt, wie es seiner Frau, oder Kindern gehen könne; ja er unterstützt ihn auf Kosten seines Vermögens, und so gar seines Lebens. Hieraus aber darf man nicht die Folge ziehen, daß dieses Volk etwan an Unordnungen,

oder Unfug einen Wohlgefallen habe, sondern man verabscheuet vielmehr die Zänker, Verläumder, oder diese Art von unnützigen, und verhaßten Leuten, welche wir Wäscher oder Plauderer zu nennen pflegen; denn man glaubt, sie haben weder Herzhaftigkeit, noch Verstand. Die Hazardspiele werden bey ihnen für ein schmutziges, und unanständiges Gewerbe gehalten. Würden sie aber bey uns nicht eben so geachtet, so müßte sie doch die Leidenschaft des Geitzes, den sie verrathen, aus ansehnlichen Gesellschaften verbannen.

Der Japoner ist von Ehrfurcht gegen seine falschen Gottheiten ganz und gar durchdrungen; und wenn die menschlichen Vortheile, oder der Geitz nicht die reichliche Erndte verwüstet hätte, zu welcher der erste Fortgang des Lichtes des Evangelii der wahren Religion Hofnung machte; so würde dieses Volk ohne Zweifel das allerfrömmste auf dem Erdboden geworden seyn. Es gehorcht seinen Obern, aber mehr aus Furcht, als Liebe. Denn die unsichtbaren Japonischen Kaiser haben nur blos mit Furcht über ihre kühnen Unterthanen herrschen wollen, welche den Werth der Unabhängigkeit wohl einsehen, aber aus dringender Nothwendigkeit gehorchen; ob sie dieses gleich eben so wohl aus Vernunftgründen gethan haben würden.

Das Japonische Volk aber ist überhaupt aufrührisch, unruhig, argwöhnisch, mißtrauisch, und rachsüchtig; es liegt aber in seinen Ausschweifungen bald unter, und man kan es leicht wieder zu Gehorsam bringen. Denn weil es tugendhafte Empfindungen hat, so liebt es eben diejenige Wahrheit, durch die es verdammt wird, und fürchtet sich dafür

nicht, wenn man ihm seine Fehler gleich deutlich giebt. Man sagt auch, daß die vornehmen Herren jederzeit aus der Ursache einen vertrauten Bedienten bey sich hätten, dessen einziges Geschäft darinnen bestünde, daß er sie hiervon unterrichten müßte. Untreue und Lügen werden in diesem Reiche sehr verabscheuet, und öfters mit dem Tode bestraft. Kein Volk aber liebt die Ordnung mehr, und entfernt sich sorgfältiger von allen Gelegenheiten, durch welche Aergerniß gegeben wird, als dieses; so, daß diejenigen sogar, welche nicht einmal an die Götzen des Landes glauben, gar keine Schwierigkeiten machen, ihnen dennoch einen äusserlichen Dienst zu erweisen. Man weiß auch gar kein Beyspiel, daß ein Japoner jemals seine Götter gelästert, und sich über sein Schicksaal beklagt hätte; da er hingegen gewohnt ist, alle mögliche Unglücksfälle mit einer unglaublichen Standhaftigkeit zu ertragen. Ein Vater ist im Stande, seinen Sohn zum Tode zu verdammen, ohne einmal die Farbe seines Gesichts darüber zu verändern, und ohne, daß man dennoch aufhört, ihn für einen Vater zu erkennen. Wer sich einen durch offenbare Schmähungen zum Feinde gemacht hat, ist gar nicht geneigt, denselben zu fliehen; sondern er gehet vielmehr mit allen Fleisse an diejenigen Oerter, wo ihn derjenige antreffen kan, welchen er beleidiget hat. Wenn es nun die Gelegenheit giebt, daß man sich dem andern wieder verbindlich machen, und mit ihm reden kan, so verfährt der Beleidiger, und Beleidigte so mit einander, als ob sie die vertrautesten Freunde wären. Stirbt aber einer eher, als die Mißhelligkeit geendiget ist, so erbt der Sohn eben diese Zwistigkeit; als-

lein die Rache ist jederzeit edel, und man hat sich niemals vor arglistigen Fallstricken zu fürchten: denn der Meuchelmord ist unter den Japonern fast ganz und gar nicht bekannt.

Man vergleicht zuweilen die Japoner mit den Engländern; weil es scheint, als ob sowohl der eine, als andere den Tod verachte. Allein die Vergleichung ist nicht richtig: denn der Engländer nimmt sich das Leben aus Verdruß, oder Verzweifelung; der Japoner aber nimmt sich dasselbe bey der geringsten Ursache vornemlich deswegen, weil er es für nichts achtet. Er schätzet übrigens niemanden als sich selbst, denn alle Ausländer sind bey ihm deßwegen vollkommen verachtet, weil er sie nicht braucht; er ist leichtsinnig aus Eigensinn, unbeständig aus Verachtung, und ein Barbar gegen seine Angehörigen, Schwachen, und Kraftlosen.

Ist irgend ein Volk in der Welt, welches die Annehmlichkeit der Gesellschaft kennet, hochschätzt, und ausübt, so sind es die Japoner, und wenn Menschen auf dem Erdboden zu finden sind, welche die Empfindungen der Tugend sehr weit treiben, so kan man es von ihnen mit Wahrheit behaupten. Hiervon müssen wir nothwendig den Beweis in einer Begebenheit melden, die in der That erstaunenswürdig ist.

Einer Ehefrau war der Mann gestorben, welcher sie mit dreyen Söhnen zurück gelassen hatte, die kaum vermögend waren, ihre Mutter von ihrer Hände Arbeit kümmerlich zu ernähren. Indessen liebten diese Kinder ihre Mutter bis zum Anbeten, und als sie sahen, daß alle ihre Bemühungen nicht vollkommen

men hinreichend waren, alles dasjenige anzuschaffen, was zu der Bedürfniß des ganzen menschlichen Lebens nothwendig ist; so verfielen sie auf einen ganz verzweifelten Vorsatz. Der Kaiser hatte damals in einem Befehle eben kund machen lassen, daß ein jedweder, welcher der Obrigkeit einen Dieb in die Hände liefern würde, eine ansehnliche Summe Geldes dafür zur Belohnung erhalten solte. Sie beschlossen also unter einander, daß sich einer unter ihnen stellen sollte, als ob er ein Dieb wäre, und ihn die beyden übrigen gefänglich überliefern solten, damit sie die versprochene Belohnung erhielten. Als sie hierüber looseten, so fiel das Loos auf den jüngsten Bruder. Dieser ließ sich also gleich binden, und als einen Verbrecher fortführen. Man fragte ihn also, ob er gestohlen habe, und er antwortete: Ja, ich bin ein Dieb. Auf diese Aussage wurde er also gleich in ein finsteres Gefängniß geworfen; seinen beyden Brüdern aber wurde diejenige Summe Geldes ausgezahlet, die der Kaiser öffentlich versprochen hatte: Indessen wurden diese Unglückseligen über die Quaal, welche ihr jüngster Bruder ausstehen würde, dergestalt gerühret, daß sie gar nicht zu bleiben wußten. Sie drängten sich daher ins Gefängniß, und überliessen sich nebst diesem unglückseligen Opfer allen Merkmalen, welche Zärtlichkeit, und Betrübniß nur aus ihnen pressen konnte. Einer von denen Bedienten, welche über die Gefängnisse gesetzt waren, und die Verbrecher unter sich in Aufsicht hatte, war ein Augenzeuge dieses kläglichen Auftritts. Denn er schlich denen beyden Angebern nach, weil er den Befehl hatte, dieses Geheimniß zu entdecken. Er vernahm,

wie

wie sie zu ihrer Mutter gegangen, und ihr die ganze Sache erzählt; diese aber an dem Verfahren einen solchen Abscheu gehabt hätte, daß sie zehenmal lieber vor Kummer, und Elend sterben, als ihr Leben durch den Verlust eines ihrer Kinder fristen wollte. Nachdem nun der Richter hinter dieses Geheimniß gekommen war, so ließ er den vermeynten Verbrecher vor sich führen, und fragte ihn in allem Ernste. Allein er konnte keine andere Antwort aus ihm bringen, als diese; daß er ein Verbrecher sey, und daher gerne sterben wolte. Die sämmtliche Gerichtsversammlung erstaunte über diese Beweise einer kindlichen Liebe, und antwortete: man wisse schon alles, und man zwang ihn darzu, zu sagen, wodurch er zu einer solchen würklichen Heldenthat angetrieben worden sey; man umarmte ihn, eilte sogleich zum Cubo-Sama, und erzählte ihm die ganze Begebenheit.

Der Kaiser war begierig, diese drey Brüder zu sehen; er lobte ihr kindliches Herz, und gab dem jüngsten unter ihnen einen Gehalt von funfzehnhundert Reichsthaler jährlich, jeglichen der beyden übrigen aber fünfhundert Reichsthaler.

Wir haben im vorhergehenden gesagt, daß die Ehre diejenige Kette sey, durch welche alle Stände der Japoner unter einander verbunden würden; diesen müssen wir nun beyfügen, daß eben dieser Ehrgeitz sie zu den ausnehmendsten, und ausserordentlichsten Handlungen antreibt.

Ein paar Edelknaben begegneten einander auf der Treppe in dem kaiserlichen Schlosse: bey welcher Gelegenheit denn ihre beyderseitigen Degen an

einander

einander hängen blieben; der welcher herunter gieng, fand sich darüber beleidiget. Der andere entschuldigte sich, und versicherte, daß dieses blos von ohngefehr geschehen sey: und fügte noch hinzu, daß die Sache ja auch nicht viel zu bedeuten habe, sondern daß der eine unter ihnen so gut sey wie der andere. „Ich „will euch gleich zeigen, „antwortete der erstere, „„was für ein Unterscheid zwischen uns beyden ist.„ Er zog also bey diesen Worten sogleich einen Dolch heraus, und stieß sich denselben in den Leib. Der andere gieng hinauf, ohne ein Wort hierauf zu antworten, und setzte zuerst die Schüssel auf des Kaisers Tisch, die er in den Händen hatte; kommt darauf sogleich wieder zurück, und antwortet dem Sterbenden: „ihr würdet mir nicht zuvor gekommen seyn, „wenn ich nicht in den Diensten meines Herrn ge„wesen wäre; ich will euch aber beweisen, daß mein „Degen so viel vermag, als euer Dolch.„ Hiermit stieß er sich denselben in den Leib, als er diese letzten Worte gesprochen hatte, und fiel auf den Leichnam seines todten Nebenbuhlers. Der Mißionarius, aus dessen Nachricht, ich diese Begebenheit entlehne, will es nicht entscheiden, ob eine solche Handlung, aus einer grössern Wuth zu erklären sey, als diejenige unter unsern Europäern ist, in welcher sie im Zweykampfe einander die Hälse brechen.

Ja man hat sogar einsmals einen Japoner gesehen, welcher sich unter dem Grunde eines öffentlichen Gebäudes begraben ließ, das durch den Wetterstrahl zu verschiedenen malen angesteckt, und abgebrannt war, und zwar in der Absicht, um den Zorn der Götter zu besänftigen, von welchen er glaubte, daß sie

über

über seine Nation zornig wären. Ist dieses Schwärmerey, Heldenmuth, oder eine blosse Verachtung des Lebens? Jedoch es mag seyn was es wolle, so ist so viel gewiß, daß dieses Volk eben sowohl wie die Römer, seine Decius, Scävola, Cocles, und Lucretien gehabt habe.

Uebrigens sind die Japoner fast durchgehends ziemlich übel gewachsen. Sie haben eine dunkelbraune oliven Farbe des Gesichts, kleine Augen, schiefe Beine, nicht einmal eine mittelmäßige Grösse, kurze Nase, die ein wenig eingedruckt ist, und deren Spitze nur ein wenig in die Höhe ragt; dicke Augenbraunen, platte Backen, grobe Gesichtszüge, und wenigen, oder gar keinen Bart. Ein gewisser natürlicher Stolz ist das Unterscheidungsmerkmal der Vornehmen dieses Landes, und unterscheidet sie zugleich von dem gemeinen Pöbel.

Die Kleidung der Japoner ist mittelmäßig, und anständig; die Vornehmen tragen lange Röcke, die hinter sie herschleppen, von kostbaren seidenen, geblümten Zeuchen, deren Blumen entweder von Gold, oder Silber sind; um demselben aber einen kostbaren Gürtel. Die Ermel sind weit, und hängen herunter; ihre Säbel, und Dolche sind mit kostbaren Perlen und Edelsteinen besetzt. Die Kaufleute, Künstler, und Soldaten aber tragen Kleider, die nicht weiter, als bis auf die Knie herunter gehen; die Ermel aber nicht bis über dem Ellbogen. Alle aber sind bewafnet. Die Vornehmen lassen sich oben die Stirne bescheeren, hinten am Kopfe aber die Haare herunter hängen; die Bürger aber lassen sich den Kopf hinten bescheeren.

Das Japonische Frauenzimmer ist in seinen Haaren aufgeputzt. Die Bürgerlichen stecken dieselben nur mit einer Nadel auf: die Vornehmen aber lassen sie entweder herunter hängen, oder binden sie in einen Zopf zusammen; an den Ohren aber tragen sie Ringe von Perlen. Ihre Gürtel sind sehr breit, und mit allerley Blumen, und Zierathen besetzt. Den vornehmen Stand eines Frauenzimmers aber beurtheilet man gemeiniglich nach der Menge der Unterkleider, oder Westen, die sie tragen: Denn man glaubt, sie haben deren öfters hundert über dem Leibe; sie sind aber so dünne, und zart, daß man deren viele mit einemmale zugleich in eine Tasche stecken kan. Ueber diese Westen ziehen sie einen langen fliegenden Rock, welcher einige Fuß lang hinter ihnen herschleppet. Wenn sie ausgehen, so haben sie jederzeit ein starkes Gefolge von Mägden bey sich, welche prächtig geputzt sind, allerley Kostbarkeiten, Schnupftücher, und eingemachte Sachen in grossen Becken tragen. Die Kammerweiber umgeben ihre Gebieterin, einige derselben haben Fächer, und andere Sonnenschirme, welche so groß sind, als ein Verdeck; woran aber der Zeuch ungemein mit Kostbarkeiten besetzt ist.

Nachdem nun die Japoner beyderley Geschlechts nach und nach älter werden, so verändern sie auch ihre Kleidung. Die Kleidungsstücken sind leicht, und sie gehen beständig mit blossen Köpfen, um dieselben zu der Kälte zu gewöhnen. Ihr Anzug an den Beinen, und Füssen ist eine Art von halben Stiefeln, die sie mit leichter Mühe an- und wieder ausziehen können; sie werden auf verschiedene Art entweder aus Hirschle-

der, oder aus Stroh, Binsen, Bambus ganz künstlich geflochten, und gearbeitet.

In ganz Japon rechnet man auf dreyzehn tausend Städte. Sie sind aber nicht befestiget, sondern nur mit einem blossen Graben, oder Hecke umgeben, welche sie von dem Felde unterscheidet, und haben zwey Thore. Die Häuser der Bürger sind nicht über drey Ruthen hoch, und die kaiserlichen Schlösser haben selten mehr, als ein Stockwerk. Daß man aber die Gebäude nicht höher aufführt, davon ist die Ursache, weil man das Erdbeben sehr besorgt. Alle diese Häuser sind übrigens von Holze aufgeführet: inwendig sind sie in zwey Zimmer abgetheilet, in deren einem die Weiber wohnen, die selten zum Vorschein kommen; das andere aber ist zu dem gemeinen Gebrauche und für den Zuspruch vor andere bestimmet. Alles aber wird überaus rein gehalten in diesen Zimmern; das Porcellain und andere Geräthe, welche mit Firniß überzogen sind, wie z. E. die Küsten, und andere dergleichen mehr, stehen nicht in denen, wo jedermann hinein kömmt, sondern in sicherern Zimmern. Der Fußboden ist mit Matratzen bedeckt, auf welche man sich den Tag über setzt, zur Nachtzeit aber drauf schläft, und zwar vermittelst eines kleinen Pultes, welches aus sechs Brettern zusammen gesetzt ist, und ihnen statt eines Kopfküssens dienet. Die Fenster sind von Papier mit doppelten Flügeln, und werden nicht zugemacht, ausser nur zur Nachtzeit. Ein gewisser Heerd, welcher unter dem Fußboden angebracht ist, gewähret ihnen im Winter eine gelinde Wärme; wenn die Kälte aber sehr groß ist, so wirft man eine kleine Tafel darauf, die mit einem Teppich bedeckt ist, auf welche man sich setzt.

An

An den Japonischen Wohnungen ist vornehmlich der Garten vor andern merkwürdig. Man findet in demselben sehr rare Blumen, und in der schönsten, und angenehmsten Veränderung. Denn man erblicket Felsen, welche die Natur vollkommen nachahmen, und mit Vögeln, oder Insecten von Erze gezieret sind, welche Wasserfälle vorstellen, die mit einem angenehmen Geräusche in ein Becken herunter fallen. Ferner bemerkt man in denenselben kleine Wälder, die aus lauter wohlriechenden Zwergbäumen bestehen, Fischhälter mit vergoldeten, oder versilberten Fischen; Bäume, auf welchen die allerschönsten Früchte hängen, und Blumen, von der schönsten rothen Farbe.

In Japon überhaupt sollen neunmal hundert tausend acht hundert, und funfzig Flecken und Dörfer seyn, welche auf das simpelste, und zugleich kostbarste gebauet sind. Gemeiniglich liegen sie an den Heerstrassen; so, daß die reisenden Fremden nicht anders glauben, als ob sie auf einer Gasse der Stadt wanderten, die durch das ganze Reich gienge. Der Bauer ist nicht reich, allein bey seinem mittelmäßigen Zustande sehr zufrieden; genießt eine dauerhafte Gesundheit, und die Zufriedenheit ist auf seinem Gesichte gemahlet.

Wenn die Prinzen, und grosse Herren beym Hofe des Cubo-Sama jährlich erscheinen müssen; so müssen sie nothwendig zweymal die Heerstrasse reisen: wodurch denn diese eben so sehr bevölkert sind, als die Gassen in den volkreichsten Europäischen Städten. Eine solche Reise aber geschiehet mit ausserordentlicher Pracht. Das Gefolge eines solchen

Prinzen ist so zahlreich, daß verschiedene Tage darzu erfordert werden, da es unterwegens seyn muß. Die beyden erstern Tage wird die Bagage, die Unterbedienten, und Laquaien des Prinzen in verschiedenen Truppen voraus geschickt. Dem dritten aber folgt der Prinz selbst mit einer prächtigen Hofstatt, welche in der schönsten Ordnung aufgezogen kömmt. Zuweilen bestehet ein solches Gefolge aus zwanzig tausend Menschen. Um nun die Verwirrung zu vermeiden, so thut man öffentlich kund, an welchen Tagen der vornehme Herr an diesem, und jenem Orte zu Mittage, oder Abends, speisen werde.

„Nichts aber ist so besonders,„ sagt ein gewisser Schriftsteller, „als daß, so viele Personen man „siehet, solche alle, nur die Pickenträger, Sänftenträger, und Livreybedienten ausgenommen, in „schwarzseidenen Kleidungen erscheinen, und mit einer „ausnehmenden Ernsthaftigkeit, die ihnen sehr wohl „anstehet, aufziehen, und dabey eine so ausnehmende Stille beobachten, daß sie nicht das mindeste Geräusch machen, ausser, welches das Reiben der „Kleider, und die Bewegungen der Menschen, und „Pferde verursachet. Ferner kommt es einem Europäer sehr seltsam vor, daß alle Pickenträger, und „Laquaien, sich bis mitten an den Leib aufschürzen; „ihre ganze Blösse zeigen, und dieselbe mit weiter „nichts, als nur mit einer Binde, vom schwarzen „Tuche, bedecken. Am seltsamsten, und poßirlichsten „aber kömmt ihnen ein gewisser Gang, oder vielmehr „poßirlicher Tanz vor, welchen die Pagen, Picken„träger, Sonnenschirmträger, und auch diejenigen

„vorneh

„vornehmen, welche die Hüthe, und Koffers tragen „müssen, auch alle Laquaien überhaupt, die in Livrey „stehen; wenn sie durch ein Dorf, oder eine merk„würdige Stadt kommen, oder auch dem Gefolge „eines andern Prinzen und vornehmen Herrn begegnen. Denn bey einem jedweden Schritte werfen sie „einen Fuß hinter sich, und zwar so weit wieder in die „Höhe, bis auf den Rücken, strecken den Arm so weit „vorwärts, als sie können; nicht anders, als ob sie „in die Luft fliegen wolten. Zu gleicher Zeit aber schwenken sie auf eine ganz besondere Art, welche mit der „Bewegung ihres Leibes überein kömmt, ihre Spiese, „Hüthe, Sonnenschirme, Koffers, und alles, was sie „tragen. Die Laquaien bey den Sänften streifen ihre „Ermel auf bis an die Schulter, und gehen mit bloßen Armen. Sie tragen die Sänftenstäbe entweder „auf ihren Schultern, oder in den Händen, die sie über „den Kopf erheben. Während dem nun, daß sie die „Sänfte auf diese Weise in die Höhe halten, so strecken „sie die Arme aus, halten die Hand in einer horizontalen Lage, wodurch sowohl, als durch ihren Gang, „mit abgemessenen, und steifen Schritten sie eine sehr lächerliche Fürsichtigkeit annehmen. Wenn der Prinz „aus der Sänfte herausteiget, um in einer Sommerlaube oder Häusern, die man von einer Strecke zur „andern vor ihm erbauet hat, abtreten will; so giebt „er dem Wirthe jederzeit einen Cobang zur Belohnung; „wo aber zu Mittage, oder zu Abends speiset, daselbst „bezahlt er viel mehreres.

Von dem feyerlichen Besuche, welchen der Cubo-Sama dem Dairi abstattet.

Dieser Gebrauch, welcher in der That nichts anders ist, als ein Comödienartiger Auftritt, weil der Cubo-Sama nichts destoweniger der unumschränkte Herr über Japon ist, wird jegliche fünf, oder sechs Jahre begangen. Es wird wenigstens ein ganzes Jahr darzu erfordert, da die blossen Zurüstungen zu dieser Reise gemacht werden. Jedo liegt von Meaco ohngefehr hundert fünf und zwanzig Meilen, welche Strecke in acht und zwanzig Herbergen, oder Aufenthalte abgetheilet ist, in deren jeglichen der Kaiser eine neue Hofstatt, Bedienten, Leibwache, Soldaten, frische Pferde, und alle Arten von Lebensmitteln so wohl für Menschen, als Vieh, findet. Man solte diesen Herrn bey einen dergleichen Aufzuge gewiß nicht für einen solchen halten, der einem andern grossen Herrn den Besuch abstatten will, dem er doch zu befehlen hat; sondern für einen Eroberer, welcher ein mächtiges Reich mit Krieg angreifen will. Die Bedienten, und Truppen, welche von Jedo ausmarschiret sind, bleiben bey dem ersten Quartiere stehen, sobald sie ankommen, so gehet eine gleich starke Anzahl von eben dem Orte aus; und eben diese Ordnung wird bis Meaco beobachtet; mithin begleitet jedweder Trupp seinen Herrn nicht weiter, als eine halbe Tagereise. Wenn der Cubo-Sama zu Meaco anlangt, so findet er daselbst eine so ungeheure Menge Kriegsvolk, daß die hundert tausend Häuser, aus welchen die Stadt bestehet, nicht einmal

mal hinreichend sind, sie alle zu fassen, sondern ausserhalb der Stadt, noch viel Zelter aufgeschlagen werden müssen, in welche man sie einquartiret. Von den Ceremonien, welche die beyden Kaiser bey diesem Besuche beobachten, können wir keine genaue Nachricht geben; nur weiß man so viel, daß der Cubo-Sama dem Dairi seine Hochachtung auf eben die Weise bezeigt, wie ein Unterthan seinem Oberherrn; daß er ihm kostbare Geschenke bringet, und eben so prächtige wieder zurück bekommt. Auch sagt man, daß bey diesem Besuche dem Cubo-Sama eine silberne Tasse mit Wein präsentiret werde, die er nachher, wenn er sie ausgetrunken, in Stücken zerschlage, und sie in dieser Beschaffenheit alsdenn bey sich behalte. Wenn dieses wahr ist, so zeigt es von der vollkommenen Unterthänigkeit, und ist der deutlichste Beweiß derselben, daß der Cubo-Sama unter dem Dairi stehe, denn dies ist das vollkommenste Kennzeichen der Unterwürfigkeit, das man bey den Japonern nur geben kan.

Wie die ausländischen Gesandten zu Jedo empfangen werden, davon können wir keine bessere Nachricht ertheilen, als diejenige, die uns die Holländer überschickt haben.

Jedo ist, wie wir bereits angezeiget haben, die Residenz des Cubo-Sama, und zugleich sowohl die Hauptstadt des ganzen Reichs, als zugleich die vornehmste in demselben. Sie liegt nach den Beobachtungen, fünf und dreyßig Grade, zwey und dreyßig Minuten nordlicher Breite; ist sieben Meilen lang, fünf deren breit, und hat zwanzig in ihrem Umfange. Das kaiserliche Schloß liegt mitten in derselben, und hat ohngefehr fünf Meilen im Umfange. In demselben sind

zwey Ringmauren, welche man von aussen für Vestungen ansehen solte. Das Schloß liegt in der Mitte, nebst seinen weitläuftigen Gärten. In der ersten Ringmauer haben die Prinzen ihre Wohnungen; in der zwoten aber die vornehmsten unter diesen Prinzen, Staatsräthe, vornehmen Bedienten der Krone, und alle Vertraute vornehme Herren des Cubo-Sama. Das kaiserliche Schloß liegt etwas höher, als die beyden übrigen: es ist mit starken Mauren umgeben, deren Seiten von Hornwerken nebst einem hohen Walle von Erde bestrichen werden können. Nichts aber ist so dauerhaft, als dieses Gebäude: denn es ist mit lauter Bruchsteinen von ungemeiner Grösse aufgeführt, die alle übereinander gesetzet, aber mit keinem Mörtel verstrichen sind, auch keine eiserne Klammern haben, so, daß sie weichen können, ohne zu zerbrechen, oder sich zu verschieben, im Falle sich etwan Erdbeben ereignen, dergleichen in Japon häufig sind. Ferner gewähret ein prächtiger Thurm mit seinen verschiedenen vergoldeten Dächern, mit dreyen andern Dächern, die mit vergoldeten Drachen unterstützt sind, in der Ferne diesem Gebäude ein so prächtiges Ansehen, als man es sich kaum vorstellen kan. Alle diese Ringmauern sind mit einer zahlreichen Anzahl von Truppen besetzt. Das Zimmer, wo der kaiserliche Schatz stehet, ist mit Kupfer gedecket, und mit eisernen Thürmen versehen; was aber die Besorgniß vor das Anzünden des Wetters hat ausfinnen können, bestehet darinnen, daß man statt eines platten Daches, über diesem Gebäude einen Wasserhälter angebracht hat, welcher, wie die Japoner glauben, eine undurchdringliche Vormauer wider den Wetterstrahl seyn soll.

Als nun der Tag zu der Audienz von dem Cubo-Sama angesetzet war, daß die Holländischen Gesandten vor ihm erscheinen sollten; so schickten diese diejenigen Geschenke voraus, welche für dem Kaiser bestimmet waren. Diese legte man nach der Reihe auf hölzerne Tische in eben dem Saale, welchen die Japoner tausend Matten nennen, wo sie denn der Kaiser besahe, und untersuchte. Die Gesandten giengen also mit einem kleinen Gefolge aus ihren Wohnungen in einer Kleidung von schwarzen Tuche, wurden von einem Oberaufseher des Stadthalters zu Nangasaki, einem Commissarius von Bugio, zween Staatsbothen, und einem Sohne des Dollmetschers, begleitet, die allerseits zu Fusse giengen. Das Gefolge aber, welches zu Pferde war, bestund in vier Holländischen Bedienten, die hintereinander herritten, deren Pferdezügel von einem Bedienten gehalten wurde; ferner von dreyen andern Holländern, und dem Dollmetscher. Auf diese folgte der Gesandte, welchen die Japoner den Hauptmann in ihrer Sprache zu nennen pflegen, in einer Sänfte; hinter ihm aber der alte Dollmetscher, welcher in einem Cango getragen wurde. Nach einer halben Stunde langte man bey dem Schlosse an, durch dessen beyde erstere Ringmauern er mitten unter einer Menge von der Leibgarde, gelangte. Hier aber muste der Gesandte aussteigen, und die Hauptleute der kaiserlichen Schloßgarde reichten ihm, als sie ihn zu Fuß kommen sahen, den Thee, und eine Pfeife Taback. Nachdem er hier eine Stunde verzogen hatte, so nahmen drey Bedienten den Gesandten ganz allein, und führten ihn vor dem Cubo-Sama. So bald er nun in den Audienzsaal tratt, so riefen sie mit lauter Stimme: Hollanda Capi-

Capitane. Dieses war das Zeichen, daß der Gesandte dem Kaiser seine Ehrfurcht bezeugen sollte. „Er kroch „daher, wie es der Landesbrauch erfordert, auf den Hän„den, und Knien, bis zu demjenigen Orte, den man „ihm zwischen den Geschenken, die zu beyden Seiten „gestellet waren, und wo sich der Kaiser niedergesetzet „hatte, anwies. Nachdem er sich hier auf die Knie „gesetzt hatte, so beugte er sich so weit zur Erde nieder, „bis er mit seiner Stirne auf dieselbe stieß. Hierauf „kroch er, wie ein Krebs, nemlich auf Händen, und „Füssen, wieder zurück, ohne daß er einmal den Mund „geöfnet, und ein einziges Wort vorgebracht hat.„ Dieses ist die einzige Ceremonie, welche bey der Audienz der Abgesandten beobachtet wird, sie ist auch von denen nicht unterschieden, welche gewöhnlich sind, wenn sich die grossen Prinzen des Reichs vor dem kaiserlichen Throne stellen. Man ruft sie bey ihren Namen; alsdenn kriechen sie auf der Erde auf allen vieren hinzu, stossen mit der Stirne auf die Erde, und kriechen auf eben die Art wieder zurück.

Dieser Audienzsaal hieß ehedem der Saal der Hundert Matten. Er ist ziemlich dunkel, mit Säulen unterstützt, und mit Schirmen gezieret. Der Fußboden ist auch würklich mit hundert Matten bedeckt, die alle gleich groß sind. Er stößt an zwey andere Zimmer, in deren einem die Staatsräthe Audienz erhalten, in dem andern aber, welches kleiner, tiefer, und eine Stuffe höher ist, sitzt der Kaiser auf einem Teppiche mit creutzweis über einander geschlagenen Beinen.

Nachdem nun der Gesandte seine Ehrfurcht dem Kaiser erwähntermassen feyerlichst bezeuget hatte, so

wurde

wurde er mit seinem Gefolge in die Zimmer in dem innern Schlosse geführet, wo sie sich in Gegenwart des Kaisers, der Kaiserin, und der gesammten Hofstatt, gefallen lassen musten, auf eine grosse Menge von verdrießlichen Fragen zu antworten, und allerley thörichte Stellungen machen mußten, wie z. E. „ihren Mantel „abzunehmen, aufrecht zu stehen, zu gehen, sich zu „wenden, zu tanzen, zu singen, einander Complimente „zu machen, sich zu erzürnen, zur Mahlzeit ein zu laden, „in Gesellschaft zu gehen; so vertraut zu reden, wie „ein Vater mit seinem Sohne; zu zeigen, wie zween „Freunde, oder ein Mann mit seiner Ehefrau umgehet, oder beyde von einander gehen; mit Kindern zu „spielen, sie auf dem Arme zu tragen, den Huth, die „Peruque abzunehmen, und viele andere dergleichen „lächerliche Dinge mehr.„ Das angenommene ernsthafte Wesen des Gesandten aber, überhob ihm des Verdrusses aller dieser thörichten Auftritte. Die übrigen Hölländer aber musten sich gefallen lassen, alle diese Thorheiten bey denenjenigen vornehmen Herren vorzunehmen, von welchen sie nach der Reihe tractiret wurden. Indessen müssen wir doch wohl diejenigen Gerichte anführen, oder beschreiben, mit welchen der Kaiser den Abgesandten, und sein Gefolge hat tractiren lassen. Auf jedweden besondern Tisch hatte man nachfolgende Speisen aufgesetzt.

1) Zwey kleine hohle Brode mit Sesamkörnern bestreuet.

2) Ein Stück weißen Zucker, welches so fein gerieben war, wie auf einem Reibeisen.

3) Fünf eingemachte Kainokis: dieses sind die

Kerne von dem Kai Baume, und unsern Mandeln ziemlich ähnlich.

4) Ein viereckigtes und plattes Stück Kuchen.

5) Zween von feinen Mehle, und Honig gebackne Kuchen, in Gestalt eines Trichters, doppelt übereinander, und ziemlich dicke; aber ein wenig hart, welche an der einen Seite das Bild der Sonne, oder einer Rose, an der andern aber das Bild des Dairi Wappen führten, welches in einer Blume und einem Blatte von einem grossen Baume bestehet, der Kiri genennet wird; die Blume aber scheint einer Klettenblume, das Blatt aber dem Fingerkraute ziemlich ähnlich zu seyn.

6) Zwey viereckigte Stücken Kuchen von feinen Bohnenmehle und Zucker, rothbraun und brechlich gebacken.

7) Zwey Stücken von einer andern Art Kuchen, aus feinem Mehle, und Reis gebacken, von gelber Farbe, und ziemlich hart.

8) Noch zwey andere Stücken Kuchen, deren Krumen von der Rinde, ganz und gar verschieden waren.

9) Ein grosses Gericht, gekocht, und mit Erbsenmehle gefüllet, und mit Zucker vermischt, so, daß man es für Theriack gehalten hätte.

10) Zwey kleinere Gerichte von gewöhnlicher Grösse, welche auf eben die Art zubereitet waren.

Indessen musten sich doch die Holländer zwingen, alle diese besondern Gerichte wenigstens zu kosten; worauf denn der Dollmetscher den Befehl erhielt, das übrige davon wieder wegzutragen.

Der

Der Holländische Gesandte erhielt seine Abschieds-Audienz nicht eher, als nachdem er die zwote Reise von Nangasaki nach Jedo vorgenommen hatte. Als er nun weg gieng, so wurde er vor die Staatsräthe gerufen, um die kaiserlichen Befehle, die Handlung betreffend, zu vernehmen, und welche wir in dem folgenden Hauptstücke beybringen werden. Nach dieser zwoten Ceremonie begab sich der Gesandte wieder in seine Wohnung, um daselbst mit aller Feyerlichkeit die Geschenke des Kaisers sowohl, als anderer vornehmer Herren bey Hofe, in Empfang zu nehmen.

Die Kulis, oder Träger giengen mit ihren Röcken, die in Kisten zusammen gelegt waren, ganz ernsthaft. Einer unter ihnen trug ein Bret, auf welchem diese Röcke ausgelegt werden solten. Ein anderer hielt mit vieler Hochachtung das Glücksschreiben, oder diejenige Schutzschrift, welche der Kaiser den Holländern hat angedeyhen lassen. Dieses Schreiben bestund aus einer Menge von zusammengeflochtenen breiten Schnüren, die an dem einen Ende von einem Papiere eingeschlossen, welches von einer ungleichen Anzahl seidener Bänder verschiedener Farben, und zuweilen vergoldet oder versilbert, umgeben war. Der Gesandte empfieng das Schreiben, und die Geschenke mit der vollkommensten Hochachtungsbezeugung, Dankbarkeit und eben einer so demüthigen Stellung, als er sie in dem Audienzsaale des Monarchen bezeugt hatte.

Alsdenn kamen die Bedienten derjenigen vornehmen Herren mit ihren Geschenken, wie es ihre Rangordnung erforderte. So wie nun jedwedes Oberhaupt der Abgeordneten in das Zimmer des Gesandten hineintratt, so setzte er sich in einer gewissen

wissen Entfernung von ihm, und machte ihm folgendes Compliment: „ein so grosser Herr, als der meinige ist, wünscht ihnen viel Glück, daß sie ihre „Abschiedsaudienz und gut Wetter erhalten haben, „(welches so viel bedeuten soll, als sehr glücklich „gewesen sind.) Ihre Geschenke sind ihm sehr angenehm gewesen, und er wünscht, daß sie dahingegen „diese geringe Anzahl von Kleidungsstücken annehmen „mögen. Zu gleicher Zeit überreichte er ein grosses Blatt Papier, auf welches mit grossen Buchstaben die Anzahl der langen Röcke mit ihrer Farbe geschrieben stund; welches Papier denn der Gesandte annahm, und es über seinen Kopf hielt, um dadurch seine Ehrfurcht zu bezeugen, das vorgehende Compliment aber folgendermassen beantwortete: „ich statte hiermit „Ihren Herrn den unterthänigen Dank vor seine „Bemühungen ab, daß er uns eine baldige, und „gnädige Audienz verschaft hat: und bitte, daß er „seine geneigten Bemühungen den Holländern ferner angedeyen lassen wolle. Auch danke ich demselben für sein kostbares Geschenk, und werde nicht „unterlassen, hiervon meinen Herren zu Batavia, „Nachricht zu ertheilen.„

Eine Pfeife Toback, Tasse Thee, und Glas Brandewein, welches man den Abgeordneten, und ihrem Gefolge vorsetzt, machen gewöhnlichermassen den Beschluß der Feyerlichkeiten, die bey dergleichen Besuchen gewöhnlich sind.

Siebzehntes Hauptstück.

Von der Handlung der Japoner mit den Ausländern.

In den vorhergehenden Hauptstücken haben wir bereits von der Entdeckung des Japonischen Reichs durch die Portugiesen, und dem grossen Vortheile geredet, welchen sie aus dieser Handlung gezogen haben. Es ist hier also der Ort davon den Beweis beyzubringen, und zwar aus den Nachrichten eines Verfassers, welcher wegen seiner Liebe zur Wahrheit sehr hoch geschätzet wird, und der sich folgendermassen ausdrucket: „Die Portugiesen haben „seit einer geraumen Zeit aus Japon, jegliches Jahr „über dreyhundert Tonnen Goldes gezogen, jegliche „zu hunderttausend holländischen Gulden gerechnet. „Als diese ihre Handlung in den grösten Verfall „gerathen war, das ist im Jahre 1656. brachten „sie von Nangasaki nach Meaco zweytausend drey„hundertfunfzig Kisten Silber, oder zwey Millionen „dreyhundert funfzigtausend Taels; im Jahre 1637. „aber zweyhundert Millionen, hundert und zwey und „vierzigtausend dreyhundert fünf und sechzig Taels „mit; und im Jahr 1638. eine Million zweyhundert „neun und funfzigtausend drey und zwanzig Taels:„ welche Abnahme gar sehr beträchtlich ist. Zu der Zeit, als die Sachen der Portugiesen in Japon noch in guten Flore waren, rüsteten sie ihre mehresten Schiffe nach diesem Reiche aus: nachdem sie aber mit den Japonern zerfallen sind, so schicken sie nur gar kleine Fahrzeuge eben daselbst hin.

Gegen

Gegen das Ende des sechzehenten Jahrhundertes, als die Holländer auf das Glück der Portugiesen neidisch waren, so suchten sie dieses mit ihnen zu theilen. Sie erhielten zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die Erlaubniß, auf einer kleinen Insel die nicht weit von der Stadt Firando liegt, anzulegen, und von der Zeit an haben sie nichts erspart, wodurch sie den Fall ihrer Nebenbuhler haben beschleunigen können. Von dem Erfolge haben wir schon Nachricht ertheilt, und worauf denn gar bald die Verbannung aller Fremden, und der Untergang der ganzen christlichen Religion zugleich erfolget ist. Das berühmte Kaiserliche Edict, in welchem auch denen Unterthanen verbothen ist, ausser Landes zu gehen, lautet folgendermassen.

Dem Sakaki-Barra-Findamo-Camis, und Baba, Sabray, Sejmong, Stadthaltern zu Nangasaki.

Kein Japonisches Schif, oder Fahrzeug, von was für einer Beschaffenheit es auch immer seyn möge, auch kein Japonischer Unterthan, soll ausser Landes gehen. Wer dawider handelt, soll am Leben gestraft werden. Das Schif mit allem, was darauf ist, und seinen Waaren, soll, bis auf weitere Verordnung, sequestriret werden.

Alle Japoner, welche aus fremden Ländern wieder zurück kommen, sollen am Leben gestraft werden. Derjenige, welcher einen ausländischen Priester anzeigen wird, soll eine Belohnung von vierhundert bis fünfhundert Schuits an Silber haben, und für

jedwe-

jedweden Christen nach Verhältnis; (ein Schuits wägt ohngefehr fünf Unzen.)

Alle diejenigen, welche der christlichen Religion Vorschub thun werden, oder nur diesen infamen Namen führen, sollen ergriffen, und ins Gefängniß geworfen werden.

Alle, die sich Portugiesen nennen, sollen mit ihren Weibern, Müttern, Säugammen, und allen was ihnen angehöret, verbannet seyn, und nach Meaco wieder zurück geschicket werden.

Wer sich unterstehet, einen Brief aus fremden Ländern nach Japon zu bringen, oder dahin wieder zurück zu kehren, nachdem er verbannet ist, soll mit allen seinen Angehörigen sterben; alle diejenigen aber eben so wohl, welche sich unterstehen, für ihn um Gnade zu bitten.

Gegeben in dreyzehnten Jahre
unsers Reichs Kuanja 191.
im fünften Monate.

Unterschrieben, von
Sakaja-Sanikkeno-Cami,
Dijoo-Gjeno-Cami, Cangano-Cami, Matzendegro-Insfeino-Cami, und Abono-Bongono-Cami.

Während dem nun, da sich die Holländer bemüheten, sich das Unglück ihrer Nebenbuhler zu Nutze zu machen, so flüchteten die unglückseligen Portugiesen nach Meaco. Der Stadthalter daselbst hatte Mitleiden mit ihnen; allein er glaubte doch, daß

daß diesem Uebel noch abgeholfen werden könnte. Er schickte daher im Jahre 1640. Gesandte an den Hof zu Jedo; allein sie wurden schlecht bewillkommet: denn man warf sie, wider alles Völkerrecht, in elende Gefängnisse, und verdammte sie bald darauf zum Tode. Zwölf Bedienten entgiengen noch dem Schwerdte des Henkers; aber nicht so wohl durch ihre Verschlagenheit, oder aus Gnade, sondern vielmehr, weil sie der Kaiser hatte laufen lassen, damit sie ihren Landsleuten die Nachricht von diesem Blutbade, nebst seiner Anzeige hinterbringen solten: daß, woferne sich der König in Portugal, oder der Gott der Christen selbst unterstehen würde, nur einen Fuß auf das Japonische Reich zu setzen, man sie gewiß nicht besser behandeln würde.

Noch ein anderer eben so betrübter Zufall benahm den Portugiesen vollends alle Hofnung, jemals wieder nach Japon kommen zu dürfen. Denn ein Spanisches Schif hatte eine Japonische Barke ohnweit Manille aufgebracht, und sie versenkt. So viel Fleiß man nur angewendet hatte, daß diese Grausamkeit nicht auskommen möchte, so erfuhren sie doch die Japoner gar bald. Als nun dieses vorgegangen war, so hatte ein grosses Spanisches Schif in dem Hafen Nangasaki eben Anker geworfen. Der Hof zu Jedo erhielt hiervon Nachricht, und befahl, daß das Schif mit seiner ganzen Zugehör, und Ladung sollte verbrannt werden. Der Prinz von Arima, als Stadthalter der Provinz, sollte diesen grausamen Befehl vollstrecken. Indessen gab er doch den Spaniern davon Nachricht, was man mit ihnen vornehmen wollte; allein diese verliessen sich auf

die

die Stärke ihres Schiffes, glaubten, sie hätten nichts zu befürchten, und fuhren Tag und Nacht immer fort, Gold, Silber und andere Kostbarkeiten einzuschiffen. Ehe sie sichs aber versahen, so kam ihnen die Gefahr über den Hals. Nunmehr begunten sie sich zufürchten, und wolten absegeln; allein sie bekamen widrigen Wind. Zu eben der Zeit wurde ihr Schif von einer grossen Menge Fahrzeugen umgeben, die alle mit Soldaten besetzt, und von dem Stadthalter in Person commandiret wurden. Die Spanier wehreten sich als tapfere Leute, und in der äussersten Verzweifelung. Allein der Prinz Arima kam mit einer solchen Menge von Japonern auf das Verdeck, als nur darauf bleiben konnten: die Spanier retirirten sich unter das Verdeck, schlossen das Loch, wo man die Waaren in das Schif herunter läßt, und steckten einige Tonnen Pulver an; wodurch denn das Verdeck mit allen Stürmenden in die Luft flog. Zu allem seinem Glücke hatte der Prinz nichts Gutes besorgt, und sich daher wieder in sein Fahrzeug begeben: allein er kam bald darauf abermal an Bord des Spanischen Schiffes; hierauf sprengte man das zweyte Verdeck, wie das erste, in die Luft, und nachher auch das dritte. Das Meer wurde bald mit Todten, und Sterbenden bedeckt. Alle Spanier büßten das Leben ein, ihr Schif wurde versenket, und dieses abscheuliche Unternehmen kostete den Japonern über dreytausend Mann.

Als nun seit der Zeit der Hof zu Jedo Nachricht erhielt, daß die Portugiesen, und Spanier noch immer einigen Credit in China behielten, und daher besorgte, er möchte inskünftige einmal überfallen

werden; so schickte er eine gewisse Wache aus, welche so gleich Feuer auf den Gipfel der Berge machen sollte, so bald sich nur in mindesten eine Flotte in der See zeigte: damit hierdurch der Kaiser so gleich benachrichtiget werden, und ein jeder, auf seinen gehörigen Posten in Vertheidigungsstande seyn möchte.

Die Holländer aber haben sich niemals, in Betracht ihrer Handlung, in vortheilhaften Umständen gesehen, als damals, vornemlich, da dieses ihr vornehmster Zweck war, gegen welchen sie alle ihre Absichten gerichtet hatten. Denn weil sie nunmehr keinen Wetteiferer mehr hatten, nach dem die Portugiesen verbannet waren; so hoften sie über dieses auch noch den Raub derselben an sich zu ziehen. Allein sie betrogen sich: denn der Hof gab ihnen den Befehl, sie solten ihr Comtoir und Niederlage, die sie zu Firando anzulegen die Erlaubniß gehabt hatten, verwüsten, und sich auf der Insel Desima setzen, die vorher den Portugiesen war eingeräumet worden. Hier mußten sie in einer würklichen Art der Gefangenschaft so lange verbleiben, bis ihre Schiffe anlangten, und die holländischen Unterthanen sind beständig mit einer Menge von Bedienten umgeben, die genau Acht auf sie haben müssen, bis sie ihre Waaren verkauft haben. Alsdenn aber müssen sie ihnen eine starke Belohnung geben. Diese Leute müssen sich aber durch einen Eydschwur anheischig machen, daß sie ihnen durchaus keine Dienste leisten, und alle Gemeinschaft mit ihren Landsleuten verhindern wollen. Ein solcher Eydschwur ist in der That abscheulich: denn diese Accisebedienten müssen die höchsten Götter, und deren Strafen anruffen, und der Obrigkeit zugleich, so wohl gegen sich, als ihre

Ange-

Angehörigen, Bedienten, und Freunde, wenn sie das geringste von denen Verordnungen aus den Augen setzen, die wider die Ausländer gemacht sind. Diesen Eydschwur müssen sie mit ihren Pettschaft, welches in schwarze Dinte getaucht ist, versiegeln, nach dem sie dieselbe vorher mit einigen Tropfen von ihrem Blute vermischt haben.

Die Holländer indessen haben sich dieser so strengen, als beständigen Gefangenschaft, während ihrem Aufenthalte, aus Liebe zu dem Japonischen Golde unterworfen. Sie erdulden auch, ohne Ungeduld, die abscheulichsten Spottungen, und enthalten sich auf das sorgfältigste aller äusserlichen Merkmale des Christenthums. So lange sie also in Japon sind, wissen sie weder von einem Sonntage, noch einigen Festen, und eben so wenig von öffentlichen Gebeten, als Gesängen; auch unterstehen sie sich nicht einmal, das Zeichen des Creutzes, in Gegenwart der Einwohner des Landes zu machen. (*)

Ihre Reise zu dem Hofe aber hat sie noch mehr erniedriget. Denn der Holländische Gesandte wird für weiter nichts angesehen, als für eine Geisel; weil er nicht die geringste Freyheit hat. Alles gehet auf seine Kosten, und er muß so gar die Soldaten bezahlen, die ihn bewachen. Ein jedweder Japoner aber, welcher nur einem Holländer die geringste Gefälligkeit erweiset, wird zugleich für unehrlich gehalten. Daher wird es nicht nur für erlaubt, sondern so gar anständig erachtet, einen Holländer zu betrügen, ihm seine Waaren um einen sehr hohen

(*) Wie solches Kämpfer, welcher zu der Holländischen Compagnie gehörete, in seiner Reisebeschreibung berichtet.

Preis zu verkauffen, und neue Vorschläge zu thun, wie er noch enger eingeschränkt werden kan.

Wenn ein Japoner einem Holländer etwas gestohlen hat, so wird er nicht weiter gestraft, als daß er nur einige Streiche mit der Peitsche bekommt, nachdem er den Diebstahl wieder ersetzt hat; so bald aber nur ein Holländer den Zoll, oder andere Abgaben nicht gehörig entrichtet, so wird ihm entweder sogleich der Kopf abgeschlagen, oder er wird gar gecreuziget.

Alle Briefe, welche entweder einlaufen, oder fortgeschicket werden, müssen von dem Stadthalter vorher gelesen werden, welcher sie auch abschreiben läßt. Wenn ehedem ein Holländer starb, so warf man seine Leiche ins Meer, gleich als ob sie keines Begräbnisses würdig sey; heutzutage aber hat man doch einen gewissen wüsten Ort auf einem Berge, Namens Inassa, darzu bestimmt, wo sie ihre Todten begraben könnten; so bald aber das Begräbniß vollendet ist, so stellen die Japoner eine Wache bey das Grab, und was auch diese für Befehle erhalten, so ist es doch in kurzer Zeit durchaus ohnmöglich, den Ort desselben wieder zu entdecken. Allein es ist dieses die Schmach noch nicht alle, welche diese geitzigen Handelsleute auszustehen haben. Sondern sie haben auch nicht die geringste Gerechtigkeit in ihren Sachen zu erwarten, wenn sie gleich das gröste Recht vor sich haben; unter dem allergeringsten Vorwande aber werden sie sogleich auf das empfindlichste am Gelde gestraft. Worinnen sollten denn nun wohl die grossen Vortheile bestehen, welche eine Nation, gegen so viel empfindliches Ungemach in der Handlung, schadlos halten könnten?

Die

Die Holländer bringen nach Japon „rohe Seide „aus China, Tunquin, Bengala und Persien; „allerley Arten von seidenen, und wollenen Zeugen, „aus eben diesen Ländern, weil man daselbst weder „Gold noch Silber hat; wollene Europäische Tücher, „seidene und wollene Zeuge, und englische Sarge; „Sapan- und Brasilienholz zum Färben; Büffel- „und Hirschhäute, und von andern Thieren mehr; „Rochenhäute, Wachs; Büffelshörner von Siam „und Camboya; Corduan und gegerbte Persische „Häute, wie auch deren von Bengala, und aus „andern Ländern; nur nichts aus Spanien und „Manille, und zwar unter der Bedräuung mit den „schwersten Strafen; Pfeffer und Mehlzucker, wie „auch Candis; Würznelken und Muscatennüsse; „weisses Sandelholz von Timor; Campfer von „Baros, aus der Insel Borneo und Sumatra; „Queckfilber, Zinnober und Saffran aus Bengala „und Siam; Bley, Salpeter, Borax und Alaunen „aus Bengala und Siam; Gummilack aus Siam; „Muskus aus Tunquin; Gummi aus Benzon von „Arsigen, Corallen, Ambra, ächt Spiesglas, wel- „ches die Japoner brauchen, ihrem Porcellaine damit „die Farbe zu geben; Europäische Spiegel, Stücken „von Spiegeln, woraus sie Vergrösserungsrohre und „Brillen machen; Masang aus Vaca, welches ein „gewisser medicinischer Stein ist, welcher bey den „Kühen in Mozambik in der Gallenblase gefunden „wird; Schlangenholz, Atsiaer und Bambus; Mandeln „und andere grüne morgenländische Indianische „Früchte, mit Türkischen Pfeffer, Knoblauch und „Weineßig gemacht; Bleystifte von Wasserbley, aus

„Armenischen Bolus zum Schreiben; sublimirtes „Queckſilber, aber kein süſſes; feine Feilen, Nadeln, „Brillen, groſſe Trinkgläſer von der beſten Art, „durch die Kunſt gemachte Corallen, rare Vögel „und andere ausländiſche Seltenheiten, ſie mögen „entweder durch die Kunſt gemacht, oder durch die Natur „hervorgebracht ſeyn.„ An den meiſten von dieſen Waaren hat man groſſen Vortheil, und zwar auf fünf und funfzig bis ſechzig Procent, nachdem nemlich der Preis in verſchiedenen Jahren anders iſt; wenn ſie aber wieder zurück kommen, ſo erſtreckt ſich derſelbe wohl auf neunzig Procent, und noch höher.

Die Waaren, welche die Holländer aus Japon wieder zurück bringen, beſtehen in zwanzigtauſend Pics, feinen Kupfer, (ein Pic wägt ohngefehr hundert fünf und zwanzig holländiſche Pfund,) und rohen Kupfer; in ſechs bis zwölftauſend Pfunden Kampfer; in Ballen von Porcellain, Schachteln von Goldfaden; allen Arten von Waaren, die mit Firniß überzogen ſind, Sonnenſchirmen, Lichtſchirmen, Hörnern von Thieren, Fiſchhäuten, allerley koſtbaren Steinen, Golde, Sowa, eine Art von künſtlichen Metalle, welches aus Kupfer, Silber und Golde gemacht wird; Papiere, Reis, eingemachten Früchten, geriebenen Tobacke, Thee, und vielen tauſend Cobangs, welches eine ſehr groſſe Aſiatiſche Goldmünze iſt. Indeſſen wird doch die ganze Ladung von vier Holländiſchen Schiffen, welche jährlich nach Japon geſchickt werden, ſich nicht höher erſtrecken, als auf zehn und eine halbe Tonne Goldes; da ſie ſich ehedem noch einmal ſo hoch belief.

Unter

Unter diejenigen Waaren, welche nicht aus Japon gebracht werden dürfen, gehöret alles das, was eine Aehnlichkeit mit ihren Götzenbilde, oder einen Priester an dem Hofe des Dairi hat; alle gedruckte Bücher und Papiere, auf welchen Japonische Buchstaben stehen; gemünztes Geld; Japonische gewebte Zeuge; Waffen, und alles dasjenige, was dazu gehöret, wie z. E. die Gestalt eines Stuhls, eines Schiffes oder Fahrzeuges, gewisse Arten der Waffen, wie z. E. eines Bogens, Pfeiles, Degens, oder Säbels.

Die Chineser haben seit undenklichen Zeiten auf den Japonischen Inseln ihre Handlung getrieben: und seit einer Reihe von sehr vielen Jahren ist dieselbe immer ungestört geblieben; der argwöhnische Geist der Japoner aber setzte sie in Besorgniß, es möchte vielleicht dieses fremde Volk sie unter ihren Gehorsam bringen wollen; und weil sie muthmasseten, daß sie der christlichen Religion günstig waren, so suchten sie ihm die Mittel zu benehmen, diese zu beschützen. Als man nun einige Bücher aufgefangen hatte, welche von der christlichen Religion handelten, und überdieses einige Mandarinen auf Chinesischen Schiffen angelanget waren, so wurde dadurch der Hof zu Jedo bewogen, auch diese Handelsleute eben so enge einzuschränken, wie die Holländer. Ueber keine bestimmte Summe, welche die Chineser zum Einkaufe der Japonischen Waaren anwendeten, war es ihnen nicht ferner erlaubt, jährlich mehr als siebenzig Fahrzeuge zu schicken, welche überhaupt nicht mehr laden konnten, als ein und zwanzig Tonnen Goldes, welches denn genau die

Helfte von demjenigen ist, was man den Holländern zugestanden hatte.

Diese Vorkehrungen aber waren wegen der Verschlagenheit der Chineser ziemlich unnöthig; sondern man muste andere Mittel gebrauchen, dem Befehle des Hofs zu Jedo nachzuleben. Die Holländer waren zu Desima eingeschlossen: mithin bestimmte man vor die Chineser, hinten in dem Hafen Nangasaki, neben dessen Ufer, und der Stadt, eben einen solchen Aufenthalt.

Von denen siebenzig Chinesischen Fahrzeugen, welche jährlich nach Japon kommen, verkaufen zwanzig davon ihre Waaren im Frühlinge, dreyßig im Sommer, und zwanzig im Herbste; alle, welche darüber sind, und ankommen, müssen so gleich wieder abseegeln. Die Waaren, die sie bringen, bestehen theils in unverarbeiteter Seide, theils in seidenen und wollenen Zeugen, Zucker, aus verschiedenen Ländern, Galmeysteinen aus Tunquin, das Kupfer zu färben; Terpentin, welcher aus Pistaschbäumen fließt, Honig und Myrrhen; Agath, Calambuholze, von Tsiamba und Camboya; kostbaren Campfer aus Baros auf der Insel Borneo; Ginsengwurzel, welche aus Corea kommt; allerley einfachen oder zusammen gesetzten Chinesischen Arzeneyen, und Chinesischen Büchern, welche von der Religion und Weltweisheit handeln. Alle christliche Bücher aber sind bekanntermassen verbothen, die übrigen aber werden von gewissen Censoren untersucht.

Die Einwohner der Inseln Liquejo haben auch die Erlaubniß, nach Japon zu handeln, aber nur in der Provinz Satzuma. Sie bringen dahin Getraide,

Reis,

Reis, Früchte, Gemüse, eine gewisse Art von Brandwein, einige Zeuche und Perlmutter; ferner Muscheln, woraus allerley Waaren verfertiget werden, wie auch allerley anderes durchsichtiges Muschelwerk, welches zu den Fenstern anstatt des Glases gebraucht wird.

Achtzehntes Hauptstück.

Von den Früchten, welche Japon hervorbringt.

Der augenscheinlichste Beweis, daß in Japon eine sehr reine Luft sey, ist wohl unstreitig dieser, daß die Menschen daselbst sehr alt werden, und nur wenigen Krankheiten ausgesetzt sind. Denn die Japoner geniessen, während ihrer langen Lebenszeit, bis in ihr hohes Alter, die vollkommenste Gesundheit: und in einem gewissen Dorfe waren alle Einwohner entweder Söhne, Enkel, oder Urenkel von einem einzigen Manne, welcher noch lebte, woraus denn erhellet, daß die Weiber daselbst sehr fruchtbar sind.

Die Hitze ist im Sommer unerträglich, im Winter aber schneyet es, und frieret sehr hart. Es regnet zwar zu allen Jahrszeiten, aber in den beyden Monaten Junius, und Julius am meisten. Die Donnerwetter, und Erdbeben sind daselbst sehr gewöhnlich; und wenn den Einwohnern dieses letztere Unglück begegnet, so glaubt der gemeine Mann, es rühre dasselbe von dem Hauche eines grossen Wallfisches her, welcher sich unter der Erde beiwegte. Indessen müssen doch diese Leute dadurch sehr erschrocken seyn, als ihnen diese erschreckliche Landplage im Jahre 1586. begegnete, da sich dieselbe vom Sakai

bis Meaco erstreckte, und grosse Verwüstung anrichtete: Ferner als im Jahr 1703. die Stadt Jedo beynahe ganz versunken ist, und zweymal hundert tausend Japoner unter deren Schutte begraben wurden; und endlich im Jahre 1730. als Meaco ganz und gar umgestürtzt, und unter derselben beynahe eine Million von Menschen begraben wurden.

Uebrigens sind die Meere um Japon sehr stürmisch, und die Küsten durchgehends voller Klippen. Nichts aber ist daselbst so gewöhnlich, als die Wasserhosen, da das Wasser gleich einer Säule in die Höhe ströhmt, welche die Einwohner gemeiniglich für Wasserdrachen mit einem sehr langen Schwanze halten. Auch giebt es daselbst zween berühmte Wasserstrudel, welchen man sehr schwer entkommen kan.

Das Land ist fast durchgehends sehr gebürgig, voller Steine, und nicht sonderlich fruchtbar; durch den unermüdeten Fleiß der Einwohner aber sind auch die allerdürresten Gegenden sehr tragbar gemacht worden. In verschiedenen Provinzen giebt es auch Feuerspeyende Berge, und verschiedene heisse und mineralische Wasserquellen, welchen man die Heilung vieler Krankheiten zuschreibt. Auch trift man daselbst viele Schwefelgruben an, welche einen Theil des Reichthums des Landes ausmachen, wie auch Gold- und Silberbergwerke. Das Kupfer ist daselbst sehr häufig, und das allerbeste, welches nur bekannt ist; das Zinn ist auch fürtreflich, und von dem Silber wenig unterschieden, es ist aber selten, und eben so auch das Eisen, und Erzt. Das gemeine Salz aber wird aus dem Seewasser gemacht.

Einige

Einige Gebürge sind mit Agathen von einer seltenen Schönheit angefüllet, welche dunkelblau, und dem Saphir sehr ähnlich sind; man findet auch daselbst Kornalinen, und Jaspis. An den Küsten von Saikokf findet man Austern, und anderes Muschelwerk mit sehr schönen Perlen; an denen zu Satzuma, und den Inseln Kiuka aber wird auch zuweilen Bernstein gefunden. Dieser wächst entweder in dem Grunde des Meeres, oder an den Küsten, und dient wahrscheinlicher Weise den Wallfischen zur Nahrung, weil man ihn gemeiniglich in dem Miste derselben findet. Zuweilen knäten die Japoner dieses kostbare Gewächs mit dem Mehle der Reishülsen durch, es ist aber leicht zu erkennen, ob es rein ist oder nicht; denn man darf nur einige Körner davon in ein kochendes Theewasser thun, worinnen es sogleich zergehet, wenn es nicht verfälscht ist. Das Japonische Meer ist auch reich an Seepflanzen, Stauden, Corallen, vorzüglichen Steinen, Schwämmen, und Muschelwerken.

Man hat schon seit langen Zeiten vorgegeben, daß in Japon kein Porcellain gemacht, sondern das, was man daselbst kaufte, eigentlich in China gemacht würde. Allein, es ist nichts so irrig, als dieses Vorgeben; denn es wird in der Provinz Figen in grosser Menge gemacht. So viel ist aber gewiß, daß das alte Japonische Porcellain ungemein viel vorzüglicher ist, als das gegenwärtige, und es scheint daher, daß das wahre Kunststück es zu machen, verlohren gegangen sey. Wie man aber gegenwärtig mit der Verfertigung dieser kostbaren Gefässe zu Werke gehet, davon haben wir keine genaue Nachricht.

Auſſer den verſchiedenen Arten von Bäumen, welche in Europa ebenfalls bekannt ſind, haben die Japoner noch andere, die in ihrem Lande allein wachſen; wie z. E. den Urusibaum, aus welchem der Firniß quillet; den Kus, oder Kampferbaum, und die berühmte Theeſtaude. Uebrigens trift man wohl nirgends in der Welt ſo ſchöne, bunte, und groſſe Blumen an, als auf dieſen Inſeln. Auch haben wir im vorhergehenden ſchon angemerket, daß auch der geringſte Fleck Landes von den fleißigen Einwohnern gebauet wird, und durchaus keine Ländereyen Braach liegen dürfen. Sobald aber ein Stück Landes in dieſem Zuſtande ein Jahr gelegen hat, ſo verliehrt der Beſitzer ſogleich das Eigenthumsrecht, und dieſes vermöge eines allgemeinen Landesgeſetzes.

Die vornehmſten Lebensmittel der Einwohner dieſer Inſel beſtehen in Reis, Roggen, Gerſte, zweyerley Arten von Bohnen, die faſt allenthalben auf den Gebürgen, in den Hölzern, Feldern, in den Moräſten, und ſogar in den allerwüſteſten Gegenden, und an den Seeküſten, wachſen.

Unter diejenigen Thiere, welche die Japoner haben, rechnen ſie auch verſchiedene, welche nirgends vorhanden ſind, als nur in ihrer Einbildungskraft, und fabelhaften Erzählungen. Das Kirin ſoll einen Leib, wie ein Pferd haben, vier Gemſenfüſſe, einen Drachenkopf, zween Flügel, und auf der Bruſt zwey ruckwärts gebogene Hörner. Dieſes iſt ein ſehr brauchbares Thier, und unglaublich geſchwind. Der Fungu hat die Geſtalt eines Leoparden und zwey Hörner vor der Bruſt. Der Kaitſu ſiehet aus wie Fuchs, hat ebenfalls zwey Hörner auf der Bruſt,

ein

ein drittes auf der Stirne, und eben eine solche Reihe Stacheln auf dem Rücken, wie der Crocodil. Ueberdieses giebt es auch in Japon Drachen mit vier Füssen, welche die Gestalt einer grossen Schlange und Schuppen und sehr grosse Stacheln auf dem Rücken haben. Der Kopf dieses Thieres ist sehr abscheulich, und sein Schwanz in zween Theile getheilet, wie ein paar Schwerdter. Endlich haben sie auch einen Wasserdrachen, von welchen wir schon im Anfange dieses Hauptstücks geredet; und den Paradiesvogel, welcher der Phönix der Alten ist.

In allen diesen Japonischen Inseln aber trift man kein fleischfressendes, oder Raubthier an, wie z. E. den Tiger, Löwen, oder das Pantherthier. Sie haben aber auch Pferde, sie sind aber klein, aber doch eben so schön, und geschwind, wie die Persischen. Die Ochsen, und Kühe aber werden blos zum Ackerbau gebraucht: denn diese Einwohner gebrauchen gar keine Milch, und wissen auch nicht, wie aus derselben Butter gemacht wird. Uebrigens haben haben sie auch Gemsen, Schweine, Haasen, Affen, und andere vierfüßige Thiere.

In ihren Häusern, oder auf ihren Höfen, ziehen die Japoner keine Thiere, haben sie aber welche um sich, so ist es blos zum Zeitvertreibe: weil die Meynung von der Seelenwanderung sie zurück hält, sie zu schlachten, und zu essen. Indessen machen sie doch eben keine Schwierigkeiten, sie solchen Leuten zu verkaufen, welche sich hieraus eben kein Gewissen machen. Während der Zeit aber, da um einen Kaiser getrauert wird, darf man weder ein Thier verkaufen, noch schlachten; und eben so wenig an den Tagen, die zu der Gedächtniß-

feyer

feyer der Anverwandten, und Freunde bestimmet sind. Die Hähne aber werden mit grosser Sorgfalt in den Mönchsklöstern verwahrt, weil sie der gemeinen Meynung nach, die Zeit messen, und die Veränderung des Wetters ankündigen. Der Kranich ist ein kaiserlicher Vogel; und diesen zu tödten, ist ein grosses Verbrechen. Unter den übrigen Vögeln aber, welche in diesen Inseln häufig sind, giebt es welche, deren Federn ganz vortreflich sind, und die auch einen ungemein guten Geschmack haben.

In den Japonischen Meeren sind auch die Fische in sehr grosser Menge, so, daß man zuweilen in einem Jahre auf zweyhundert, und vier und siebenzig Wallfische auf den Inseln Firando, und Gotho gefangen hat. Diejenigen unter ihnen aber, welche von den Einwohnern gegessen werden, haben meistentheils einen fürtreflichen Geschmack.

Was die Handwerksleute, oder Profeßionsverwandten unter den Japonern betrift, so haben dieselben allerley Hülfsmittel zu ihren Handthierungen hervorgesucht, ja so gar auch die Baumrinde. Der Maulbeerbaum, welchen sie Kadsi nennen, gewähret ihnen nicht nur Papier, sondern auch Stricke, Zunder, Zeuche, und Tücher. Auf gleiche Weise hat dieses arbeitsame Volk sich auch alle Gewächse seines Landes, zu der Unterhaltung so wohl ausfündig zu machen gewust, daß es die Handlung mit auswärtigen Völkern leicht entbehren kan.

Ende der Geschichte von Japon.

Von

Von dem Königreiche Tunquin.

Erstes Hauptstück.

Geographische Beschreibung, und Lage dieses Reichs.

Das Königreich Tunquin machte ehedem einen Theil des grossen Kaiserthums China aus, und entrichtet an dasselbe noch gegenwärtig einen Tribut. Seine Küsten haben die Portugiesen nicht eher entdeckt, und besucht als lange nach ihrer ersten Seereise nach China. Dieses Indianische Reich liegt genau unter dem Wendezirkel, und ein wenig gegen Norden. In den Monaten May, Junius, Julius, und August regnet es daselbst fast beständig.

Dieses Reich wird gegen Nordost von der Provinz Canton; gegen Westen von den Königreichen Laos, und Bowes; gegen Norden von den beyden Chinesischen Provinzen Yunan, und Consi; und gegen Süden, und Südost von Coschinchina begrenzt. Die Luft ist daselbst von dem Monat September, bis zu Ende des Decembers ziemlich temperirt; zuweilen aber auch im Januar, und Februar sehr kalt, ob es gleich nicht hagelt, oder frieret. Im April, May, und Junius aber, wegen des vielen Regens, und Nebels, und weil die Sonne alsdenn gerade über dem Zenith stehet, sehr ungesund; im Julius und August aber eben daher

eine

eine ungemeine Hitze verursachet: die Winde aber wehen beständig sechs Monate gegen Norden, und die übrigen sechs gegen Süden.

An den Küsten von Tunquin entstehen auch zuweilen Sturmwinde, welche die Einwohner Syphons nennen, und abscheuliche Verwüstungen anrichten. Diese Winde aber wehen nicht zu gewissen Zeiten, oder beständig, sondern öfters in fünf bis sechs Jahren ganz und gar nicht: es sind übrigens eben diejenigen, welche in dem Bengalischen Meerbusen, und auf der Küste Coromandel Elephant genennet werden.

Auf der Meerenge von Tunquin liegen verschiedene Inseln, unter welchen die vornehmste von den Holländern die Rauberinsel genennet wird: sie liegt unter dem neunzehenten Grade, und funfzehen Minuten nordlicher Breite; ist anderthalb Meilen lang, eine halbe Meile breit, und liegt eine Meile von der Küste. Auch ist ein gewisser Meerbusen an der Westseite dieser Insel bekannt, wo Perlen gefischt werden. In dieser Insel liegt eine Besatzung aus dem Reiche, und die Bank, wo die Fahrzeuge anlanden, welche aus der Provinz Tingway, und Guian anlangen, müssen daselbst einen gewissen Zoll entrichten. Ein jedwedes grosses Fahrzeug muß anderthalb Reichsthaler entrichten, und die übrigen nach Proportion. Dieser Zoll trägt übrigens nicht weniger ein, als jährlich eine Million eben dieser Münze.

Cascho ist die Hauptstadt des Reichs, und die einzige, welche merkwürdig ist; sie liegt vierzig Meilen von der See, und unter dem ein und zwanzigsten Grade nordlicher Breite. Sie ist ziemlich stark bewohnt: der König hat daselbst seinen Sitz, wie auch

seine

seine Generals, Grosse des Reichs, und alle Gerichte. Ehedem war sie ansehnlicher: die dreyfachen Mauern, welche die Stadt umgeben, und der Rest des alten Schlosses zeigen zur Gnüge an, was sie durch die Kriegsunruhen ausgestanden hat. Das Schloß allein fasset einen Raum von sieben Meilen: die Höfe desselben waren mit Marmor gepflastert; und aus den verwüsteten Mauern, welche gegenwärtig noch stehen, kan man leicht ermessen, daß dasselbe eins von den allerprächtigsten Gebäuden in ganz Asien gewesen ist.

In dem ganzen Reiche liegen eine ungeheure Menge von Dörfern, welche die Einwohner Aldeas nennen, und der Songkoy Fluß, welcher in China entspringet, nachher der Länge nach durch das ganze Reich fließt, ergießt sich endlich in den Meerbusen Aynan, nachdem er sich vorher in acht, oder neun Arme getheilet hat, auf deren jeglichen noch ziemlich grosse Schiffe segeln können. Dieser Fluß ist durchgehends schifbar und zu der innern Handlung in dem Reiche, besonders mit der Hauptstadt sehr bequem.

Zweytes Hauptstück.

Geschichte, und Regierungsform des Königreichs Tunquin.

Die Einwohner von Tunquin haben das Schreiben erst sehr spät gelernt; mithin war es ihnen nicht möglich, uns ihre alte Geschichte zu liefern. Diejenigen Nachrichten aber, welche diesen Mangel ersetzen sollen, sind so voller abgeschmackten Fabeln, daß es

nicht einmal erlaubt wäre, wenn wir uns damit aufhalten wolten. Mithin können wir nicht eher etwas zuverläßiges von ihren geschriebenen Nachrichten melden, als seit dem sie unter der Chinesischen Bothmäßigkeit gestanden haben. Man muß daher die Einwohner von Tunquin als ein Indianisches Volk ansehen, welches aber doch von den Chinesern sehr verschieden ist. Diese Verschiedenheit erhellet aus dem ungleichen Gebrauche eben derselbigen Lebensmittel, deren sich die übrigen Indianer bedienen; ferner, daß sie sich die Zähne färben; wie auch aus der Gestalt ihres sehr grossen kleinen Fingers, welcher sehr weit vor den übrigen heraus gewachsen ist, und endlich aus der Gewohnheit, daß sie beständig barfuß gehen.

Die Jahrbücher der Tunquiner geben uns von der Regierung des Ding Nachricht, welcher einer von ihren ersten Königen gewesen seyn soll, und diese Zeit soll sich über zwey tausend Jahre erstrecken; um dieselbe Zeit sollen die Chineser sowohl die Buchstaben, als ihre Gesetze, und Gewohnheiten in diesem Lande eingeführet haben. Man giebt auch vor, daß die Chineser dieses Reich einsmals erobert, es aber auch wieder verlohren hätten. Wie auch, daß Ding eine grosse Menge von herumstreifenden Leuten an sich gezogen, und durch Hülfe dieser Armee, sich auf den königlichen Thron gesetzet habe; durch einen Aufruhr, welcher über seine Tyrannische Regierung entstanden sey, von demselben wieder herunter gestürzt, und neben demselben wieder ermordet worden. Die Nation sey nachher eine geraume Zeit der Raub innerlicher Unruhen gewesen; aus Besorgniß aber, daß sie sich ganz und gar zu Grunde richten möchte, habe sie endlich den Entschluß gefasset,

einen

einen mächtigen Prinz, Namens Daybang als ihr Oberhaupt zu erwählen, und ihn sowohl die höchste Regierung, als den Tittel eines Königes beyzulegen.

Während der Regierung dieses Königes, sind die Chineser zu verschiedenen malen wieder in Tunquin eingedrungen, aber jederzeit mit Verlust wieder heraus getrieben worden. Nach dem Tode des Daybang haben die Tunquiner zu seinem Thronfolger den Libalvie einen tapfern, und klugen Prinz, gesetzt, welcher die Chineser zu verschiedenen malen geschlagen, und seinen Staaten wieder Ruhe, und Ueberfluß hergestellet, und in der Stadt Caschо das kostbare Schloß von Marmor hat erbauen lassen; wovon man noch die erstaunenswürdigen kostbaren Mauern, und Ueberbleibsel siehet.

Nach dem Tode des Libalvie hat das Reich fünf bis sechs Menschenalter nach einander eine beständige Ruhe genossen. Der letzte König von dieser Linie aber hat nur eine einzige Princeßin hinterlassen; welche um sich auf dem Thron zu befestigen, gedrungen wurde, einen mächtigen Herrn des Landes aus dem Hause Tran zu heyrathen. Ein anderer Grosser des Reichs aber, Namens Ho, fand sich hierüber beleidiget, daß die Princeßin ihm einen andern vorgezogen hatte. Er grif also dieselbe nebst ihrem Gemahle an, überwand sie in einer Schlacht, und setzte sich auf den Thron, nachdem er sie beyde hatte ermorden lassen. Allein diese That blieb nicht lange an dem unrechtmäßigen Beherrscher unbestraft; denn die Unterthanen, welche seine Tyranney, und unaufhörliche Drückungen nicht mehr ertragen konnten, lehnten sich gegen ihn auf und riefen die Chineser zu

Hülfe: welche denn auch, nachdem sie den strafbaren Ho wiederum ermordet hatten, sich des Reichs bemächtigten, und es als eine Vergeltung ihres geleisteten Dienstes, und eine Belohnung ihres Sieges ansahen. Von dieser Zeit also kan man die Unterthänigkeit des Reichs Tunquin anrechnen; seit welcher es jederzeit von einem Chinesischen Vicekönige ist regieret worden: welcher sie denn auch nach, und nach den Chinesischen Gesetzen unterworfen hat. Weil aber nicht leicht eine Unterthänigkeit gefunden wird, welche nicht zuletzt, so gelinde sie auch im Anfange immer seyn mag, zu einer unerträglichen Last werden sollte; so dachten auch die Tunquiner, vornehmlich, da sie ihnen von den Chinesern immer schwerer gemacht wurde, darauf, wie sie sich derselben erledigen möchten.

Ein gewisser vornehmer Kriegsbedienter, Namens Li, grif also zu den Waffen, gieng auf die Chineser los, und erhielt viele Vortheile über sie. Nachdem er den Vicekönig hatte ermorden lassen, so zwang er den Kaiser in China, dessen Thron damals durch einen blutigen innerlichen Krieg erschüttert wurde, seine Truppen aus Tunquin zurücke zu ziehen, und sich mit einem geringen Tribute zu begnügen, welchen man ihm anboth, und der auch noch gegenwärtig alle drey Jahre entrichtet wird. Dieser Friede und die äusserliche bezeigte Unterthänigkeit haben in dem Königreiche Tunquin bisher den Frieden auf einem dauerhaften Fuß erhalten, und eben sowohl auch seit fünfhundert Jahren das gute Vernehmen zwischen beyden Nationen, bis auf unsere Zeiten.

Dieser

Dieser Tribut beträgt nach seinem Werthe eben nicht viel; die Kostbarkeiten aber, in welchen sie denselben abtragen müssen, sind von einer ganz besondern Art, und verdienen in der Geschichte eine Stelle. Sie entrichten nehmlich verschiedene kleine Bildsäulen von Golde, und Silber, welche Verbrecher vorstellen, die um Gnade bitten: diese Art der Strafe haben sich die Tunquiner damals gefallen lassen, als sie den Chinesischen Vicekönig ermordet hatten. Uebrigens erhält der König in Tunquin sein Siegel von dem Kaiser in China, und seine Abgesandten werden zu Peking sehr geehret, ohne Zweifel nicht aus der Ursache, als ob dadurch einem tributbaren Monarchen viel Ehre erwiesen werden sollte, sondern vielmehr, um die kaiserliche Pracht ihres Herrn desto stattlicher zu zeigen. Zu Cascho ist es den Chinesischen Deputirten nicht erlaubt, den König in seinem Schlosse zu besuchen; sondern dieser Herr kan mit ihnen, während ihrer Gesandtschaft, nicht anders handeln, als in den Häusern, wo sie wohnen.

Li hatte in seinem Vaterlande die Ruhe wieder hergestellet, und die Erkenntlichkeit seiner Landsleute erhob ihn dafür auf den Thron. Seine Nachkommen regierten zweyhundert Jahre beständig nach einander in ununterbrochener Ruhe. Mitten in diesem glückseligen Zustande aber unterstund sich ein gewisser Fischer, Namens **Mack**, ein verschlagener Kopf, welcher in dem kleinen Dorfe Barsha wohnte, welches an dem Ausflusse eines Strohms liegt, wo die Europäischen Schiffe bey Tunquin anländen, nachdem er sich durch allerley Ränke zu der Würde

eines Mandarinen erhoben hatte, und seinem ausschweifenden Ehrgeitze durchaus kein anderes Ziel setzen konnte, als daß er nach der Krone strebte. Dieser neue unbefugte Tyrann, hielt es also für nöthig, verschiedene Oerter in dem Reiche zu befestigen, um desto sicherer zu seyn. Als er aber dieses wichtige Geschäfte unter Händen hatte, so zog aus der Provinz Tingwa ein Ungewitter gegen ihn auf: denn der Prinz, oder Mandarine daselbst, Namens Hoaving, hatte seine Tochter an den Tring verheyrathet, welcher ein überaus tapferer und starker Mann war, und das Räuberhandwerk eine geraume Zeit getrieben hatte. Diesem übergab er das Commando über seine Truppen: Hoaving aber war unterdessen gestorben, und hatte ihn zum Vormunde seines einzigen Sohnes ernannt, welcher damals dreyzehn bis vierzehn Jahr alt war. Weil nun Tring die ganze Macht seines Schwiegervaters in Händen hatte, so erklärte er dem Mack den Krieg, jagte ihn aus Caschо, schleifte die daselbst gemachten Vestungswerke, und verfolgte ihn bis in die Provinz Cabang, welche an den Chinesischen Grenzen liegt. Der Ueberwinder ließ darauf sogleich kund machen, daß sich der rechtmäßige Erbe des Li zeigen sollte, und daß er aus keiner andern Ursache die Waffen ergriffen hätte, als ihn wieder auf den Thron zu setzen. Auf diese Versicherung stellete sich auch der junge Prinz vor ihn, und Tring ließ ihn für den rechtmäßigen König erkennen; indessen behielt er sich den Tittel Schova vor, welches so viel, als einen General-Feld-Marschall des ganzen Reichs bedeutet. Der junge Hoaving sein Mündel, und Schwager

aber

aber war darüber unwillig, daß die Truppen seines Vaters nur für einen andern gestritten hätten, und weigerte sich daher, dem neuen Könige den Eyd der Treue zu leisten; warb daher einige Truppen, und fieng einen blutigen innerlichen Krieg an. Weil er sich aber gegen den Tring nicht behaupten konnte; so flüchtete er nach Coschingchina, woselbst er sich von seinen Anhängern als einen General von Tunquin von eben dem Ansehen, als sein Schwager erklären ließ. Diese beyden Nebenbuhler verfolgten einander auch so lange, als sie lebeten, und ihr Haß wurde auch bis auf ihre Nachkommen fortgepflanzet. In den Schriftstellern findet man übrigens keine Nachricht, worinnen der Unterhalt bestanden, welchen der junge Hoaving erhalten habe.

Um aber wieder auf den klugen Tring zu kommen, so muß man merken, daß er damals, als er den Erben des Li wieder auf den Thron gesetzt, keine andere Absicht gehabt habe, als nur die Vorwürfe eines unrechtmäßigen Regenten von sich abzulehnen, auch sogar damals noch, als er sich bestrebte, seine Gewalt, unter dem Tittel eines Schova, zu befestigen. Diese Regierungsart aber, die er sich damals angemasset hat, ist so wohl ausgesonnen gewesen, daß die höchste Gewalt seit der Zeit beständig bey dem Schova geblieben ist. Denn er führt Krieg, und macht Frieden; er giebt neue Gesetze, und schaft andere ab; verdammet die Verbrecher zum Tode, und läßt ihnen auch Gnade angedeyhen; setzt Civil- und Kriegsbedienten ein, und ab; legt entweder neue Schatzungen auf, uud erhöhet oder erniedriget die alten nach seinen Gutdünken: kurz, der Schova

Ad 3. Hinc Mercurius Trismegistus, Hermes Mercurius Trismegistus, ut Suidas, Hermes, Mercurius, Trismegistus, ut Suidas, Hermes, Mercurius, Trismegistus, ut Suidas, Hermes, Mercurius,

Unter einem jedweden Stadthalter der Provinz steht jederzeit ein Civilbedienter, welcher gemeiniglich ein gelehrter Mandarine ist. Seine Pflicht bestehet darinne, daß er über die Gesetze hält, und dem Stadthalter die Regierungsgeschäfte in Civilsachen, bey verschiedenen Gerichten in den Provinzen, erleichtert. Nur ein einziger stehet nicht unter dem Stadthalter, sondern unmittelbar unter dem obersten Gerichte zu Cäscho. Der Stadthalter aber ist der einzige Richter in peinlichen Sachen, welche nemlich nicht etwan geringe Beleidigungen enthalten; ob er aber gleich das Todesurtheil zuerkennen kan, so muß doch sein Spruch erst von dem Schova bestätiget werden. Die Sachen der Grossen aber werden jederzeit in der Hauptstadt vor verschiedenen Richterstühlen behandelt, deren jeglicher seine besondern Sachen abzuthun hat. Denn vor einige unter ihnen gehören nur die Staatsverbrechen, und Mordthaten; andere entscheiden die Streitigkeiten, welche über Grundstücken, Häuser u. d. gl. entstehen. Unter den Gesetzen in Tunquin aber findet man viele Chinesische; indessen hat doch jenes Reich auch seine besondere, sowohl alte als neue Gesetze, welche in verschiedene Bücher eingetragen sind. Unter diesen Landesgesetzen giebt es einige, welche ungleich weiser sind als die Chinesischen. Dahin gehöret z. E. dasjenige, Kraft welches die Eltern durchaus keines von ihren Kindern aussetzen dürfen, es mag auch so häßlich seyn, als es immer wolle; welche wilde Gewohnheit aber nicht nur in China gestattet, sondern so gar in einem alten Gesetze anbefohlen wird.

Der Sohn eines Schova führt den Tittel eines Schura, welcher so viel bedeutet, als einen jungen

General. Die Hofstatt dieses Schura ist von der Hofstatt des Schova vollkommen unterschieden, denn jeder hat seine besondern Bedienten, und Mandarinen, wenn er aber seinem Vater in der Regierung folgt, so behalten sie dennoch ihre Würden, die Bedienten des verstorbenen Schova aber nicht.

Dieser Schova oder Generalfeldmarschall hält gemeiniglich in seiner Jugend sehr viele Maitressen, deren Anzahl sich zu weilen bis auf fünfhundert erstrecket. Diejenige unter seinen Weibern aber, welche ihm den ersten Sohn gebohren, empfängt vor den übrigen eine besondere Ehrerbietung. Die andern Concubinen aber, welche auch Kinder von ihm haben, bekommen den Tittel Ducha, welches so viel bedeutet, als eine vortrefliche Frau. Die männlichen Kinder, den ältesten ausgenommen, werden Ducong geheissen, welches so viel heist, als ein vortreflicher Mann; alle Töchter aber Batua, welches mit unserm Ausdrucke Prinzeßin überein kömmt. Gemeiniglich verheyrathet sich der Schova nicht eher, als nur in den letzten Jahren seines Lebens, und wenn es ihm scheint, als ob er nicht mehr im Stande sey, Kinder zu zeugen. Indessen nimmt er sich doch meistens eine Gemahlin aus Königlichem Geblüte, und deren Rang vornehmer ist, als der Rang aller Concubinen, auch derjenigen, die ihm den ersten Sohn gebohren hat.

Alle Brüder und Schwestern des Schova haben ihre besondere Unterscheidungstittel, und auch ihrer Geburt verhältnißmäßige Einkünfte; ihre Nachkommen aber ziehen diese Einkünfte nicht länger, als bis in das fünfte oder sechste Glied; nach dieser Zeit aber fallen sie in die gemeine Casse des Volks.

Der

Der erste und funfzehnte Tag eines jedweden Monats sind darzu bestimmt, dem Bova als obersten Popanz, den Besuch abzustatten, welcher beständig in seinem Schlosse steckt, und nur sehr selten zum Vorschein kommt. An diesen beyden Tagen aber versammeln sich gegen die erste Stunde des Tages alle vornehmen Herren, Mandarinen, Civil- und Kriegsbedienten, um ihm ihre Verbeugungen zu machen: sie stellen sich vor ihm, wie es der Gebrauch mit sich bringet, mit blossen Füssen, in blauen Kleidern, und mit Bünden von Cattun aus ihren eigenen Manufacturen.

Alle Tage im Jahre aber müssen die vornehmen Herren, Mandarinen und Bedienten sehr früh ihrem Schova den Besuch abstatten. Dieser Generälfeldmarschal des Reichs giebt ihnen alsdenn in einer besondern Pracht Audienz. Seine Leibwache, welche sehr zahlreich ist, zeigt sich in dem Schloßhofe, eine Menge von Verschnittenen, welche in allen Zimmern gegenwärtig sind, nehmen die Bittschriften an, stellen sie alsdenn dem Schova kniend zu, und lassen denen Suchenden alsdenn seine Antwort angedeyhen. Die Audienz aber ist gemeiniglich um acht Uhr zu Ende.

Alle Civil- und Kriegsbedienten müssen jegliches Jahr dem Schova einen neuen Eyd der Treue ablegen, und nehmen daher ebenfalls einen Eyd von ihren Weibern, Kindern, Bedienten, und allen denen, welche sie unter ihrer Gerichtsbarkeit haben. Der, welcher eine Verrätherey, oder Untreue entdecket, bekommt eine Vergeltung, so wie sie der Wichtigkeit dieser Anzeige verhältnißmäßig ist. Alle Jahre müssen

sen die sämmtlichen Truppen des Reichs die Musterung paßiren, und man ist vornemlich bemühet, Soldaten von grosser Leibesstatur zu bekommen; welche nun unter diesen am besten gewachsen sind, die werden unter die Garde des Schova genommen. Die aber, welche einige Gelehrsamkeit besitzen, oder Handwerker verstehen, sind von dieser Musterung ausgeschlossen. Alle Strafen in Tunquin aber bestehen gemeiniglich im Gelde. Die groben Verbrecher aus königlichen Geblüte aber werden erdrosselt, den übrigen aber die Köpfe abgeschlagen.

Wenn der Bova mehrere Söhne hat, so erfährt er nicht, welcher von diesen ihm in seiner Würde folgt: weil diese Wahl schlechterdings von dem Schova abhänget, welcher aus Staatsklugheit gemeiniglich denjenigen unter den Prinzen wählet, von welchem er am wenigsten zu befürchten hat.

Drittes Hauptstück.

Von der Religion in Tunquin.

Je mehr man sich bemühet, die Nachrichten der Reisenden, in Beziehung auf die Religion in Tunquin, mit einander zu vergleichen, destoweniger scheint es möglich, sie zu vereinigen, und zu bestimmen, was man für eine Parthey nehmen solle. Denn die Mißionarien Trissanier und Marini machen die eine, Tavernier und Baron, aber die andere Parthey aus. Mitten in der Ungewißheit also, in welcher uns diese Schriftsteller lassen, müssen wir uns also nur an dasjenige halten, was uns am wahrscheinlichsten ist.

Die

Die Hauptreligion der Tunquiner ist die Lehre des Confucius, die sie aus China, nebst denjenigen Büchern erhalten, welche die Grundsätze derselben begreiffen; sie haben aber nicht alle götzendienstlichen Gebräuche vollkommen daraus angenommen.

Die Tunquiner nennen den Confucius Ongcongne. Sie schätzen ihn als den allerweisesten unter allen Menschen; ohne zu untersuchen, woher er diese Weisheit erlangt habe. Denn sie sagen: „es ist „keine Wahrheit, keine Tugend, die nicht ihre gewissen Gründe habe.„ Derjenige unter ihnen also, welcher die Bücher des Confucius nicht mit Nutzen studirt, kan sich zu keinem Ehrenamte Hofnung machen. Seine ganze Sittenlehre aber begreifen sie in nachfolgenden.

„Ein jedweder muß sich selbst kennen, sich nach „seiner eigenen Vollkommenheit bestreben, vornemlich „aber durch seine guten Beyspiele die Geschöpfe von „seiner Art immer näher zu derjenigen Vollkommenheit verleiten, die ihnen anständig ist; damit „endlich alle zu dem höchsten Grade derselben gelangen. Die Natur der Dinge muß man mit allem „Fleisse studieren; weil man ohne dieses nicht weiß, „was man wählen, vermeiden, wie man seine Neigungen einrichten, und ordnen solle.„

Diese Anhänger des Confucius unter den Tunquinern nehmen folgende fünf Elemente an: das Holz, Feuer, die Erde, das Wasser, und Metalle, oder übrigen Geschöpfe. „Der Ursprung aller Dinge „ist, ihrer Meynung nach, eine gewisse ursprüngliche, „und erste Materie, welche an sich unsichtbar ist, „und die Gestalt eines Eyes hat ; ; ; ; nun ist es

„entweder

„entweder von ohngefehr, oder durch ihre eigene Kraft „geschehen, daß diese Materie ihren Ort verändert „hat, oder in Bewegung gekommen ist. Durch diese „Veränderung des Orts hat sie den Grund zu der „Zeugung gelegt. Hierauf aber eine Weile geruhet; „und nach dieser Ruhe wieder die Ursache des Un„terganges hervorgebracht. ⁄ ⁄ ⁄ ⁄ Diese ursprüng„liche Materie hat sich nachher in zween Theile ge„theilet, von welchen der zarteste die Luft, das Feuer, „u. d. gl. von dem dickern aber das Wasser, die „Erde, und diejenigen Creaturen entstanden sind, „deren Natur am meisten Erdartig ist.„ ⁄ ⁄ ⁄ ⁄

Sie glauben auch sieben Himmelsgötter, welche eigentlich die sieben Planeten, und nächst diesen fünf Erdgötter, welche eigentlich die fünf Elemente sind, deren wir eben Erwähnung gethan haben. Mit diesen sieben Göttern kommen die sieben äussern Theile des menschlichen Leibes überein, wie auch die fünf innerlichen; die sieben Leidenschaften der Seele, und fünf Zeitalter des menschlichen Lebens nemlich. Auf diese Art setzen die beiden Paters Tissanier und Marini ihren Lehrbegrif auseinander. Baron in seiner Reisebeschreibung aber scheint uns deutlicher zu seyn.

„Die Tunquiner, „sagt er, „ glauben einen „höchsten Gott, welcher alles auf dem Erdboden re„gieret, und erhält. Auch glauben sie, die Welt „sey von Ewigkeit; sie verwerfen den Dienst der „Götzenbilder, und ehren die Geister so gar bis zu „einer gewissen Art der Anbetung. Sie erwarten „für die guten Handlungen Belohnungen, für die bösen „aber Strafen. Was die Unsterblichkeit der Seele

„anbetrift,

„anbetrift, darüber sind sie verschiedener Meynung. „Denn einige glauben, alle Seelen ohne Unterscheid „sehn unsterblich, und beten so gar für die abge„schiedenen Seelen. Andere aber behaupten dieses „glückselige Vorrecht nur von den gerechten Seelen, „und glauben, daß die Seelen der Ungerechten mit „ihren Leibern zugleich untergiengen. Uebrigens „halten sie dafür, daß die ganze Luft mit bösen „Geistern angefüllet sey, welche sich unaufhörlich „bestrebten, den lebendigen Geschöpfen zu schaden. „Die Hochachtung gegen das Andenken der Verstor„benen aber preisen sie sehr an, und eine jedwede „Familie unter ihnen ehret die ihrigen auf eine ge„wisse Art, welche mit der Chinesischen viel Aehn„lichkeit hat.„ Auch fügt Baron noch hinzu: „diese „Religion hat keine Tempel und Priester, auch keinen „gewissen angeordneten Gottesdienst; sondern sie „bestehet darinne: daß man das Gesetz des Höchsten „ehret, und dabey tugendhaft lebt. Dieses ist die „Religion des Bava, des Schova, der Grossen des „Reichs, und der Gelehrten.„

Von der Fo-Secte.

Diese ist diejenige Secte, zu welcher sich das Volk, die Weiber und Verschnittenen, bekennen, und die nach den Baron Bue, und nach dem Pater Tissanier, Xaca oder Schaca genennet wird. Der Jesuiten-mißionarius glaubt Xaca sey ein Jude gewesen, oder wenigstens habe er doch jüdische Schriften gelesen; welches aber so leicht nicht zu beweisen ist. Uebrigens suchte dieser Xaca mit seiner Bescheidenheit und bes-

dachtsa-

dachtsamen Wesen den Leuten etwas aufzubinden. Er blieb zehn Jahre in einer Wüsten, um seinen Lehrbegrif zu erfinden, und seine Lebensregeln aufzuschreiben. Er glaubte weder eine Vorsehung GOttes, noch Unsterblichkeit der Seelen, weder Strafen noch Belohnungen nach diesem Leben. Zu seinen Schülern sagt er mit aller Zuversicht, daß ihm ein Paar Halbgötter dasjenige eingegeben hätten, was er die Menschen lehren sollte. Dem Volke aber predigte er zwar allerley dummes Zeug, doch aber von der Seelenwanderung nicht so abscheulich. Die Moral des Xaca empfahl allen denenjenigen, welche zu der Vollkommenheit gelangen wollten, auf die Vergnüglichkeiten dieser Welt Verzicht zu thun, mitleidig und gutthätig zu seyn, die Zeit zum Nachsinnen anzuwenden, und die Leidenschaften zu überwinden. Vermöge seiner Lehre, würden diejenigen, welche seinen Gesetzen nicht nachgefolget wären, dermaleinst an zehn verschiedenen Orten gequälet werden; hierauf aber würden sie wieder aufstehen, abermal zu leiden, und zum zweytenmale zu sterben. Ja sie würden so gar in Ewigkeit immerfort von neuen sterben, und vorher wieder auferstehen, um abermal gestraft und gepeiniget zu werden; die Gläubigen und Frommen aber nach Verhältniß ihres Glaubens, und ihrer guten Werke, belohnt werden. Welche aber nur mittelmäßig tugendhaft gewesen wären, deren Seelen würden dreytausend Jahre wandern müssen; andere viertausend, und die allerreinsten fünftausend; nachdem aber diese letzten seine Befehle erfüllet hätten, so würden sie einer ewigen Glückseligkeit genießen, und nicht ferner wandern dürfen. Dieser Betrüger sagt auch zu seinen Schülern, daß,

ehe

ehe er zu seiner gegenwärtigen Vollkommenheit gelanget sey, er zehnmal gestorben wäre.

Die Anhänger dieser abscheulichen Lehre beten viele Götzenbilder an, und bringen sogar dem Teufel Geschenke, und Opfer, damit er dasjenige Unglück von ihnen abwenden möge, womit er sie, ihrer Meynung nach, heimsuchen kan.

Es giebt auch in Tunquin noch einige andere Secten, die aber nicht so gemein sind, und auch nicht so vielen Beyfall gefunden haben, als die beyden vorhergehenden, zu welchen sich der Hof, und das Volk bekennet.

Von der Secte Lanzo, oder Lanthu.

Diese Secte ist diejenige, zu welcher sich die Zauberer bekennen, und gewissermassen bey den Vornehmen, und Volke in Achtung. Lanzo, sagt man, sey ein Chineser gewesen, und habe ohngefehr fünfhundert Jahre nach dem Xaca gelebet, er nahm sich vor, zu den Irrthümern noch mehrere hinzu zu fügen, welche dieser bereits geprediget hatte. Er gab vor, wie Tissanier versichert, daß er niemals einen Vater gehabt habe, und siebzig Jahre in Mutterleibe gewesen wäre. Er empfahl den Leuten vornemlich, mitleidig zu seyn, fleißig Almosen zu geben, Hospitäler und andere Wohnungen für seine Schüler zu stiften. Die Vornehmsten von dieser Secte ziehet man gemeiniglich in Sachen von Wichtigkeit zu Rathe, und ihre Antworten werden für solche gehalten, die ihnen Gott eingegeben habe.

Von den Götzenbildern in Tunquin.

Die Mißionarien Tissanier, und Marini sind mit dem Baron in seiner Reisebeschreibung nicht einerley Meynung, sondern widersprechen ihm, und sagen, die Tunquiner hätten drey besondere Götzen: der erste sey über die Küche gesetzt, drey Steine machten den Körper dieses Götzenbildes aus, und zwar zum Gedächtniß der drey Personen, welche sich auf einem Heerde verbrannt hätten. Eine andere Gottheit sey über die Künste gesetzt, und von dieser erzählen die Tunquinischen Fabeln, sie sey ein berühmter Chineser gewesen, welcher ihnen die vortreflichsten Künste gelehret, und Tiensu genennet würde. Wenn man daher einen Knaben zu einem Handwerke bestimmet, so opfert man diesem Tiensu, damit er ihn in seinen Schutz nehmen, ihm Verstand und Beurtheilungskraft verleihen möge. Auch ruft man diesen Gott alsdenn um Beystand an, wenn man sich in solchen Dingen entschliessen muß, da man nicht weiß, was man thun soll. Die dritte Gottheit heist Buabin; und ist über die Gebäude, und Häuser gesetzt. Dieser Buabin wird für den alten Besitzer desjenigen Hauses gehalten, an welches er sogar auch nach seinem Tode ein gewisses Recht behalten hat. Aus dieser Ursache nimmt man einige götzendienstliche Gebräuche, und zwar unter dem Schalle einer Trommel vor, ihn einzuladen, unter einem kleinen Dache, welches man für ihm zubereitet hat, Besitz zu nehmen.

Noch eine andere Gottheit, Namens Daolo, ist der Schutzgott der Reisenden: die Dörfer haben ihren besondern Daolo, und vornehmlich einen, welcher von denen angerufen wird, welche in den Wäldern Holz fällen wollen.

Viertes Hauptstück.

Von den Priestern, Zauberern, und abergläubigen Gebräuchen in Tunquin.

Derer Bonzen, oder Tunquinischen Mönche sind gemeiniglich zween bey den kleinen Tempeln, bey den grossen aber deren bis auf dreyßig: sie leben in einem Kloster auf gemeinschaftliche Kosten, und haben einen Obern unter sich. Ihre Kleidung ist ganz schlecht, an dem Arme tragen sie einen Rosenkranz von hundert Kügelgen, und gehen niemals ohne einem Stabe, welcher oben einen Vogel hat. Diese Bonzen leben blos von Allmosen; sie betteln gar bescheiden, und nachdem sie dasjenige erhalten haben, was zu ihrem Lebensunterhalte nöthig ist, so theilen sie das übrige unter die Armen, und Wayseu. Diese Mönche beten seit der Zeit, da sie von einem gewissen Chineser reformiret sind, täglich zweymal, und vornemlich den ersten, und funfzehenten jeglichen Monats mit grosser Feyerlichkeit. In dem sechsten Monate des Jahres aber feyern sie mit den Bauern, zu Ehren des Gottes Thamno ein gewisses Fest; weil sie diese Gottheit für die Erfinderin des Ackerbaues halten. Sie dürfen zwar heyrathen, alsdenn aber müssen sie das Kloster verlassen, sie bleiben aber nichts destoweniger den götzendienstlichen Uebungen gewidmet. Bey den Liedern, welche diese Bonzen absingen, opfern sie zugleich Räucherwerk, und zünden Wachslichter vor ihren Götzen an. Von dem Staate werden sie angehalten, die Weye, vornehmlich aber die Brücken, aus-

zubessern, und dahin zu sehen, daß die Reisenden die gehörigen Bequemlichkeiten in den Gasthöfen finden.

Von denen Thaybu.

Die Zauberer werden in verschiedene Classen eingetheilet. Diejenigen, welche man Thaybu nennet, werden vornehmlich bey den Eheverbindungen zu Rathe gezogen, wenn man ein Haus kaufen will, oder in andern Dingen guten Raths bedarf. Denn in Tunquin fängt man nichts an, und beschließt auch nichts, ohne einen göttlichen Ausspruch. Diese Betrüger nehmen eine besondere Bescheidenheit, und Ernsthaftigkeit an, und richten ihre Prophezeyungen jederzeit nach den Antworten ein, die sie an die Fragenden ergehen lassen. Bevor er aber seinen Ausspruch thut, so schlägt der Thaybu ein grosses Buch auf, in welchem allerley vorgegebene Charactere geschrieben stehen, die eine gewisse Zauberkraft haben sollen; er erkundigt sich nach dem Alter der Fragenden, der Bittenden, und stellt alsdenn seine Kunst an; welche in der Werfung eines gewissen Zauberlooses bestehet. Diese Loose sind eigentlich drey Stücken Kupfer, auf deren einen Seite nur Buchstaben stehen. Nachdem er dieselben in die Luft geworfen hat, und sie alsdenn so fallen, daß die glatte Seite oben liegt, so ist es ein sehr böses Zeichen, kommen aber die Buchstaben oben zu liegen, so ist die Anzeige überaus glücklich. Die Zauberer von dieser Classe sind entweder alle blind gebohren, oder es wenigstens zufälliger Weise geworden. Woher denn es kommt, daß alle diejenigen, welche

welche das Gesicht verliehren, das Gewerbe des Thaybu ergreifen.

Von denen Thaybutoni.

Die zwote Secte ist die Secte der Thaybutoni; diese sind eigentlich die ärgsten in Tunquin. Sie geben sich für Zauberer aus, haben Bücher, welche sie um Rath fragen, und in welchen sie entweder die natürlichen, oder übernatürlichen Ursachen von allen Krankheiten finden wollen. Man darf sich aber hier nicht irren, sondern muß merken, daß der Teufel, ihren Vorgeben nach, allemal in den Kranken würke, und er, nach ihren Beobachtungen, jederzeit von einem gewissen bösen Geiste besessen ist. Anfänglich lassen sie sich die besten Speisen vortragen, wenn sie zu Rathe gezogen werden, welche man ihnen denn auch gewiß nicht versaget. Wenn sie nun gegessen, und getrunken haben, so tanzt der Beschwörer, in einem sehr abentheuerlichen Aufzuge, um den Kranken herum, hat eine Glocke in der Hand, und sagt dabey allerley unverständliche Wörter. Weil diese Leute gewöhnlicher maßen nicht eher gerufen werden, als bis die äuserste Noth vorhanden ist, und sie diesen ihren Gebrauch öfters mehrere Tage wiederholen, so ist es allemal leicht, ihre Prophezeyhung so einzurichten, daß sie eintrift, der Kranke mag entweder sterben, oder wieder gesund werden. Zuweilen geschiehet es, daß, wenn es mit ihm schon ziemlich weit gekommen ist, und ihn ein böser Geist schon lange besessen hat, wie z. E. der Geist des Wassers, der Geist eines Verstorbenen, oder irgend ein anderer, es ihnen schwer fällt, einen solchen Geist aus dem

Körper heraus zu bringen, welcher ihn besitzen soll. Ist nun die Lage der Umstände so, so opfern sie ihm, um ihn dadurch zu besänftigen; will aber dieses nicht helfen, so brauchen sie Gewalt. Alle Angehörigen, und Freunde nehmen Stöcke, und machen einen greulichen Lermen in dem Hause des Kranken, um den Teufel heraus zu jagen. Eine andere Vorstellung, welche eben so lächerlich, ist diese, daß sie vorgeben, sie könnten den bösen Geist in eine Wasserflasche verbannen. Denn der Zauberer bindet den Leuten auf, daß er es durch Hülfe seiner Bücher erfahren habe, wie der böse Geist dieses oder jenes Verstorbenen, den Kranken quäle. Daher nimmt er seine Beschwörungen vor, um diesen schädlichen Geist zu citiren; nach einiger Zeit aber thut er zu wissen, daß er ihn endlich gezwungen habe, seine Zuflucht in eine Flasche voll Wasser zu nehmen; in welchem Gefängnisse er ihn denn so lange sitzen lassen wolle, bis der Kranke vollkommen wieder gesund sey. Stirbt aber derselbe nichts destoweniger, so sucht man allerley Gründe hervor, dadurch zu beweisen, daß er eigentlich nicht länger habe leben dürfen. Wird er aber wieder besser, so zerschlägt dieser göttliche Mann diese Flasche, und sezt den Plagegeist wieder in seine Freyheit.

Wenn ein Einwohner von Tunquin auf einer Reise krank geworden ist, so opfert man für denselben auf den Kreuzwegen. Die Angehörigen bringen seinen Rock an einen solchen Ort, und hängen ihn auf eine lange Stange; alsdenn bringen sie demjenigen Geiste, welcher über die Kreuzwege gesezt ist, sieben kleine Pillen von Reis, die der Kranke essen muß. Die Zahl Sieben der Pillen aber gründet sich

darauf,

darauf, weil der Mensch ihrem Vorgeben nach, eben so viele Lebensgeister hat.

Eben diese seyn wollenden Zauberer brauchen zuweilen allerley natürliche Mittel, die Krankheiten zu heilen. Sie fühlen den Leuten auf eben diese Art an den Puls, wie die Chineser: von dem Aderlassen halten sie nichts, sondern brauchen gemeiniglich nur lauter einfache Arzeneyen, die sie zu der Heilung des Fleckfiebers sonderlich verordnen. Vornehmlich aber bemerkt man, daß sie sich des Feuers bedienen. Sie nehmen ein Stück Binsenmark, tauchen es in Oel, und stecken es an; alsdenn aber legen sie dieses Binsenmark auf eben so viele Oerter, wo sich das Uebel äussert, als sie deren an dem Leibe des Kranken finden können. Diese Operation aber nehmen sie allemal zur Nachtzeit vor, und das Feuer verzehret alsdenn das Gift vollkommen. Den Schlangenbiß aber heilen sie mit einem Steine, welcher in dem Kopfe eben dieses Thieres gefunden wird: dieser Stein ziehet auch das Gift aus der Wunde, und fällt von derselben nicht eher ab, bis er alles aus derselben heraus, und an sich gezogen hat. Wirft man ihn aber nachher in Milch; so giebt er alles Gift wieder von sich, und bekommt seine vorige Kraft wieder.

Zu eben diesen Aerzten nimmt man auch seine Zuflucht, wenn man die bösen Geister aus dem Hause verjagen will. Den Anfang machen sie mit ihren Beschwörungen, wovon die Vorschrift in ihren Büchern beschrieben, und erkläret stehet: nachdem sie nun ferner allerley Stückgen gelbes Papier an die Wände geheftet haben, auf welchen allerley besondere, und abscheuliche Figuren gemalet sind; so fan-

gen sie an zu tanzen; und aus allen Leibeskräften ein solches Geschrey zu machen, daß der Teufel, wie sie glauben, erschrecket, und gezwungen wird, sich aus dem Hause zu packen. Sie haben auch gewisse Ceremonien, deren sie sich zu der Einweyhung eines neuen Hauses bedienen.

Von der Secte der Thaydelis.

Die Thaydelis machet die dritte Secte der Zauberer aus: sie werden aber zu weiter nichts gebraucht, als blos zu denen, was die Begräbnisse betrift. Man zieht sie gemeiniglich zu Rathe, wenn man eine Grabstätte wählen, und wissen will, welche Stellen hierzu am geschicktesten sind. Dieses aber ist in der That bey den Tunquinern eine Sache von grosser Wichtigkeit, wie wir solches in den Hauptstücken von ihren Beerdigungen sehen werden. Uebrigens werden die Thaydelis schon zu Ehrenämtern in dem Reiche gezogen, die eben nicht von geringer Wichtigkeit sind.

Von denen Bacotes.

Diese sind ebenfalls Betrüger, nur nicht so grobe, und niederträchtige, als die übrigen. Das gemeine Volk ziehet sie gemeiniglich zu Rathe, und bezahlt sie nach Verhältniß seines Vermögens, und ihrer Geschicklichkeit.

Von den Hexen.

Die Zauberkunst ist in Tunquin in grossen Ansehen; weswegen sie denn die Weiber auch üben. Denn es giebt deren, von welchen man glaubt, daß

sie

sie mit dem Teufel ein Bündniß hätten, und das Schicksal der verstorbenen Seelen nach dem Tode wissen könnten. Diese Betrügerinnen stellen sich, als ob sie die allerabscheulichsten Beschwörungen vornähmen, und nachdem sie den Neugierigen mit diesen eine ziemliche Furcht eingejaget haben; so wissen sie ihre Stimme dergestalt natürlich nachzuahmen, daß sie selbigen einbilden, die Seele sey aus ihrem Körper herausgerufen, und rede aus jener ihrem Munde.

Von den abergläubigen Gebräuchen.

Sowohl in Tunquin, als China ist es ein durchgängiger Gebrauch, den ersten Tag im Jahre nicht aus dem Hause zu gehen, sondern sich genau eingeschlossen zu halten; aus Besorgniß, es möchte einem vielleicht eine unglückliche Anzeige begegnen, wie z. E. ein häßlicher Mensch, oder einer, welcher niese, ein alt Weib, oder etwas dergleichen. Mithin ist der zweyte Tag des Jahres eigentlich derjenige, mit welchem die Geschäfte angehen: Denn an demselben stattet man den Obern seine schuldigen Besuche ab, und besucht auch seine Bekannten, und Freunde.

Durch die Finsterniße gerathen die Tunquiner allemal in ein grosses Schrecken, denn wenn sich eine ereignet, so muß der Schova allemal seine sämtlichen Truppen bewafnet ins Feld rücken, und die Trommeln schlagen lassen; auch mit allen Glocken geläutet werden, damit durch diesen Schall dem verfinsterten Gestirne Beystand geleistet, und die Klauen desjenigen Drachen zurückgehalten werden, welcher sich bestrebt, dasselbe zu verschlingen.

Gegen das erste Viertel des zweyten Monats in jeglichen Jahre sammelt man mit grosser Feyerlichkeit die Areka: man nimmt nemlich eine Nuß davon, die man vergiftet, und sie nachher einem Kinde zuerst giebt, damit durch dieses Opfer ein glücklichs Jahr erhalten werde. Diese Nachricht liefert uns Dvington und Tavernier in ihren Reisen; welche man aber, aus Ehre gegen die Menschlichkeit, füglich in Zweifel ziehen kan.

Die Tunquiner theilen den Tag in zween gleiche Theile und jeglichen derselben in zwölf Tagesstunden und eben so viele Nachtstunden. Jegliche Stunde führt den Namen von einem Thiere, und ihre Monate ebenfalls, welche eigentlich Mondenmonate sind, wie auch ihre zwölf Jahre, die ihren Cirkel ausmachen. Die Väter und Mütter sehen sich sehr wohl vor, daß sie ihren Kindern nicht den Namen der Stunde, des Tages, Monats, oder Jahres geben, in welchem sie gebohren sind: denn eine solche Stunde, oder der Name eines solchen Thieres, würde ihnen sehr viel Unglück verursachen. Während ihrem Leben dürfen sie niemals etwas unternehmen, wenn diese Zeiten wieder einfallen. Der Cova und Schova geben auch alsdenn keine Audienz, und kommen auch nicht einmal aus ihren Schlössern.

Fünftes Hauptstück.

Von den Hochzeiten der Tunquiner.

Ohne die Einwilligung des Vaters, der Mutter, oder des nächsten Anverwandten, welcher deren Stelle vertritt,

vertritt, darf sich niemand in Tunquin verheyrathen. Die Töchter werden gemeiniglich im sechzehnten Jahre verehliget; unter den Feyerlichkeiten aber, die bey der Hochzeit der angehenden Eheleute vorgenommen werden, bemerkt man keine, die eine Beziehung auf die Religion habe; Wenn ein junger Mensch auf ein Frauenzimmer seine Neigung gerichtet hat, die er zur Frau haben will, so muß er bey dem Vater derselben feyerlich um sie anhalten, und zugleich einige Geschenke mit bringen. Wird nun der Antrag angenommen, so vergleicht man sich über den Brautschatz. Der künftige Ehemann schickt in das Haus ihres Vaters alles dasjenige, was er zum Gebrauch seiner künftigen Ehegattin bestimmet hat, und nach dem der Tag zur Hochzeit angesetzet ist, so wird die Braut in Begleitung ihrer Angehörigen, nebst ihrem Brautschatze, und allen dem, was sie an Geschenken erhalten hat, zu ihrem angehenden Ehemanne ins Haus getragen, und daselbst die Hochzeit mit einem Schmause beschlossen. Der Pater Marini fügt noch hinzu, daß, wenn sie in das Haus hinein tritt, sie in die Küche gehen, und den Heerd grüssen, sich aber darauf zur Erden werfen müsse, um dadurch die gehörige Unterthänigkeit gegen ihren angehenden Ehemann zu bezeigen.

Die Vielweiberey ist in Tunquin gestattet, nur muß man merken, daß die Frau, deren Angehörigen von vornehmen Stand sind, allemal den obersten Rang hat, und allein den Tittel einer Ehefrau führet.

Vermöge der Gesetze kan sich auch ein Mann von seiner Frau wieder scheiden; diese aber hat das Recht nicht. Wenn sich jener aber von seiner Frau

scheiden

scheiden will, so nimmt er einen von denen kleinen Stäben, die ihm gemeiniglich statt der Gabel bey den Mahlzeiten dienen, und einen von denen, welche seiner Frau gehören. Diese beyden Stäbigen zerbricht er, und jeder von ihnen nimmt die Hälfte zu sich, und verwahret sie in einem Stücke von seidenen Zeuche auf das sorgfältigste. Nachdem diese vorläufige Ceremonie vorgenommen ist, so giebt der Mann seiner Frau einen von ihm unterschriebenen und untersiegelten Zettel, worinnen er sich erkläret, daß er auf alles Recht an sie, hiermit Verzicht thue, und ihr hiermit die Freyheit gebe, alles dasjenige sogleich wieder mit sich zu nehmen, was sie ihm zugebracht hat. Hat er Kinder mit ihr erzeugt, so bleiben diese bey dem Manne, und die Frau bekommt ein Zeugniß hierüber, und kan sich alsdenn an einen andern wieder verheyrathen; ohne, daß diese Scheidung ihrer Ehre im geringsten nachtheilig ist. Weil nun einer abgeschiedenen Ehefrau in den Gesetzen so viele Vorrechte gestattet werden; so sind auch die Ehescheidungen in Tunquin nur sehr selten.

Wenn ein Ehemann seine Ehefrau in Ehebruch ertappt, so hat er die Freyheit, sie so wohl, als denjenigen zu ermorden, mit welchen sie den Ehebruch verübt hat; nur müssen beyde Verbrecher von seinen eigenen Händen sterben. Wenn er aber bey der Obrigkeit um Bestrafung anhält, so wird die Frau von einem Elephanten zertreten, und ihr Mitverbrecher hat eine andere Todesstrafe auszustehen. Bey dem Volke ist die Untersuchung dieser Arten der Verbrechen dem Richter vorbehalten; der Kläger aber muß das Verbrechen mit Zeugen beweisen können.

Wenn

Wenn eine Frau von einem Kinde entbunden ist, so muß sie sich vor demjenigen Geiste stellen, welcher ihrem Heerde und Feuer vorstehet, sich vor demselben vierzig Tage aufhalten, und ihn um seinen Schuz anflehen.

Sechstes Hauptstück.

Von den Begräbnissen in Tunquin.

Die Furcht, welche die Einwohner von Tunquin für dem Tode haben, hat in ihren Gemüthe von jeher eine Menge abentheuerlicher Vorstellungen erzeuget, von welcher auch so gar die Gelehrten nicht ausgenommen sind. „Die Kinder, „sagen sie,„ „welche noch in den Leibern ihrer Mütter sind, wer„den durch die Geister derjenigen Kinder belebt, „welche eher gestorben sind, als sie zu reifer Ver„nunft gelanget sind, und die Seelen aller übrigen „Menschen, werden eben zu so vielen Geistern, wel„che entweder Gutes oder Böses thun können. Sie „würden beständig umher irren, und allerley noth„dürftigen Umständen unterworfen seyn, wenn sie „die ihrigen nicht unterstützten, oder wenn sie sich, „dasjenige nicht auf die Weise verschaften, was ihren „Neigungen gemäß ist, dadurch, daß sie andern „entweder Böses oder auch Gutes thäten.„ Aus dieser seltsamen Vorstellung nun eine Folge zu ziehen, so behaupten sie, der Tod sey unter allen Uebeln, wenigstens für diejenigen Personen, das grösseste, welche bereits zu dem Gebrauche ihrer Vernunft gelanget wären.

Wenn

Wenn ein Tunquiner stirbt, so achten seine Angehörigen mit aller Sorgfalt darauf, ob entweder sein Vater, oder jemand von seinen Anverwandten an dem Tage oder zu einer solchen Stunde gebohren sey, welches denn für alle Nachkommen desselben ein sehr unglückliches Zeichen ist. Eine solche Entdeckung ist alsdenn Ursache, daß sie die Beerdigungen anstehen lassen. Mithin gehen sie zu den Wahrsagern, Zauberern, oder Pfaffen, um von ihnen zu erfahren, welche Zeit wohl die glücklichste ist, an welcher sie diese Ceremonie vornehmen können. Alsdenn aber vergehen zu weilen wohl drey Jahr, ehe sie einmal eine Antwort erhalten; während dieser Zeit aber wird der Sarg mit der Leiche so lange auf vier Pfäle in eine Kammer des Hauses gesetzt. Je länger sie nun das Begräbniß müssen anstehen lassen, desto mehr Kosten haben sie auch; denn sie sind gehalten, dem Todten täglich dreymal allerley Speisen vorzusetzen; und um ihn her aber müssen eine Menge Fackeln und Lichter brennen, auch muß geräuchert, und vornemlich viel Goldpapier verbrannt werden, worauf Elephanten, Pferde, u. d. gl. gemalet sind. Diese Kosten müssen nicht nur die Kinder und die Wittwe allein anwenden; sondern die nächsten Anverwandten ebenfalls ihren Beytrag darzu hergeben, und eben so auch zu dem Leichenbegängnisse. Hierzu kommt noch die grosse Beschwerlichkeit, daß sie sich täglich vor dem Sarge niederwerfen, und jedesmal ihr Geschrey und Klagen wiederholen müssen.

Die Wahl des Sarges ist auch von einer sehr grossen Wichtigkeit in diesem Lande, und die reichen Leute ersparen nichts, was nur zu der Pracht desselben

ben gereichen kan. Es darf aber derselbe nicht mit Nägeln zugeschlagen werden, weil dieses in der That eine Beleidigung des todten Körpers seyn würde; sondern sie brauchen einen gewissen Mörtel, der auf eine besondere Art darzu zubereitet ist, womit der Sarg dergestalt verstrichen wird, daß kein flüßiges Wesen durchdringen kan. Wenn ein Mann stirbet, so müssen ihm seine sieben besten Kleider angezogen werden, einer Frau aber deren gar neune. Ist der Verstorbene vornehm, so sticht man ihm entweder einige Goldstücken oder Perlensamen in den Mund, damit er doch nicht so gar armselig in jenem Leben zum Vorschein kommt oder gar Noth leiden darf. Ist es aber nur ein gemeiner Mann, so stopft man ihm das Maul mit solchen Dingen voll, die nicht so kostbar sind; und zwar in der Hofnung, daß das, was man ihm giebt, ihn bewegen soll, daß er die Lebendigen nicht quälet. Zu weilen setzt man auch gar wohl ein Gefäß von Reis zu ihm in den Sarg.

Wenn nun der Tag angesetzt ist, da die Leiche begraben werden soll, so gehet man mit aller Feyerlichkeit aus dem Hause. Die Söhne sind in einen groben Zeuch gekleidet; auf den Köpfen tragen sie einen Strohhut, und in den Händen einen Stab, bey welchen sie gehen: die Weiber und Töchter aber sind in ein grosses Stück Tuch eingehüllet. Während diesem Zuge bestehet die grösseste Ehre, welche der älteste Sohn seinem verstorbenen Vater erweisen kan, darinnen, daß er sich von einer Strecke zur andern auf die Erde wirft, und den Leichnam seines Vaters über sich hintragen läßt. Wenn er aber wieder aufstehet, so muß er gegen dem Sarg rückwärts stossen, gleich,

gleich, als ob er dadurch seinen verstorbenen Vater zwingen wollte, daß er bey ihm bleiben sollte. Dieser Zug von Leichenbegleitern, begiebt sich unter dem Schalle der Trommeln und musicalischen Instrumenten bis zu dem Grabe, in welches die Leiche hineingesenket wird, und welche gewöhnlichermassen in einem Dorfe niedergesetzt wird, in welchen Leute aus eben der Familie wohnen. Die Reichen und vornehmen Herren haben mehrere Särge, einen über den andern; sie werden auch unter einen prächtigen Verdecke getragen, und von Soldaten begleitet.

Das grösseste Unglück aber, was nur einer Familie begegnen kan, ist dieses, wenn einer von ihren Angehörigen nicht begraben wird.

Von dem Leichenbegängnisse des Bova.

Ob gleich Baron denenjenigen Erzählungen widerspricht, die uns der Pater Tissanier und Tavernier von der Beerdigung eines Bova liefern, so können wir uns doch nicht entbrechen, diejenige allhier anzuführen, damit der verständige Leser dasjenige selbst wählen möge, was er für das wahrscheinlichste hält.

So bald der König gestorben ist, sagen die beyden erwehnten Schriftsteller, so wird seine Leiche balsamirt, und fünf und sechzig Tage auf einen Paradebette zur Schau ausgelegt. Während dieser Zeit, wird er eben so bedient, als wenn er noch lebte; die Speisen aber, welche man auf seine Tafel vor ihn gesetzt, werden unter die Priester und Armen vertheilet. Der neue

Thron-

Thronfolger und das ganze Reich legt die Trauer an der Prinz aber läßt sich die Haare abschneiden, und setzt einen Strohhut auf. So bald aber ein König verschieden ist, so wird in der ganzen Stadt so lange mit allen Glocken gelautet, bis man die Leiche in eine Galeere gesetzt hat, in welcher sie nach dem Königlichen Begräbnisse transportiret wird. Alle Wege, durch welche die Leiche paßiret, sind mit einem grossen violettfarbenen Tuche bedeckt. Der Zug aber dauert sechs Tage. Jedwede viertel Meile hält man stille, und man findet von einer Strecke zur andern kleine Hütten, wo man Wasser zum trinken und Feuer haben kan, um eine Pfeife Toback anzustecken. Tavernier aber beschreibt uns den Zug folgendermassen. „Zuerst „bemerket man zwey Husaren an der Thür des Königlichen Gemaches, welche mit lauter Stimme den „Namen des verstorbenen Königes ausrufen. Jeder „von ihnen trägt einen Streitkolben, dessen Kugel „sehr voller Kunst ist. Zwölf Officiers von den „Galeeren ziehen den Leichenwagen, auf welchem der „Name des Königes geschrieben ist: nach ihnen kommt „der Oberstallmeister zu Pferde, und hinter ihm folgen „zween Pagen. Darauf erscheinen zwölf Handpferde, „paarweise, alle mit güldenen Zügeln, deren Sättel „und Decken mit goldenen Franzen und dergleichen „besetzt sind. Auf diese folgen ferner zwölf Elephanten, viere von diesen werden jeglicher von einem „geritten, welcher eine Fahne oder Standarte in der „Hand trägt; vier andere aber sind mit Thürmen versehen, in welchen sich mit Flinten und Lanzen bewafnete Soldaten befinden; die vier letzten aber tragen „Kefigte, oder wenigstens etwas diesen ähnliches.

Ehe wir diese Gedanken weiter verfolgen, müssen wir einen Blick auf die Lage der Dinge werfen, wie sie sich in Europa gestaltet hatte. Die Revolution, die 1789 in Frankreich ausgebrochen war, hatte sich über ganz Europa verbreitet und alle Staaten in Mitleidenschaft gezogen. Sie hatte, wie Napoleon sagte, die Ideen der Menschheit verändert. Die Ideen der Freiheit, der Gleichheit, der Volkssouveränität, der Nationalität, die Ideen, die in Frankreich zum Durchbruch gekommen waren, hatten sich in ganz Europa verbreitet. Sie hatten sich nicht nur in den Köpfen der Menschen festgesetzt, sondern sie hatten auch in den Verfassungen, die sich die Völker gegeben hatten, ihren Ausdruck gefunden. Nur ein einziger Staat war es, der sich diesen Ideen widersetzte, der sich ihnen nicht anschließen wollte, der sich nicht entschließen konnte, sie in seine Verfassung aufzunehmen, das war England. Es war der einzige Staat, der sich nicht von dem Geiste der Revolution hatte durchdringen lassen

„Menge von Edelleuten und Bedienten von allerley „Range, einige zu Pferde, andere aber zu Fusse, und „beschliessen den Zug dieses prächtigen Leichenbe„gängnisses.„

Nach dem nun dieser ganze Zug durch die Stadt gezogen ist, so setzt man die Königliche Leiche in eine Galeere, welche von einigen andern begleitet wird. In der ersten von den folgenden sind diejenigen vornehmen Herren, welche sich mit dem Könige zu gleich begraben lassen; und in der andern, die mit Jalousien versehen ist, diejenigen Damen, welche eben diese Gnade haben, daß sie mit ihm begraben werden. Auf den übrigen Galeeren aber befinden sich die Schätze. Diese Flotte ziehet einige Meilen zwischen lauter wüsten und unfruchtbaren Gegenden den Fluß hinauf. In diesen Gegenden aber ist derjenige sehr geheime Ort, wo die Königliche Leiche hingesetzt wird; und denselben weiß sonst niemand, als sechs Verschnittene, welche einen Eyd schwören müssen, daß sie denselben nicht entdecken wollen.

Diese prächtige Beschreibung liefern uns unsere Reisenden von der Beerdigung eines Königes in Tunquin. Allein es scheint, als ob dieselbe mehr von einer erhitzten Einbildungskraft, und daher rührenden romanenartigen Denkart herrühre, als aus der Feder eines Wahrheit liebenden Schriftstellers.

Der Pater Tissanier hängt hinten an seine Beschreibung noch eine besondere Erzählung desjenigen feyerlichen Dienstes, welcher der Seele des verstorbenen Königes erwiesen würde, und von welcher er sagt, daß er ihn mit angesehen habe. In einem weitläuftigen Felde hatte man fünf Wohnungen erbauet, die

vortreflich gemalet und mit reichen seidenen Stoffen behängt waren. Weiter hin zeigte sich auf sehr künstlich ausgearbeiteten und mit Gold bedeckten Säulen ein prächtiges Schloß, welches mit hundert Bildsäulen gezieret war, die Mandarinen und Weiber, mit Trommeln und Trompeten, und eine Menge von Galeeren und gemalten Thieren vorstelleten. Hinter diesem Gebäude sahe man ein Feld mit vielen Zelten und Hütten, in welchen Lebensmittel und allerley Arten von lebendigen Thieren zu haben waren. Zu diesen gemalten Häusern begab sich der regierende König in Begleitung seiner Mandarinen und Kriegsbedienten; eins von demselben aber wählte er und kaufte es, um in dasselbe die Seele seines verstorbenen Vaters, als in ihre Wohnung hinein zu legen. Dieser besondere Zug aber wurde auf nachfolgende Art feyerlich beschlossen. Der Bova nahm einige Stücken Kupfer; stellete sich überaus sehr betrübt, durchsuchte die vier Winkel des Gebäudes, und fragte einmal über das andere mit Seufzen, ob man dieses Haus ihm verkaufen wollte. Die Priester, welche in dem innern desselben versteckt waren, antworteten in einem singenden Tone: Dieses Haus ist zu schön, als daß es um einen wohlfeilen Preis verkaufet werden könnte. Hierauf that der König sein Gebot, welches denn auch den Bonzen so stattlich schien, daß sie ihm das Haus überliessen. Nachdem nun der Kauf geschlossen war, so begab man sich zu demjenigen Schlosse, von welchem wir eben geredet haben. Hier war eine fürtrefliche Mahlzeit angerichtet, und die Seele des verstorbenen Bova abgesetzet, das ist, eine gewisse Bildsäule, an deren Fusse der Name des verstorbenen geschrieben stand.

Diese

Diese trug man darauf mit vielen Gepränge in ihre neue Wohnung, setzte sie auf einen sehr hohen Thron, und die Bonzey beschlossen diese prächtige Leichenfeyerlichkeit damit, daß sie das Schloß, wo die Seele bisher gewohnt hatte, und zugleich auch alle die gemalten und gezierten Wohnungen verbrannten.

Der Pater Tissanier sagt ferner, „daß die Tunquinischen Gelehrten auch die Seelen dererjenigen anbeteten, die ehedem für Hunger gestorben wären; daß „sie allemal den ersten Tag eines jedweden Monats „Reis, als einen Allmosen, bettelten, und nachdem „sie denselben hätten kochen lassen, so liessen sie diesen „den Seelen vorsetzen, um dadurch einen reinen und „zarten Geist zu erhalten.„ Die Ursache, welche er für diesen abergläubigen Gebrauch angiebt, ist diese, weil sich diejenigen nicht wohl zum Studieren schickten, welche gewohnt wären, viel zu essen, deren Geist aber hurtig und zart würde, welche wenig essen.

Das vorzüglichste und grösseste Merkmal der Trauer bestehet übrigens darinne, wenn man sich die Haare bis auf die Schultern abschneiden läßt; ferner, ein weisses, oder aschfarbenes Kleid anlegt und einen Bund von Stroh aufsetzt. Ein Vater und eine Mutter müssen drey Jahre trauren und ein ältester Sohn noch drey Monate länger. Während dieser Zeit müssen sich alle Kinder die Speisen nur in sehr groben Gefässen vorsetzen lassen, alle starke Getränke und leckerhaften Speisen vermeiden, auf blossen Matrazen liegen, die auf die Erde gebreitet sind und dürfen durchaus keinem Schmausse beywohnen, sich auch nicht verheyrathen: wenn sie aber wider eine von diesen Vorschriften handeln, so verliehren sie ihren Theil der Erbschaft.

Siebentes Hauptstück.

Von den Sitten und Gebräuchen der Tunquiner.

Der Tunquiner ist von Natur sehr unstet und unruhig und kan nur durch Strenge zu seiner Pflicht angehalten werden. Neid und Bosheit machen seinen Haupteharacter aus, und weil er von seinem Vaterlande, welches ihn nährt, eine übertriebene Meynung hat; so hält er alles dasjenige für Fabeln, was ihm die Ausländer fremder Länder erzählen. Sonsten hat er ein glückliches Gedächtniß und einen so ziemlich durchdringenden Verstand, daß er es in den Wissenschaften in kurzer Zeit weit bringt. Er legt sich aber aus keiner andern Ursache auf dieselben, als weil er ohne sie so wenig zu einer Staats- als Kriegsbedienung gelangen kan.

Die Tunquiner sind von mittelmäßiger Leibesgrösse und dabey wohl gewachsen; aber nur von einer schwachen Leibesconstitution, welche vornemlich von ihrer Unmäßigkeit und vielen Schlafen herrühret. Von Gesichtsfarbe sind sie nicht so braun wie die Chineser, ihre Haare sind schwarz und lang, die Zähne aber weiß bis in das sechzehnte oder siebenzehnte Jahr; nachher aber färben sie sie schwarz und haben überaus grosse Nägel. Sie tragen eben wie die Chineser einen langen Rock und gehen barfuß; diejenigen Gelehrten aber ausgenommen, welche Doctoren sind.

Weil es nun in diesem Reiche eine vorzügliche Ehre ist, wenn man eine begütterte und zahlreiche Familie hat, so ist daher die Gewohnheit entstanden,

Leute

Herr von Hagedorn, Langermann, und Herr von Hagedorn, Landvogt, Herr Gleim, Secretair, Herr Klopstock, Herr Ramler, Herr Rabener, Herr Weisse, Herr Cramer, Herr Schlegel, Herr Gellert, Herr Rost, Herr Lessing, Herr Mylius, Herr Schmid, Herr Wieland, Herr Sulzer, Herr Zachariä, Herr Schlosser, Herr Jacobi, Herr Gerstenberg, Herr Hagedorn, Hofmeister, Herr Hagedorn, Hofmeister, Herr Hagedorn, Hofmeister

Evangelium gepredigt, aber nicht das Evangelium, das wir unter diesem Namen kennen. Es war ein Evangelium, das sich auf die Lehren Christi, auf die Bergpredigt, auf die Gleichnisse, auf die Wunder, auf die Auferstehung und Himmelfahrt bezog, aber nicht auf die Sühne durch Christi Tod. Es war das Evangelium, das Christus selbst predigte. Es ist das Evangelium, das wir heute predigen, wenn wir nicht wissen, daß Christus für unsere Sünden gestorben ist, wenn wir nicht wissen, daß er auferstanden ist, wenn wir nicht wissen, daß er gen Himmel gefahren ist und zur Rechten Gottes sitzt, wenn wir nicht wissen, daß er wiederkommen wird, um die Seinen zu sich zu nehmen, wenn wir nicht wissen, daß er kommen wird, um Gericht zu halten über die Lebendigen und die Toten.

Es gibt aber Lehren in unserem Bekenntnis, die nicht einmal in diesem Evangelium enthalten sind. Wir bekennen, daß Christus in die Hölle gefahren ist, daß er den Teufel überwunden hat, daß er den Gläubigen das Paradies wieder aufgetan hat. Wir bekennen, daß Christus nicht nur für die Sünden der Gläubigen gestorben ist, sondern für die Sünden der ganzen Welt, daß er nicht nur für die Auserwählten gebeten hat, sondern für alle Menschen, daß er nicht nur für die Gläubigen das Gesetz erfüllt hat, sondern für alle Menschen. Wir bekennen, daß Christus nicht nur für die Gläubigen auferstanden ist, sondern auch für die Ungläubigen, daß er nicht nur für die Gläubigen gen Himmel gefahren ist, sondern für alle Menschen, daß er nicht nur für die Gläubigen zur Rechten Gottes sitzt, sondern für alle Menschen, daß er nicht nur für die Gläubigen wiederkommen wird, sondern für alle Menschen, daß er nicht nur für die Gläubigen Gericht halten wird, sondern über alle Menschen. Das ist das Evangelium, das wir bekennen, das ist das Evangelium, das wir predigen, das ist das Evangelium, das wir glauben.

der Mandarinen sind jederzeit gewisse Säle zu diesen Ergötzlichkeiten bestimmet, und in den Dörfern hat man Singehäuser, wo die Einwohner des Abends, vornämlich aber an den Festtagen zusammen kommen. Sie haben aber überhaupt nicht viele Gesänge, in denen mehresten aber, die sie haben, werden die Thaten ihrer Könige und Generale herausgestrichen. Alle ihre musicalischen Instrumente aber, die sie haben, bestehen in Trompeten und Paucken von Kupfer, in Hoboen, Zittern und verschiedenen Arten von Geigen. Die Weiber aber tanzen nur allein, und mitten zwischen ihren Tanze, erscheint ein Pickelhering, welcher die Gesellschaft mit seinen kurzweiligen Possen und Stellungen, vergnüget. Zu weilen tanzt ein Frauenzimmer mit einer Schaale, in welcher verschiedene kleine Lampen stehen, die sie auf dem Kopfe hat, ohne daß durch diese Bewegung, das Oel in denselben verschüttet wird. Es giebt auch welche unter ihnen, die auf dem Seile tanzen.

Der Hof zu Tunquin belustiget sich auch öfters mit dem Hahnengefechte. Die vornehmen Herren lassen gemeiniglich ihre Hähne mit den Hähnen des Königes streiten, und wetten um grosse Geldsummen, die sie aber deswegen jederzeit verliehren, weil der Königliche Hahn nothwendig allemal den Sieg behalten muß. Durch diese Art aber sich bey dem Könige beliebt zu machen, gerathen viele Hofleute in schlechte, und armselige Umstände.

Achtes Hauptstück.

Von den Producten des Königreichs Tunquin, und der Handlung in demselben.

Die Lage von Tunquin, dessen Boden ziemlich niedrig liegt, und mit ziemlich vielen Flüssen durchstromt wird, erleichtert die einheimische Handlung in diesem Königreiche ungemein. Das Land an sich bringt weder Korn, noch Wein hervor; dahingegen aber Reis, und ein gewisses Getränk, Namens Arrak, welches dem Aquavite nichts nachgiebt.

Unter den Früchten, die man hier in Ueberflusse hat, und welche eben so vorzüglich sind, wie die Indianischen, unterscheidet man vornehmlich eine, welche Leschea genennet wird, die aber die Einwohner Bejay nennen. Der Baum, welcher sie trägt, ist groß, und seine Blätter haben die Gestalt der Lorberblätter. Die Frucht wächst auf den Zweigen in Trauben, jedwedes Korn aber hat die Gestalt eines kleinen Herzes, und ist ohngefehr so groß, als ein gemeines Hühner Ey. Diese Frucht hat einen vortreflichen Geschmack, eine überaus angenehme Gestalt, und eine carmosinrothe Farbe, wenn sie reif ist. Man nimmt sie gemeiniglich im April ab, und um diese Zeit gehen die königlichen Bedienten umher, und zeichnen diejenigen Bäume aus, von welchen sie die besten Bejayfrüchte hoffen, ohne daß sich der Eigenthümer unterstehet, sich darüber zu beschweren: ja, dieser muß sogar diejenigen Früchte bewachen, oder bewachen lassen, welche der Hof für sich behalten will, damit sie nicht gestohlen werden.

Von dem Königreiche Pegu.

Erstes Hauptstück.

Geographische Beschreibung dieses Königreichs.

Es würde ziemlich schwer seyn, wenn man die Grenzen dieses Reichs genau bestimmen wolte: denn diejenigen beständigen Kriege, welche die Peguaner mit ihren Nachbarn beständig geführet, haben ihre Grenzen allemal nach dem verändert, nachdem sie über ihre Feinde entweder Vortheile erhalten, oder von ihnen Verlust erlitten haben. Sonsten weiß man, daß dieses Reich dem Königreiche Siam Gesetze vorgeschrieben, und sich dasselbe tributbar gemacht hat. Dieser Ruhm, oder Vorzug aber ist von keiner sonderlichen Dauer gewesen, sondern als sie auf ihre gemachten Eroberungen nicht sonderlich achteten, so haben sie diese nicht nur eingebüßt, sondern noch darzu einen ansehnlichen Theil ihres eigenen Landes zugleich. Was das innere dieses Reichs anbetrift, so ist dasselbe nicht bekannter, weil wenige Reisende hinein gekommen sind, von welchen man wahre Nachrichten hat erwarten können. Jedoch es mag auch mit diesen Veränderungen, welche durch die verschiedenen Abwechselungen des Krieges verursachet worden, für eine Bewandniß haben,

welche es wolle, so kommen doch alle Schriftsteller damit überein, daß die Grenzen des Königreichs Pegu gegen Norden die Länder des Brama, Siammon und Calaminham; gegen Abend das Gebürge Pre, welches es von dem Königreiche Arrakan, und dem Bengalischen Meerbusen scheidet, dessen Küsten ihm zugehören, von dem Vorgebürge Nigraos an bis sechzehn Grad Norder Breite, zu der Stadt Tavay bis dreyzehen Grade: gegen Morgen das Königreich Laos; gegen Mittag Siam, sind. Ein grosser Fluß, welcher aus dem Schiamayer See kommt, durchströmt das ganze Land in einer Strecke von vier bis fünfhundert Meilen, ehe er ins Meer fällt. Er führt von dem Königreiche den Nahmen Pegu, oder vielleicht hat das Königreich umgekehrt den Namen von ihm: denn es ist ein ziemlich gemeiner Irrthum vieler Reisenden, daß sie die grossen Flüsse von den Namen desjenigen Landes benennen, durch welche sie fliessen. Dieser Fluß tritt zu gewissen Zeiten aus seinen Ufern, und setzt das Land öfters auf dreyßig Meilen an jedweder Seite unter Wasser. Der Schlamm, welchem er auf dem platten Lande zurück läßet, dünget die Viehweyde ganz ungemein, und gewähret einen vortreflichen Ertrag des Reises, welcher die gewöhnliche Nahrung der Einwohner ist.

Zweytes Hauptstück.

Von der Religion der Peguaner.

Die Peguaner glauben eben wie die Manichäer zwey einander entgegen gesetzte Urwesen, ein Gutes, und ein Böses, deren eins die Ursache

des

Ich will nicht sagen, daß es Ihnen nicht gefallen soll, aber ich möchte doch wissen, wie Sie es finden. Ich habe es nicht gelesen, weil ich es nicht lesen kann. Ich habe es nicht gelesen, weil ich es nicht lesen kann. Ich habe es nicht gelesen, weil ich es nicht lesen kann

sie zu quälen; und fliehen mit einem uygemeinen Schrecken. In der Stadt Taray sollen die Einwohner, wie man sagt, ihre Häuser drey ganze Monate das Jahr hindurch, in der Absicht dem bösen Geiste überlassen, damit sie die übrigen neun Monate ruhig darinne wohnen können. Wenn sie nun aus ihren Häusern heraus, und den Teufel hineinziehen lassen, so sind sie vornehmlich darauf bedacht, einen ansehnlichen Vorrath von Reis, und andern Lebensmitteln zurück zu lassen, damit er während diesen drey Monaten zu leben hat.

Dieser Lehre der Manichäer fügen die Peguaner noch andere Lehrsätze bey, welche ihr ganz und gar widersprechen: denn sie nehmen eine ewige Reihe von unerschaffenen Welten an, und eine sehr grosse Menge Gottheiten, die sie regierten. „Die gegenwärtige Welt,„ sagen sie, „stehet unter der Regierung „von fünf verschiedenen Göttern, deren vier Regierungen bereits zu Ende sind. Es sind ohngefehr „zweytausend, zweyhundert, und einige Jahre, als „der letzte von diesen vier Göttern gestorben ist, und „der fünfte wird auch nicht lange mehr leben. Nachdem dieser todt ist, so wird die Welt in Feuer „vergehen, und aus ihrer Asche, gleich einem Phönix, eine neue Welt entstehen.„ Dieses ist die irrige Vorstellung, welche sie sich von der Schöpfung des Weltgebäudes machen, daß vier Schöpfungen gewesen wären; und, um die Gottlosigkeit, Unfrömmigkeit, und andere Laster der Menschen zu bestrafen, daß dieselbe schon viermal durch das Feuer, das Wasser, den Wind, und das Erdbeben untergegangen sey. Jedwedes Zeitalter habe übrigens zwar seinen Schutzgott gehabt,

habt, welcher aber weder allmächtig noch ewig, und unsterblich gewesen wäre. Sie fügen noch hinzu, daß eine allgemeine Veränderung mit dem Weltgebäude vorgehen, und dasselbe wieder in sein erstes Chaos zurück kehren, nachher aber in eben denjenigen Zustand wieder versetzt werden würde, in welchem wir es gegenwärtig sehen.

Die Lehre von der Seelenwanderung ist einer von den wichtigsten Puncten in der Peguanischen Religion. Denn diese Götzendiener vergöttern gewisse Menschen, die einen rechtschaffenen und unsträflichen Lebenswandel in verschiedenen Leibern geführet haben, durch welche ihre Seelen gewandert seyn sollen. Ausser diesen haben sie auch noch eine ausnehmende Ehrfurcht gegen den Affen, und Crocodill. Denn von dem erstern, sagen sie, er sey eine Art von wilden Menschen, und einige bilden sich gar ein, daß die Affen würkliche Menschen wären, welche die Gottheit wegen ihrer Bosheit in diesen Zustand gesetzt hätte. Was aber den letztern anbetrift, so halten sie es für eine Versicherung der ewigen Glückseligkeit, wenn man das Glück hätte, von ihnen gefressen zu werden. Zu ihren aberglaubigen Gebräuchen kan man auch denjenigen Dienst rechnen, welchen sie den Elephanten, vornemlich den Weissen, erzeigen. Der König in Pegu führet auch den Tittel, König der weissen Elephanten.

Es mag aber für eine Bewandniß mit diesen verschiedenen Religionsbegriffen der Peguaner haben, welche es wolle, so scheint es, daß sie nur dem bösen Geiste allein einen förmlichen Dienst erweisen: denn sie erbauen ihm Altäre, schmücken ihn mit Blumen, und überhäufen ihn mit Opfern: und die Gewißheit,

mit

mit welcher sie von seiner Gewalt, und Boßheit überzeugt sind, machet sie zu seinen eifrigen Anbetern, welche keine Mittel versäumen, wodurch sie ihm nur angenehm werden können. Uebrigens sind sie versichert, daß, wenn man nur nach ihren moralisch guten Vorschriften lebte, man leicht in einer jedweden Religion selig werden könne, weswegen sie sich denn niemals bemühen, Proselyten zu machen. Der Montag ist übrigens derjenige, an welchem sie ihr Gebet verrichten.

Die Peguaner haben verschiedene hohe Feste. Dasjenige aber, welches sie Giaschie nennen, ist eine Wallfart, welche der König mit seiner ganzen Hofstadt zwölf Meilen von der Hauptstadt vornimmt. Alles nun, was der König und seine Hofleute an Kostbarkeiten haben, erscheint an diesem Tag, denn den König, nebst der Königin erblickt man in einer Kutsche, welche durchgehends mit Edelgesteinen besetzt ist, und das Volk schmücket sich ebenfalls mit Kostbarkeiten so vorzüglich, als es kan.

Das zweyte Fest, Gatena-Giaimo genannt, wird in der Hauptstadt gefeyert. Es bestehet darinnen, daß man hohe Pyramiden aufführet, und sie mit Lichtern schmücket, welche die Nacht über angesteckt werden, um diejenigen andächtigen Seelen recht zu beleuchten, welche kommen, und den grossen Gott anbeten. Die Stadtthore müssen alsdenn offen bleiben, weil der Zutritt zu den Göttern, wie sich die Peguaner ausdrücken, einem jedweden gestattet werden, und man über dieses diejenigen recht besehen müsse, welche bemühet sind, sie in ihren Tempeln anzubeten; allein, fügen sie mit aller Sorgfalt

hinzu, sie müssen nur nicht mit leeren Händen kommen.

Das dritte Fest ist ebenfalls eine andächtige Reise oder Pilgrimschaft, welche der König, nebst seiner Gemahlin und Kindern zu einen gewissen Götzenbilde vornehmen. Zu demselben fahren sie gemeiniglich in kostbaren Kutschen; das Volk aber nimmt keinen weitern Antheil dran, als daß es nur Zuschauer abgiebt.

Das vierte Fest ist das Wasserfest, welches Daischi genennet wird. Es bestehet darinnen, daß man sich einander mit Wasser bespritzt: der König und die Königin tragen alsdenn kein Bedenken, sich mitten unter den Pöbel zu mengen und mit demselben an der ganz besondern Kurzweile sich und andere naß zu machen, Antheil zu nehmen.

Das fünfte Fest ist ein Wettrennen verschiedener Fahrzeuge auf einem Flusse. Der König ist mit seiner Hofstadt bey demselben gegenwärtig. Der erste Preis, welcher bey dieser Feyerlichkeit demjenigen gesetzt wird, welcher das Ende seines Ruders trift, ist eine kleine Bildsäule von gediegenem Golde; die zwote aber eine von Silber. Alle diejenigen aber, welche mit den Ueberwindern in der Geschwindigkeit gestritten haben, werden von dem Volke auf das empfindlichste verspottet. Dieses letzte Fest hat seinen Ursprung aus Siam, von dessen Einwohnern die Peguaner viele Gebräuche angenommen haben.

Drittes Hauptstück.

Von den Priestern oder Talaponen der Peguaner.

Ohngefehr im zwanzigsten Jahre werden die jungen Leute in diesen Priesterorden aufgenommen; bis dahin aber in der Schule erzogen. Wenn die Zeit herannahet, daß sie eingekleidet werden sollen; so befragt sie der oberste des Ordens vorher wegen drey Hauptpuncten, nemlich, ob sie willens sind, sich der Welt zu entschlagen, sich aller Lustbarkeiten zu enthalten, und kein Weibsbild berühren wollen. Verspricht nun der junge Mensch dieses alles, so führt man ihn unter dem Schalle der Trommeln, und verschiedener musicalischer Instrumente auf einen prächtig gesattelten, und angezäumten Pferde durch die Stadt; auf einer jedweden Kreutzstrasse aber hält man stille, damit das Volk seine Hochachtung gegen ihn bezeigen kan; in Gegenwart desselben muß er auch von der Welt seinen Abschied nehmen, und sich erklären, daß er von nun an dieselbe mit aller ihrer Pracht, und Annehmlichkeit zu verlassen gesonnen sey. Einige Tage darauf, nachdem man ihm das Ordenskleid angelegt hat, so führt man ihn mit grosser Feyerlichkeit in ein Haus ausserhalb der Stadt: und dieses ist eigentlich das Kloster, in welchen verschiedene Zellen gebauet sind, ohngefehr sieben bis acht Fuß hoch von der Erde, neben einem grossen Spatziergange von Bäumen, oder auch zuweilen mitten in einem Holze.

Die Talaponen dürfen täglich nur einmal essen: und ob sie gleich bloß von Almosen leben, so dürfen sie doch nicht betteln. Bey jeglichen neuen Monde aber schickt das Volk einen Vorrath von Reis und andern Früchten in denjenigen Tempel, der neben ihrer Wohnung liegt; welche sie denn unter einander austheilen. Ihre erste Kleidung, die sie bekommen, ist braun; nebst einer andern, von gelben Tuche, die sie über die vorhergehende ziehen, und etliche mal um die Schultern schlagen können; der ganze Anzug aber wird mit einem Gürtel befestiget, an welchen eine Quaste hänget. Uebrigens lassen sie sich die Köpfe, und den Bart bescheren, und gehen beständig mit blossen Köpfen: ihre Füsse, und Arme dürfen sie auch nicht bedecken; nur ist es ihnen, wie den Talaponen in Siam erlaubt, einen Sonnenschirm wider die brennende Sonnenhitze, und die unbequeme Witterung zu tragen.

Die Talaponen stehen bey den Peguanern in sehr vieler Achtung, welche mit grosser Sorgfalt zuweilen nur einige Tropfen Wasser zu erhalten suchen, womit sie sich an einem gewissen Tage im Jahre die Füsse gewaschen haben. An jeglichen Montage erblickt man sie auf der Gasse auf gewisse Becken von weissen Eisen unaufhörlich zu dem Ende schlagend, damit sich das Volk versammeln, und ihrer Predigt beywohnen soll. Diese ihre Reden aber betreffen vornemlich die Sittenlehre, die Glaubenslehre aber niemals. In ihrer Sittenlehre aber tragen sie vor, daß man nicht tödten, stehlen, Unzucht, oder Ehebruch treiben, und überhaupt niemanden dasjenige thun soll, was man nicht will, daß einen selbst geschehe.

schehe. Daher lehren sie, daß einer, welcher in dieser Welt jemanden befohlen habe, in der andern Welt desjenigen Sclaven seyn müsse, welchen er das Seinige entwendet habe. Woraus denn erhellet, daß sie in jener Welt Strafen, und Belohnungen glauben.

Viertes Hauptstück.

Von den Hochzeiten der Peguaner.

Was die Sitten der Peguaner anbetrift, so sind dieselbe noch nicht so geschliffen, als die Sitten der übrigen Indianischen Völker. Denn was die Peguanischen Weiber anlangt, so scheint es, als ob sie auf alle Sittsamkeit, und Zucht Verzicht gethan hätten: denn sie gehen auf öffentlicher Gasse zuweilen fast ganz und gar nackend; und haben weiter keine Kleidung am Leibe, als einen Gürtel von einem dünnen, und durchsichtigen Zeuche, welchen sie noch darzu so nachläßig um sich herschlagen, daß man alles sehen kan. Ein gewisser Reisender, Namens Sheldon, schiene sich über diese Unanständigkeit zu ärgern, allein die Weiber antworteten ihm, daß dieses schon eine uralte Gewohnheit ihres Landes sey, und von einer Königin herrührte, welche um zu verhüten, daß die Männer nicht auf sehr grobe Ausschweifungen und Laster verfielen, den Weibern des Volks befohlen hätte, daß sie vor ihnen in einem solchen Zustande erscheinen solten, welcher mit dem grösten Reize derselben verbunden sey.

Um nun der Ausbreitung derjenigen Unordnung und Ausschweifungen vorzubeugen, von welchen

wir eben gerdet haben, so haben die Peguaner die Gewohnheit angenommen, ihre jungen Knaben blau bemalen zu lassen: durch welche Farbe sie denn ein abscheuliches Ansehen bekommen. Man würde es sich aber kaum einbilden können, daß eine gewisse Glocke, welche zugleich sowohl von einer gewissen Schmach, als Schande desjenigen zeugt, welcher sie trägt, in diesem Königreiche für eine würkliche Zierde gehalten wird, ja so gar zu einem Merkmale der Hochachtung geworden ist, wenn der König die seinige wegthut, und sie einem von seinen Unterthanen giebt.

Die Peguaner machen übrigens auch gar keine Schwierigkeit, den Fremden ihre Töchter, für ein gewisses Geld, auf eine Zeitlang zu überlassen; sie aber nachher gar gerne wieder auf und anzunehmen. Ja was noch mehr, wenn sich ein solches Frauenzimmer nachher verheyrathet, und ihr erster Liebhaber nachher wieder in das Land zurück kommt, so hat er das Recht, sie von ihrem Ehemann so lange wieder zu sich zu nehmen, als er sich in dem Lande aufhält, wenn er aber wieder abreiset, sie jenem wieder zugeben.

Ein Peguaner muß seine Frau eigentlich kaufen, und ihren Angehörigen eine gewisse Summe Geldes zum Brautschatze für sie bezahlen. Hat er sie nun einige Monate bey sich gehabt, und ist nicht mit ihr zufrieden, so kan er sich wieder von ihr scheiden; das Geld aber, was er ausgezahlet hat, darf er nicht wieder zurück fordern, die Weiber haben auch die Freyheit ihre Männer zu verlassen, und alsdenn ist der Mann gehalten, ihr das Eingebrachte wieder heraus zu geben.

Der König vermählt sich gewöhnlichermassen nur mit einer einzigen Gemahlin; er hat aber eine grosse

Menge

Menge Beyschläferinnen. Er ist der Erbe derjenigen von seinen Unterthanen, welche ohne Kinder sterben, und erhält allemal ein Drittel von der Erbschaft derjenigen Väter, welche, wenn sie sterben, Kinder hinterlassen. Uebrigens redet man zu dem Könige in Pegu niemals anders, als mit sehr tiefen Verbeugungen, und indem man bey jeglichen Worte die Hände auf den Kopf legt. Will man sich eine Gnade von ihm ausbitten, so muß man dreymal vor ihn auf die Knie niederfallen, die Erde küssen, und ohne ein Wort zu reden, sein Geschenk auf dem Kopfe haben. Wenn nun der König einem die gesuchte Gnade einwilliget, so giebt er es dadurch zu verstehen, daß er das Geschenk annimmt. Dieses geschiehet aber jedesmal durch einen Dritten, welcher seinen Willen mündlich erklären muß; seine Leibwache aber liegt jederzeit vor ihm auf der Erde.

Fünftes Hauptstück.

Von den Begräbnissen der Peguaner.

Wenn ein König in Pegu gestorben ist, so macht man zugleich zwey grosse Fahrzeuge zu rechte; diese werden mit einander verbunden, und mitten über denenselben eine Art von Schauplatze errichtet, welcher mit einem vergoldeten Dache bedeckt ist. Auf diesen Schauplatz setzt man die Königliche Leiche, unter demselben aber wird ein beständiges Feuer von wohlriechenden Holze, Benzoe, Storax und andern kostbaren Specereyen unterhalten. Diese beyden Fahrzeuge überlässet man alsdenn dem Strome,

welcher sie fort führet; aber nur so lange, bis das Feuer das sämmtliche Fleisch des todten Leichnams verzehret hat; während welcher Zeit denn die Talaponen in andern Fahrzeugen ihre Gebeter herbeten, und verschiedene Lieder singen. Nachdem nun dieser Gebrauch vollendet und das Fleisch verzehret ist, so sammelt man die Asche; diese knätet man in Milch durch, und macht einen Klumpen daraus, welchen man nachher bey dem Ausflusse eines Flusses ins Meer wirft. Dieses ist die Beschreibung von der Leichenpracht eines Peguanischen Königes; ohne, daß man uns aber erkläret hat, was durch dieselbe eigentlich bedeutet werden soll. Die Gebeine werden übrigens mit grosser Sorgfalt gesammelt, und in einer Capelle vergraben, welche eigentlich dem verstorbenen König zu Ehren gebauet ist.

Die gemeinen Peguaner tragen ihre Todten auf einer Sänfte auf das flache Feld, welche aber mit einem Verdecke, in Gestalt eines Thurmes, bedeckt ist. Uebrigens ist diese Sänfte mit prächtig vergoldeten Rohre bedeckt, und wird gemeiniglich von sechzehn Personen getragen; alle Angehörigen, Freunde und Nachbarn folgen der Leiche paarweise nach. Diese wird alsdenn auf einen Scheiterhaufen gesetzt; diesen zündet man alsdenn in Gegenwart derer Talaponen an, welche für ihre Gegenwart eine kleine Vergeltung bekommen, wenn man sie wieder zurück schicket. Nachher gehet man wieder zu dem todten Hause, da denn die hinterlassene Wittwe oder Angehörigen des Verstorbenen die ganze Gesellschaft zween Tage lang tractiren müssen. Alsdenn aber gehen alle Weiber wieder zu der Stätte, wo man den Todten

verbrannt

verbrannt hat und sammeln daselbst die Gebeine, welche nicht verbrannt sind, und begraben sie.

Das grösseste Merkmal der Trauer aber ist so wohl bey den Männern als Weibern, wenn sie sich die Köpfe bescheeren lassen; weil aber die Peguaner auf ihre Haare sehr viel halten, so geschiehet es nur aus Achtung gegen solche Personen, welche sie ganz ausserordentlich lieb gehabt haben, wenn sie sich dieselben abschneiden lassen.

Sechstes Hauptstück.

Von den Gesetzen der Peguaner gegen die Schuldner.

Wenn ein Schuldner die schuldige Summe, seinem Versprechen gemäß, nicht abgetragen hat, so behält ihn der Gläubiger zu erst in seinem Hause bey sich gefangen. Wenn dieser Arrest, welchen man in Pegu, als die grösseste Beleidigung ansiehet, die einem nur wiederfahren mag, den Schuldner nicht dahin vermögen kan, sogleich zu bezahlen; so läßt der Gläubiger auch seine Frau und Kinder aufsuchen, läßt sie vor seiner Thüre anbinden, und sie daselbst der brennenden Sonnenhitze so lange aussetzen, bis der Schuldner bezahlet.

Dieses Gesetz ist ohnstreitig sehr unmenschlich, vornemlich, wenn der Schuldner nicht bezahlen kan; aller Wahrscheinlichkeit aber nach hat der Gesetzgeber geglaubt, daß es nicht leicht einen Gläubiger geben würde, welcher so unmenschlich wäre, und mit seinem Schuldner so verfahren würde, wenn er in einer

augenscheinlichen Unmöglichkeit wäre, die Zahlung zu leisten; der Schuldner aber durch das Mitleiden der unschuldigen Seinigen dahin bewegt werden sollte, sich für Schulden zu hüten, und diese sowohl, als sich selbst, der Grausamkeit eines Schuldforderers zu überlassen, um die Bezahlung einer rechtmäßigen Schuld zu vermeiden, die er doch abtragen könnte; denn durch diese Erklärung erweiset man der menschlichen Natur mehr Ehre, als sie es öfters verdienen, wenn man ihre Vorkehrungen und Gesetze aus solchen Bewegungsgründen erkläret.

Kraft des Gesetzes der zwölf Tafeln, war es einem Römer ebenfalls erlaubt, einen Schuldner bey sich selbst in Gefangenschaft zu behalten.

Siebentes Hauptstück.

Von den edlen Steinen in Pegu.

Die edlen Steine, welche in den Peguanischen Gebürgen ziemlich häufig gefunden werden, machen einen grossen Theil des Reichthums dieses Königreichs aus. Dahin gehören die Rubinen, Topasen, Saphire, Amethiste und andere mehr, welche daselbst unter dem allgemeinen Namen der Rubinen gefunden, und blos nach ihrer Farbe unterschieden werden. Daher heisset man einen blauen Rubin einen Saphir, einen violetten Rubin einen Amethist, und einen gelben Rubin einen Topaser.

Der eigentliche und ächte Rubin ist ein durchsichtiger Stein, von einer hellen rothen Farbe, und hat an seinen Enden oder nahe an seiner Oberfläche

eine

Quæ Vitæ. Quæ Mortis.

Quæ Vitæ. Quæ Mortis.

Quæ Vitæ. Quæ Mortis.

Quæ Vitæ. Quæ Mortis.

Von dem Königreiche Arrakan.

Erstes Hauptstück.

Geographische Beschreibung des Königreichs Arrakan.

Dieses Königreich, welches Arrakan oder auch Orrakan genennet wird, grenzet gegen Nordwest an das Königreich Bengala; gegen Süden und Osten an Pegu; und gegen Norden, an das Königreich Ava. Arrakan ist die Hauptstadt des Landes, und dieses hat von ihr den Namen. Eine ganze Reihe sehr hoher und steiler Gebürge, dienen ihm zu einer natürlichen Vestung, mit welchen man ein so vestes Schloß verbunden hat, daß ein gewisser König von Brama nicht einmal vermögend gewesen ist, es mit einer Armee von dreymalhundert tausend Mann und vierzigtausend Elephanten einzunehmen, ohngeachtet er sie auf das grausamste belagert, und dennoch mit Schande die Belagerung hat wieder aufheben müssen. Durch die Stadt fließt ein ziemlicher starker Fluß, welcher, zu keiner geringen Bequemlichkeit der Einwohner, sich in verschiedene Arme theilet. Diese Arme aber vereinigen sich nicht weit von Arrakan wieder mit einander und ergiessen sich nachher in den Bengalischen Meerbusen etwan

funfzig

funfzig Meilen von der Hauptstadt. Von der innern Beschaffenheit des Landes weis man nicht viel. Das aber, was man gewiß davon weis, ist dieses, daß es in zwölf Provinzen oder Stadthalterschaften eingetheilet wird, über welche gewisse Vicekönige die Regierung führen, welchen der König von Arrakan eine Krone auf das Haupt setzet und ihnen den Königlichen Tittel beylegt, wenn er sie in diese zwölf Provinzen schickt, daselbst ihre Gewalt zu üben.

Zweytes Hauptstück.

Von der Religion der Arrakaner.

Man ertheilt uns nicht so wohl Nachricht von den Glaubenslehren der Religion der Arrakaner, als daß man vielmehr ihre abergläubigen Gebräuche beschreibt, die sie damit verbinden; diesen Vorwurf kan man den allermeisten Reisenden mit Recht machen, bey dieser Gelegenheit aber vornemlich den Herrn Covington.

Die Arrakaner haben die Lehre von der Seelenwanderung, und in ihren Tempeln eine so grosse Menge von ihren Götzenbildern, daß man füglich deren in einem einzigen auf zwanzigtausend zählen kan. Diejenige Gottheit aber, welche die vornehmste und höchste unter allen zu seyn scheinet, heißt bey ihnen Quiay-Pora: zu deren Ehre jährlich ein sehr hohes Fest gefeyert wird. Man trägt nemlich dieses Götzenbild in einer Procession durch die ganze Stadt und in Begleitung von neunzig Pfaffen, die alle in gelben Atlas gekleidet sind. So wie nun die Procession angezogen kommt, so werfen sich die andächtigen

Seelen

Seelen in grosser Menge zur Erde, um so glücklich zu seyn, von den Rädern des Wagens zermalmet zu werden, auf welchen das Götzenbild stehet; andere aber lassen sich freywillig von den eisernen Nägeln zerritzen, mit welchen der ganze Wagen, gleich wie mit auswärts stehenden Stacheln, beschlagen ist; mit dem Blute aber, welches aus ihren Wunden fließt, benetzt man das Götzenbild. Viele aber, welche so viel Herz nicht haben, lassen es dabey bewenden, daß sie dieses Blut nur auffangen, welches die Kraft hat, alle ihre begangene Sünden zu tilgen. Die Nägel aber, womit diese Märtyrer des Aberglaubens zerfleischt sind, werden von den Pfaffen mit aller Sorgfalt verwahret, welche sie als heilige Reliquien die sehr viele Hochachtung verdienen, in ihre Tempel legen. Diese Gottheit Quay-Pora aber wird vornemlich auf dem Berge Pora angebetet, wo ihre Bildsäule auf einen Fußgestimme, mit Kreuzweis über einander geschlagenen Gebeinen sitzend vorgestellet wird: wie auch in der Insel Munay, wo sie einen berühmten Tempel hat, welcher der Tempel des Gottes der Sonnenstäubgen genennet wird. Man verehret sie auch unter dem Namen des Gottes der Betrübten des Erdbodens, in eben derselben Insel, die sonst durch die Menge und Reichthümer ihrer Götzentempel berühmt ist, vornemlich aber, weil sie der Sitz der Priester oder Raulinen ist, von welchen wir so gleich reden werden. Einer von diesen Tempeln ist auch dem Gotte der vier Winde geweyhet.

Die Arrakaner aber sind mit der ungeheuern Menge ihrer Götzenbilder noch nicht zu frieden, welche

sie

sie in den Tempeln anbeten; sondern sie haben auch deren noch in ihren Häusern, welchen sie täglich einen gewissen Theil von den Speisen vorsetzen, die auf ihren Tisch getragen werden. Dieses sind diejenigen Götzen, bey welchen sie schwören, und welchen sie ganz und gar ergeben sind; dieses aber zu beweisen, lassen sie sich ein gewisses Maal mit einem glüenden Eisen an dem Arme oder der Schulter brennen.

Die Tempel sind übrigens ziemlich groß, und gehen in Gestalt entweder einer Pyramide oder Glocke in die Höhe, welche Höhe denn allemal dem Vermögen derer verhältnißmäßig ist, welche denselben aus Frömmigkeit erbauet haben. Wir können aber nicht umhin, eines besondern Aberglaubens Erwähnung zu thun, welcher diesen Völkern vornemlich eigen ist. In Winter bedecken sie alle ihre Götzenbilder in der Absicht sehr sorgfältig, daß sie nicht frieren; und glauben, daß sie vor diese ihnen erwiesene Wohlthat in jener Welt die Belohnungen erhalten werden. Diesen können wir noch die Meynung hinzu fügen, daß sie glauben, ein jedwedes Wesen, es sey auch so geringe, als es immer wolle, habe seinen besondern Geist, welcher, weil er eine gewisse Macht habe, auch eben daher eine Art des Dienstes oder göttliche Ehrfurcht verdiente.

Drittes Hauptstück.

Von den Raulinen oder Pfaffen der Arrakaner.

Das Haupt der Raulinen ist eigentlich der Pabst in ihrer Religion: denn ohne seine Genehmigung darf

darf nicht die geringste Aenderung in dem Gottesdienste vorgenommen werden; er ist der Befehlshaber der übrigen Pfaffen, und derjenige, welchem die Vergötterung deverjenigen zustehet, welche sie in ihrem Leben, seiner Meynung nach, verdient haben.

Diese Raulinen werden in drey Orden getheilet, die mit verschiedenen Namen benennet werden; alle aber müssen sich die Köpfe bescheeren lassen, und gelb gekleidet gehen. Diejenigen, welche Pangrinen genennet werden, tragen eine Art der Bischofsmütze, deren krummgebogene Spitze hinten auf dem Kopfe liegt. Dieser Orden legt das Gelübde der Keuschheit ab, und derjenige unter ihnen, welcher darwider handelt, wird gestraft, und alsdenn wieder zu einen Laien gemacht. Der zweyte Orden hat eine ziemliche Aehnlichkeit mit den Mönchsorden anderer götzendienstlicher Völker: die Mönche leben in Klöstern, und werden entweder von dem Könige oder den vornehmen Herren erhalten. Der dritte hat viel Aehnlichkeit mit unsern Einsiedlern, und man vertrauet denselben vornemlich die Erziehung der Kinder an.

Die Raulinen aber sind eigentlich die Aerzte dieses Volks. Man läßt sie sogleich holen, als jemand in einem Hause krank wird. So wie sie nun kommen, so blasen sie den Kranken sogleich an, und murmeln dabey einige Gebeter her. Wenn man dieses nicht hilft, wie gewöhnlich, so nimmt man seine Zuflucht zu einem Opfer, welches dem Gotte Schaorbaos, welcher der Gott der vier Winde, und ohne Zweifel die Ursache der Krankheit ist, gebracht wird. Dieses Opfer, welches sie Calongzo nennen, bestehet darinnen, daß sie verschiedene Stücken Federvieh oder gemästete

Thiere

Thiere opfern, nachdem es das Vermögen der Familie gestattet; wovon man denn das Fleisch nachher unter die Raulinen austheilet. Dieser götzendienstliche Gebrauch wird viermal zur Ehre der vier Winde angestellet; wenigstens, wenn während der Zeit, der Kranke nicht wieder gesund wird: nimmt die Krankheit aber gar zu, so brauchen sie das äusserste Mittel, dessen Beschreibung wir von dem Herrn Ovington entlehnen, und seine eigenen Worte hersetzen wollen. „Man macht, „sagt er, „ eine Kammer zu recht, „schlägt dieselbe mit kostbaren Tapeten aus, an dem „Ende derselben aber, bereitet man einen Altar, und „setzt ein Götzenbild darauf. An einen gewissen bestimmten Tage versammeln sich alsdenn die Pfaffen „und Angehörigen des Kranken, man tractiret sie acht „Tage nach einander, und wobey sich zugleich allerley „Arten von musicalischen Instrumenten hören lassen. „Das poßirlichste hierbey aber ist, daß derjenige, „welcher diese Feyerlichkeit anstellet, sich zugleich verbinden muß, so lange zu tanzen, als er nur auf den „Beinen stehen kan. Wenn er nun nicht mehr fort „kan, so bindet er sich an einem Strick, welcher zu „eben dem Ende oben an der Decke hängt, und fähret „immer fort zu tanzen, so lange, bis er ganz und gar „aus dem Athem ist, und gleichsam als todt zur Erde „fällt. Alsdenn aber lassen sich die Musicanten die „Sache recht angelegen seyn, und ein jeder beneidet „sein Glück, weil er dafür hält, daß der auf der Erde „in Ohnmacht liegende, sich in diesem Zustande mit „den Götzen unterhält. Diese Uebung wird so oft „wiederholet, als der Schmauß dauert; wenn es aber „die Schwachheit der Personen nicht gestattet, es so

„lange auszuhalten, so muß der nächste Anverwandte „in seine Stelle treten. Wird nun nach dieser Cere„monie der Kranke wieder gesund, so trägt man ihn „in den Tempel, salbt ihn mit Oele und wohlriechen„den Sachen von den Füssen an bis auf den Scheitel. „Stirbt er aber aller dieser gemachten Vorkehrungen „ohngeachtet, so giebt der Pfaffe nichts destoweniger „vor, daß alle diese Feyerlichkeiten und Opfer den „Göttern sehr angenehm gewesen wären; daß sie ihm „aber kein längeres Leben verliehen hätten, wäre ihrer „Gütigkeit zu zuschreiben, und aus der Ursache gesche„hen, um ihm in jenem Leben eine desto grössere Ver„geltung dargegen angedeyen zu lassen.„

Viertes Hauptstück.

Von den Hochzeiten der Arrakaner.

Von den Hochzeiten der Arrakaner hat man wenige Nachricht, ja es scheint so gar, daß dieselben gar mit keinen feyerlichen Ceremonien verbunden sind, weil uns in den Reisebeschreibungen gar nichts davon gemeldet wird: alles aber, was sie uns davon berichten, betrift nur die Art und Weise, wie der König seine Concubinen erhält. Denn jedweder Stadthalter muß in seiner Provinz zwölf Jungfern aussuchen, welche vor denen letztverwichenen zwölf Monaten gebohren sind und sie so lange auf Kosten des Königs erziehen lassen, bis sie das zwölfte Jahr erreichet haben. Alsdenn aber werden sie nach Hofe gebracht, wo sie zugleich einen ganzen Anzug von Cattun bekommen, den sie anlegen müssen, und mit denselben werden sie

so lange in die Sonne gestellt, daß ihnen der Schweiß durch die Kleider dringet. Diese werden ihnen alsdenn ausgezogen und vor den König gebracht, welcher sie sämtlich beriecht; da er denn diejenigen unter diesen Jungfern bey sich am Hofe behält, deren Geruch ihm nicht unangenehm ist. Denn man glaubt, daß dieses ein zuverläßiges Merkmal eines gesunden Körpers sey. Die übrigen aber werden unter die grossen Herren vertheilet. Uebrigens scheint es, als ob diese Gewohnheit aus China ihren Ursprung habe.

Fünftes Hauptstück.

Von den Leichenbegängnissen der Arrakaner.

So bald ein Arrakaner gestorben ist, so setzt man seinen todten Körper mitten in das Haus, und während der Zeit, da die Pfaffen, welche man hat hohlen lassen, um ihn herumtanzen, so müssen die Dienstbothen die Wache halten, welches denn auf die Art geschiehet, daß sie grosse kupferne Becken nehmen, und auf dieselben unaufhörlich klopfen, damit durch diesen Schall der böse Geist entfernet werde, welcher zuweilen in der Gestalt einer schwarzen Katze erscheinet: denn wenn derselbe über den Todten zu allen Unglücke hinliefe, so würde dessen Seele dadurch gezwungen seyn, wieder auf diese Erde zurück zu kehren, dadurch einen Theil ihrer Glückseligkeit versäumen, und derselben verlustig werden, die sie schon in der andern Welt geniesset. Ehe man nun den Todten hier wegnimmt, so ladet man gewisse Priester darzu ein, daß sie dem

Leichenfeste beywohnen sollen; gestatten es nun deren Geschäfte etwan nicht, daß sie kommen können, so ist dieses vor die Seele des Verstorbenen ein sehr böses Zeichen, welche ohne Zweifel in das Raubhaus verdammet ist, denn so nennen sie die Hölle. Nach diesen Ceremonien tragen sie die Leiche auf das freye Feld, und stellen sie auf einen Scheiterhaufen; da denn die Pfaffen denselben in Gegenwart aller Anverwandten, welche in weisser Trauerkleidung und einem schwarzen Bunde um dem Kopfe erscheinen, ihn so gleich anstecken.

Wenn der Oberste unter den Raulinen oder Pfaffen stirbt, so darf keine Messe oder Jahrmarkt gehalten werden; die Thüren und Fenster sind feste zugeschlossen, und keiner von den Einwohnern untersteht sich, auf die Gasse zu gehen: auch ist dieses so gar nicht den Thieren erlaubt. Alles aber, was nur einigermassen fromm seyn will, versammelt sich in dem Tempel. Die Leiche des Verstorbenen wird alsdenn mit grosser Pracht zur Schau ausgestellet; alle Pfaffen, deren eine ungeheure Anzahl ist, sind um dieselbe her, seufzen ganz erbärmlich, und eben so auch das Volk. Der Sarg wird mitten auf das Feld, und in Begleitung dieser sämmtlichen grossen Menge des Volks heraus getragen; ausser diesen aber noch mit fünf bis sechshundert beynahe nackenden Kindern begleitet, welche lauter Bündel von Reisholz tragen, welche auf den Scheiterhaufen geworfen werden, da denn derselbe sogleich angestecket wird. Wenn wir dem Ferdinand Mendez Pinto glauben wollen, so versichert uns derselbe: daß, während dieser Beerdigung, gewisse Klagelieder gesungen würden, worauf der Leib verbrannt

würde,

würde, die Pfaffen aber trügen einen violetten langen Rock; ohne aber, daß wir ihm eben Unrecht thun wollen, so wird es uns erlaubt seyn, hieran zu zweifeln, derjenigen sechs Edelknaben nicht zu gedenken, welche sich, seinem Vorgeben nach, sogleich mit auf dem Scheiterhaufen verbrenneten; denn weder Voington noch irgend ein anderer Schriftsteller meldet uns hiervon das geringste.

Weil nun die Arrakaner alles dasjenige zugleich mit annehmen, was nur mit der Lehre von der Seelenwanderung zusammen hängt, so darf man sich auch nicht wundern, daß sie an ihre Särge lauter solche Thiere malen lassen, die sie vor andern lieb haben, und zwar in der Hofnung, daß ihre Seelen in dieselben hinein wandern würden. Das poßirlichste aber ist, daß einige, aus besonderer Demuth, es verlangen, daß man an die ihrigen lauter solche Thiere male, für welchen sie von Natur einen besondern Abscheu gehabt haben, wie z. E. Ratten, Frösche, u. d. gl. Dieses heist die Casteyung ziemlich weit getrieben, wenn man sie so gar noch weiter ausdehnt, als sich das gegenwärtige Leben erstrecket.

Sechstes Hauptstück.

Von den Reichthümern des Königes und einigen Gebräuchen des Volks.

Der König von Arrakan ist ohnstreitig einer der allermächtigsten Monarchen in ganz Orient. Er masset sich ungemeine stolze Tittel an: denn man nennet ihn „Paxda oder Kaiser von Arrakan, einen

„Besitzer des weissen Elephanten, und der beyden „Ohrengehänge, und Kraft dieser Besitzung den recht„mäßigen Erben auf Pegu und Brahma; Herrn der „zwölf Provinzen von Bengala, und über zwölf Könige, „welche ihre Häupter unter seine Fußsohlen neigen „müssen.„ Der König hält seine Residenz gemeiniglich in dem Schlosse zu Arrakan, dessen Schönheit mit seinen grossen Reichthümern nicht überein stimmt. Denn es ist ganz und gar von Holz, und mit hohlen und plumpen Pfeilern unterstützt, welche ganz und gar mit Goldblechen überzogen sind, die Zimmer aber sind mit den kostbarsten morgenländischen Holzarten ausgezieret. In der Mitte desselben ist ein Saal, welcher mit Rechte der güldene Saal genennet wird, weil er durchgehends damit bekleidet ist. In denselben erblicket man einen Thron von Golde, um welchen hundert Stäbe von eben dem Metalle herum hängen, deren jeglicher vierzig Pfund wägt, und in Form eines Zuckerhutes ausgearbeitet sind. Viele Bildsäulen in natürlicher Grösse, von dem feinsten Golde, welche alle mit Rubinen, Smaragden, Saphiren und Diamanten von einer ausserordentlichen Grösse besetzt sind, stehen diesem Throne zu beyden Seiten. In der Mitte dieses Saals bewundert man einen viereckigten Stuhl mit zween Füssen, auf welchen ein güldnes Cabinet stehet, welches durchgehends mit Edelgesteinen eben so besetzt ist, wie der Stuhl. Dieses ist das berühmte Cabinet oder Kästgen, wo die kostbaren Ohrengehänge verwahret werden, worüber so viel Lermen entstanden ist. Sie bestehen aus zwey Rubinen, welche einen kleinen Finger lang, und an dem untern Ende beynahe so dick, als ein Hüner Ey sind.

Der

Der Besitz sowohl dieses ausnehmend kostbaren Kleinodes, als des weissen Elephanten, hat zwischen den Königen von Pegu und Arrakan sehr blutige Kriege erreget: denn der gemeine Mann glaubt, daß mit diesem Besitze auch zugleich eine gewisse Oberherrschaft über den Nachbar verbunden sey. Der König von Arrakan aber hat weder das eine noch das andere behalten, und der Verlust desselben hat vieles von der Hochachtung vermindert, die man sonst gegen ihn hatte.

Dieser König reiset jegliche Jahre zwey Monate nach der Stadt Orieton, welche nahe an der See liegt. Die Ursache seiner Reise ist, den berühmten Tempel des Götzen Quiay-Pora zu besuchen, welchen er während seines Aufenthalts daselbst täglich eine Anzahl von Speisegerichten zuschicket. Sheldon erzählet, von dieser Pilgrimschaft, daß ein König von Arrakan, welchem man prophezeyet hatte, daß er nach seiner Krönung nicht lange mehr leben würde, diese Pilgrimschaft zwölf Jahre aufgeschoben habe; endlich aber sey er von seinen Unterthanen so sehr gedrungen worden, daß er ihnen zu Gefallen habe hinreisen müssen. Damit er sich aber doch einigermassen beruhigen möchte, so habe er sich von einem gewissen Mahometaner sein Schicksal prophezeyen lassen; weil nun dieser allen denenjenigen feind gewesen wäre, welche sich nicht zu der Religion seines Propheten bekannt hätten und geglaubt, er würde diesem dadurch gefällig werden, wenn er auf den Untergang seiner Feinde bedacht wäre, so habe er dem Könige gerathen, diese Pilgrimschaft zu den Quiay-Pora anzutreten, und dieser Gottheit sechstausend Arrakanier, viertausend weisse Kühe, und zweytausend weisse Tauben zu opfern; welches denn

auch geschehen wäre. Sheldon berichtet übrigens nicht, ob dieser abergläubige Prinz, und sein grausamer Prophet eines natürlichen Todes gestorben sey oder nicht.

Die Arrakaner halten eine breite und platte Stirne, kleine Augen, weite und offene Nasenlöcher, und ein paar Ohren, welche bis auf die Schultern herunter hängen, für eine besondere Schönheit. Damit sie nun ihren Kindern dieselbe verschaffen mögen, so legen sie ihnen so gleich, wenn sie gebohren werden, eine Bleyplatte auf die Stirne; an die Ohren aber hängen sie ihnen ein kleines Gewicht, welches sie immer schwerer machen, so wie die Kinder älter werden.

Die Arrakanischen Gastereyen würden eben nicht nach dem Geschmacke unserer Europäer seyn. Denn die vorzüglichsten Leckerbissen sind bey den Arrakanern Ratten, Mäuse und Schlangen; wenn der Fisch aber schon so anfängt zu stinken, daß man seinen Gestank nicht mehr ertragen kan, so wird er bey ihnen erst, als was vorzügliches geschätzt. Brod hat man in diesem Lande nicht; man braucht aber an dessen statt geschrotenen und gemahlenen Reis. Dieses ist es alles, was wir von diesem Volke mit Gewißheit sagen können.

Von

Von dem Königreiche Siam.

Erstes Hauptstück.

Geographische Beschreibung des Königreichs Siam.

Die Leser dürfen hier keine vollkommen genaue Beschreibung von dem Königreiche Siam erwarten: denn die meisten Schriftsteller, welche uns Nachricht davon ertheilen, wie z. E. La Loubere, der Pater Tachard und der Holländer Joost Schuten kommen weder in der Lage noch Grösse überein. Nach dem La Loubere stößt das Königreich Siam gegen Norden an Laos; gegen Osten an Camboya und Keo; gegen Süden an den grossen Meerbusen, welcher von ihm den Namen hat; und gegen Westen an die Halbinsel Malacca. Gegen Norden erstrecken sich seine Grenzen bis unter den zwey und zwanzigsten Grad, und weil die Rhede, welche den Meerbusen endiget, ohngefehr dreyzehn und einen halben Grad liegt, so ist zu vermuthen, daß diese ganze Strecke, welche sonst den Europäern ziemlich unbekant gewesen ist, ohngefehr hundertsiebenzig Meilen in gerader Linie betrage. Von Morgen gegen Norden ist das Königreich Siam durch hohe Gebürge von dem Königreiche Laos getheilet; und

eine andere Reihe von Gebürgen scheidet es von den beyden Königreichen Pegu und Ava. Zwischen diesen beyden Gebürgen liegt eine grosse und weitläuftige Ebene, welche an einigen Orten auf hundert Meilen breit seyn kan; durch dieselbe aber fließt von Norden gegen Süden ein vortreflicher Fluß, welchen die Siamer Menam nennen. Dieses ist überhaupt der Begrif, welchen La Loubere von diesem Lande macht; von welchem aber der Holländer Joost Schnten ganz anders redet. „Das Königreich Siam, „sagt er, „„erstreckt sich bis unter dem achtzehnten Grad mitternächtiger Breite, und stößt an dieser Seite an die „beyden Königreiche Pegu und Ava. An der Westseite ist es von dem Bengalischen Meerbusen eingeschlossen. Die Küste erstreckt sich von Martavan „bis unter den siebenten Grad, wo sie sich gegen „Süden an den Königreichen Patan und Gueda „endiget. Von Patan erstreckt sich die Küste gegen „Norden bis dreyzehn Grad dreyßig Minuten, wo „sie sich alsdenn in einen Bogen biegt, und die „Hohlung des Siamschen Meerbusens ausmacht. „Alsdenn erstreckt sich die Küste weiter gegen Süden „bis unter den zwölften Grad, und an dieser Seite „stößt das Königreich Siam gegen Osten an die „Wüste Camboya und gegen Süden an die Königreiche Jongoma, Tangu und Lands-Langh so, daß „sie einen halben Mond ausmacht, dessen Umfang „vierhundert funfzig Meilen beträgt.„

Es scheint ganz ohnmöglich zu seyn, diese Beschreibungen mit einander zu vereinigen, und wie uns der Pater Tachard versichert, so sind die Jesuiten, welche zu seiner Zeit eine Landcharte von diesem Königs-

Königreiche machen sollten, nicht im Stande gewesen, dieses zu thun. Mithin muß man sich blos an diejenigen unvollkommenen Nachrichten halten, die man hier und da in den Reisebeschreibungen zerstreuet findet; deren Verfasser sich aber fast allerseits nur bemühet haben, die Seeküsten zu erforschen, aber mitten in das Land hinein zu kommen, keine Gelegenheit gehabt haben.

Uebrigens findet man in diesem Königreiche, welches in zwölf Hauptprovinzen getheilet ist, einige ziemlich merkwürdige Städte; die aber alle entweder an Canälen oder Flüssen liegen, vornemlich aber an dem Flusse Menam. Wegen der brennenden Sonnenhitze müssen die Siamer vornemlich eine solche dienliche Lage wählen, denn ihre Städte sind fast alle nichts anders, als ein verworrener unordentlicher Haufen von lauter hölzernen Hütten, die zu weilen mit einer Mauer von Backsteinen umgeben sind, öfters aber mit einem bretternen Verschlage.

Die Hauptstadt des ganzen Reichs Siam, welche die Siamer Meuang-Syuthia, die Chineser Juschia oder Judia und die Europäer Siam nennen, ist eine noch ziemlich neue Stadt, und nicht über dreyhundert Jahr alt. Sie liegt auf einer ziemlich angenehmen Insel, welche etwan sieben Meilen in Umfange hat: drey grosse Arme des Flusses Menam fliessen von dem einem Ende derselben bis zu dem andern ganz hindurch, und sind gemeiniglich mit einer ungeheuern Menge Fahrzeuge bedecket. Diese Stadt wird in drey Viertel abgetheilet: das, wo der König sein Schloß hat, ist am schönsten gebauet; das zweyte Viertel, und

zugleich

zugleich das reichste ist für die Fremden bestimmt, und in demselben wohnen Chineser, Mohren und meistentheils Europäer. Die Häuser sind in demselben von Backsteinen aufgeführet, auf den Gassen aber sind zu beyden Seiten derselben die Kramläden und Gewölber: und weil allhier der Fluß einen ziemlich grossen und bequemen Wasserteich machet; so länden auch alle Schiffe daselbst an, um sich mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen. Dieses ist derjenige Ort, wo die meiste Handlung getrieben wird. Das dritte Viertheil wird von den Einwohnern des Landes bewohnt; es ist sehr groß, und die Künstler, Handwerker und alle diejenigen haben daselbst ihre Wohnung, welche allerley zum menschlichen Leben nöthige Waaren zu verkaufen haben, nur kein Fleisch. Zu weilen ist die Menge des Volks hier so groß, daß man sich kaum hindurchdringen kan.

Die Reisenden berichten uns nicht, wie groß etwan die Anzahl der Einwohner in Siam ohngefehr seyn möchte; doch versichern sie uns, daß sie zu allen Zeiten sechzigtausend Mann aufbringen können, welche von dem Alter sind, daß sie die Waffen führen können; und diese Anzahl leicht verdoppelt werden könnte, wenn man diejenigen Einwohner noch hinzu rechnen wollte, die in den Dörfern auf der andern Seite des Flusses wohnen, und füglich als Vorstädte derselben angesehen werden können.

Zweytes Hauptstück.

Kurze Geschichte des Königreichs Siam.

Man sagt, daß die Siamer keine Buchdruckereyen haben, welches um desto mehr zu verwundern ist, weil doch die Chineser ihre Nachbarn sind, denen diese Kunst schon von undenklichen Zeiten bekannt gewesen ist. Dem sey aber, wie ihm wolle, so ist die Geschichte der Siamer nichts anders, als ein abgeschmacktes Gewebe von ungeschickten, und abgeschmackten Fabeln, von welchen sie einige Bücher haben, die sie aber vor den Ausländern sehr geheim halten. Mithin wollen wir dasjenige nur blos beybringen, und erzählen, was die Vornehmsten unter diesem Volke uns melden.

Die Siamer rechnen die Regierung ihres ersten Königes nicht älter, als in das Jahr sieben hundert fünf und funfzig nach unserer Zeitrechnung. Der Name, welchen sie diesem Könige geben, ist Pra-Poat-honne-surit-tep-pennatui-sonannie-bopitra. Er hat seine Residenz zu Tch'ay-pappe-mahanacon, von welcher man nicht weiß, wo sie liegt. Auch sagt man nichts von den zehn Königen, seinen Nachfolgern, nur, daß der letzte derselben Ypoia-Sanne-Thora-Thesma-Teperat, geheissen, und seine Residenz nach Tasoo-nacora-luang verlegt, die er selbst habe erbauen lassen, wo diese Stadt aber liegt, sagt man auch nicht. Der zwölfte Nachfolger dieses Königes, welcher Pra-pro-noome-thele-seri geheissen, habe seinem Volke befohlen, daß sie ihm nach Lacontat folgen solten, welche Stadt an einem Flusse liegt,

der von dem Gebürge Laos herunter fällt, und sich ein wenig unterhalb Porseluc, in den Menam ergießt; von welcher Stadt Lacontai ohngefehr funfzig Meilen liegt. Dieser König aber veränderte seine Residenz gar bald, und ließ die Stadt Pipeli an einem Flusse, dessen Mündung zwey Meilen gegen Abend von der abendländischen Mündung des Menam liegt, erbauen, und richtete daselbst seine abermalige Residenz auf. Auf diesen sind vier Könige in der Regierung gefolgt, und Rhamatilondi, der letzte unter denselben hat den Grund zu der Stadt Siam geleget, und daselbst seine Hofstadt errichtet. Rhamatilondi aber lebte im Jahr 1689. also zählen in einem Zeitlaufe von neunhundert vier und dreyßig Jahren die Siamer zwey und funfzig Könige.

Der Vater dieses Rhamatilondi ist, wie man sagt, ein eben so unrechtmäßiger, als grausamer Regent gewesen, welcher sich des Throns bemächtiget, nachdem er vorher nicht nur den rechtmäßigen König, sondern auch alle Prinzen von seinem Geblüte, hatte ermorden lassen; zween ausgenommen, die seiner Wuth entgangen sind, und von welchen man weiter nichts gehöret hat. Unter der kleinen Anzahl von Thaten, welche die Siamer keine Schwierigkeit machen, sie dem Ausländer zu erzählen, scheint nachfolgende einzige Begebenheit merkwürdig zu seyn. Als der unrechtmäßige Regent Rhamatilondi mit seinen Truppen in das Schloß gedrungen war, so zwang er sogleich den rechtmäßigen König, dasselbe zu verlassen, und sich in einen Tempel zu begeben. Nachdem er ihn nun bald darauf aus diesem heiliger Aufenthalte hat wieder heraus, und vor seinen Thron holen las-

sen, so hat er ihm angedeutet, daß er der einzigen Ursache wegen der Krone verlustig erachtet würde, weil er aus Zaghaftigkeit seine königliche Residenz verlassen hätte. Auf diesen unrechtmäßigen Regenten folgte sein Bruder in der Regierung, nicht der Sohn, weil dieser noch zu jung war, und entweder seine rechtmäßige Erbschaft nicht antreten konnte, oder es sich nicht unterstund, sie anzutreten. Damit er nun sein Leben in Sicherheit bringen möchte, so flüchtete er als ein Kind in ein Kloster, von welchen der unbefugte Regent glaubte, daß er dessen Heiligkeit nicht verletzen dürfe. Dieses letzte Verbrechen aber, welches er sich nicht unterstund zu verüben, kostete ihm die Krone: denn sein junger Vetter kam wieder aus dem Kloster hervor, brachte Truppen auf die Beine, drang mit denenselben in das königliche Schloß, und setzte sich auf seinen väterlichen Thron; nachdem er den bisherigen Regenten gezwungen hatte, an seine Stelle in eben das Kloster zu gehen, in welchem er bisher gesteckt hatte.

Drittes Hauptstück.

Von der Regierung dieses Königreichs.

Der König in Siam ist ganz unumschränkt: gemeiniglich gründet er seine Sicherheit darauf, daß er alle seine Angehörigen austilget, deren einige er ermorden, andere aber verstümmeln lässet. Die am wenigsten unglückseligen sind vielleicht die, welche er durch gewisse Getränke, um den Gebrauch ihrer Vernunft bringen läst. Indessen ist doch diese unumschränkte Gewalt, welche dieser König über seine Unterthanen übt,

dem

dem gemeinen Manne nicht so gefährlich, weil er sich vor diesem nicht fürchten darf, als vielmehr den grossen höchst betrübt, und nachtheilig, weil er vor diesen immer in Furcht stehen muß. In diesem Lande führet also der Ehrgeitz und hoher Stand zur Sclaverey, der Arme, und Verachtete aber ist in seiner Freyheit, und Annehmlichkeiten eines ruhigen Lebens geschützt, und sicher. Je höher man an diesem Hofe gestiegen ist, desto näher ist man seinem Falle: denn es ist nicht genug, dem Könige zu gefallen, wenn man sich in seinen hohen Ehrenämtern erhalten will; denn die Freyheit, daß jedermann seine Klagen vor den Thron des Königes bringen kan, reitzet die Eifersucht an, und reicht der Verläumdung unaufhörlich die Waffen in die Hand. Uebrigens ist ein König in Siam durch diese falsche Vorstellung nicht geehrt, welche man von ihm hat, indem man glaubt, der Zustand seiner Seele, sey über den Zustand anderer Seelen unendlich erhaben, und jene fast von einer himmlischen und göttlichen Natur, als vornemlich deswegen, weil dieses Volk glaubet, der Zustand des Königs sey weit glücklicher, als der Zustand gemeiner Menschen.

Wenn es nach dem eingeführten Gesetze gienge, so müßte der älteste Sohn der Königin allemal nothwendig in der Regierung folgen; weil man es aber in Siam nicht begreifen kan, daß sich der älteste Sohn vor den jüngern niederwerfen solte; so wird auch zuweilen der älteste von einer Concubine, wenn er älter ist, als der rechtmäßige Erbe, diesem vorgezogen; oder, richtiger zu reden, der Thron wird fast jederzeit durch die Entscheidung der Waffen bestiegen.

Das

Das Königreich Siam wird übrigens in das obere und niedere eingetheilet: Jenes, welches gegen Norden liegt, begreift sieben Provinzen; das Niedrige aber acht deren, welche alle ihre Hauptstadt und Gerichtsbarkeit haben, und unmittelbar von dem Hof abhangen. Die Hauptstadt Siam liegt in der Mitte des Reichs: die Richterstühle bestehen eigentlich nur aus einem einzigen Gerichtsbedienten, dem Präsidenten nemlich, welcher einzig und allein das Recht hat, über Sachen zu urtheilen, er hat zwar noch untergeordnete Räthe, die er zu Rathe ziehen kan, sie haben aber keine entscheidende Stimme. Das Amt dieses Präsidenten bestehet in der Verwaltung so wohl der Bürgerlichen als Kriegssachen und einer unumschränkten Gewalt, hierinne zu verfahren, wie er will; nur muß er dem Könige hiervon Rechenschaft geben. Diese übertriebene und sehr willkührliche Gewalt, hat einen von diesen Stadthaltern Gelegenheit gegeben, sich der Unterthänigkeit ihres rechtmäßigen Herrn zu entziehen. Zu diesen gehöret der Stadthalter von Jor, welchen man den Königlichen Tittel zugestanden hat. Eben hierhin gehöret auch die Königin von Patane, welche jederzeit eine alte Wittwe ist, die aus Erkenntlichkeit gegen die Krone jegliche drey Jahre dem Könige in Siam zwey kleine Bäumgen zuschickt, deren eines von Golde, das andere aber von Silber ist, beyde aber mit Blumen und Früchten gezieret sind.

Ehedem waren die Würden der Stadthalter erblich, und jene exercirten eine solche Gewalt, ganz unumschränkt, welche einer Tyranney sehr nahe kam. Heut zu Tage aber werden die mehresten dieser Stellen nur auf drey Jahre vergeben; und ob gleich das Volk

jederzeit noch so sehr gedrückt wird; so hat doch der König allemal den Vortheil dabey, daß diese geitzigen Bedienten nach der gesetzten Zeit ihre Aemter niederlegen müssen, ehe sie noch die Zeit haben, sich in denen ihnen anvertrauten Provinzen recht fest zu setzen. Der Stadthalter aber theilet mit dem Könige diejenigen Einkünfte, welche von den tragbaren Grundstücken entrichtet werden: was aber die Strafgelder anbetrift, so behält er dieselben vor sich, und über dieses noch den zehnten Theil von den eingezogenen Gütern. In denen Provinzen, welche an der See liegen, legt der Stadthalter denen Handelsschiffen eine besondere Abgabe auf, welche gewöhnlich acht Procent von den Waaren beträgt.

Die Siamische Nation wird überhaupt in Freye und Sclaven eingetheilet. Man kan aber entweder, als ein Sclave gebohren werden, oder durch das Schicksal in diesen betrübten Zustand gelangen. Das letztere geschiehet, wenn man zu einem Kriegsgefangenen gemacht ist oder seine Schulden nicht bezahlen kan, oder auch von der Obrigkeit eingezogen und in die Sclaverey versetzt wird. Ist einer Schulden wegen in die Sclaverey gerathen, so ist er wieder frey, wenn er bezahlet hat; die Kinder aber, welche während der Sclaverey gezeugt sind, bleiben in diesem Zustande, in welchen sie gebohren sind. Die Söhne einer Mutter, welche eine Sclavin ist, sind eben so wohl Sclaven, wie sie, und wenn diese Kinder getheilet werden sollen, so gehöret das erste, dritte, fünfte, und übrigen, welche in den ungeraden Zahlen folgen, dem HErrn der Mutter; das zweyte, vierte, und alle in gerader Zahl folgenden dem Vater des Kindes, wenn dieser ein

Freyer

Freyer ist, oder seinem Herrn, wenn er dessen Sclave ist. Ueber dieses, muß allemal die Handlung oder Verkaufung der beyden Sclaven auf Genehmigung des Herrn der Mutter geschehen; wenn sie aber dessen Einwilligung nicht hat, so gehören alle Kinder ohne Unterschied diesem Herrn.

Uebrigens hat der Herr eine ungemessene Gewalt über seinen Sclaven, und kan ihn zu einer Arbeit brauchen, wie er will; es wäre denn, daß er ihm die Erlaubniß gegeben hätte, sich durch seine Arbeit selbst zu erhalten, wofür sich denn der Herr gemeiniglich ein gewisses Geld bezahlen lässet, welches zu weilen sich von sieben Livers und zehn Sols, bis auf funfzehn Livers französischer Münze erstrecket. Ob aber gleich der Herr seinen Sclaven selbst züchtigen kan, wie er will; so darf er ihn doch nicht am Leben strafen. Was die Sclaven des Königes anbetrift, so hat es mit diesen eine andere Bewandniß: denn der König giebt ihnen selbst Unterhalt, mithin müssen sie ihm auch beständig selbst arbeiten, und erhalten niemals die Erlaubniß, zu ihrem eigenen Besten eine Arbeit vorzunehmen. Die freyen Unterthanen aber sind gehalten, dem Könige das Jahr hindurch sechs Monate zu arbeiten.

Von Edelleuten weiß man unter den Siamern nichts; sondern die Bedienungen machen den Unterscheid unter den Unterthanen. Hat aber jemand diese verlohren oder niedergelegt, so ist er dadurch wieder in den Stand des gemeinen Mannes versetzt. In der That aber ist das Volk überhaupt eine solche Militz, zu welcher ein jedweder gehöret, und ist seinem Herrn einen jährlichen Dienst von sechs Mo-

na en schuldig, er mag nun entweder demselben als Soldat dienen, oder ihm andere Dienste erweisen. Das ganze Volk aber wird überhaupt in zwo Classen eingetheilet, und zwar in Leute der rechten und linken Seite. Vermöge dieses Unterscheides weiß ein jedweder gleich in allen seinen Geschäften, wohin er gehöret. Diese Eintheilung führt abermals genauere Eintheilungen mit sich, welche man Banden nennet; eine jegliche dieser Banden aber hat ihr Oberhaupt oder Nai. Die Kinder gehören zu der Bande ihres Vaters oder ihrer Mutter, in dem sie die Regel von den geraden Zahlen beobachten; und obgleich die Mönche des Landes und Weiber zu keinen verschiedenen Diensten verpflichtet sind, so werden sie doch in gewisse Bücher in die Listen eingetragen. Die Weiber nemlich nach der Anzahl ihrer Kinder und die Mönche, weil sie die Erlaubniß haben, ihren Orden zu verlassen, alsdenn wieder zu dem gemeinen Manne gehören, und alsdenn natürlicher Weise zu derjenigen Classe, aus welcher sie sich begeben haben, und daher wieder unter ihrem Nai stehen.

Der Nai aber hat allein nur das Recht, seinen Soldaten Geld vorzustrecken, und diesen allein dürfen sie nur Schulden bezahlen; damit, wenn der Soldat ja in einen unzahlbaren Zustand geräth, er nicht eines andern Sclave wird. Ein jedweder Nai aber, welcher zehntausend Soldaten commandiret, hat den Rang über denjenigen Nai, welcher nur tausend deren unter sich hat; ob gleich die beyde einerley Würde haben.

Uebrigens giebt es vielleicht wohl kein Volk in der Welt, welches so wenig von dem Kriegswesen

verstehet,

verstehet, als die Siamer. Denn, wenn sie von einem ihrer Nachbarn angegriffen werden, so suchen sie sich auf die Weise zu rächen, und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, daß sie ihre eigene Länder verheeren, und alle Unternehmungen dieser besondern Feinde laufen darauf hinaus, daß er von dem andern so viele Sclaven macht, als er kan. Von einem ordentlichen Verfahren, wie eine Belagerung geführet wird, wissen sie nichts: sondern Hunger und Verrätherey sind gemeiniglich die beyden Ursachen, welche eine Stadt zur Uebergabe nöthigen. Die Königliche Flotte bestehet blos aus einigen wenigen kleinen Schiffen, die nur darzu taugen, Waaren zu transportiren, und einigen Galeeren, mit einem Verdecke, mit Rudern, welche kaum auf das Wasser reichen, und mit hölzernen Anker versehen sind.

Das Finanzwesen des Königes oder dessen Einkünfte bestehet in einigen Abgaben, welche von denen fremden Waaren entrichtet werden müssen, und überdieses in den jährlichen Steuern von den Grundstücken, die gebauet, und allen Früchten, die geerndtet werden. Eben dahin kan man auch diejenigen Geldstrafen, die eingezogenen Güter, und die Ländereyen rechnen, welche seine Domainen ausmachen, oder eigenthümliche Güter, die er von seinen Unterthanen bauen läst. Uebrigens hat sich der König in Siam die Handlung über verschiedene Früchte und Lebensmittel Ausschlußweise vorbehalten, deren Producte oder Einkünfte davon, seine Einkünfte gar sehr vermehren.

In diesem Königreiche wird ein Gesandter nicht anders angesehen, als ein blosser Bothe seines

Königes: die Person desselben stellet er nicht vor; man nimmt ihn auch sogleich in Verhaft, als er anlangt. Alsdenn wird er zu der Audienz vor den König geführet, und so bald er seinen Abschied erhalten, muß er auch gleich die Stadt verlassen.

Die vornehmsten Bedienten eines Königs in Siam sind 1.) ein gewisser Criminal Richter, welcher alle peinlichen Fälle, und diejenigen, welche die eingezogenen Güter betreffen, unter Händen hat: welche Stelle man für die allerwichtigste hält; 2.) der Großcanzler, welcher die Besorgung über die ausländischen Sachen hat; 3.) der Oberkammerherr, welcher die Aufsicht über das Schloß hat. 4.) Der Oberrichter oder Gerichtspräsident. 5.) Der Obereinnehmer der Einkünfte der Krone. 6.) Der Oberstallmeister, welcher die Aufsicht über die Elephanten hat, und was zu ihrer Rüstung gehöret. 7.) Ein Oberhofmeister über das Schloß, welcher alle Königlichen Bedienten unter sich, und zugleich über die Ballons zu befehlen hat, welches eigentlich die Königlichen Fahrzeuge sind.

Uebrigens giebt es bey dem Hofe in Siam, wie bey einem jedweden andern Hofe, eine grosse Menge von Unterbedienten, von welchen uns die Reisenden keine genaue Nachricht geben, vermuthlich, damit sie nicht gehalten seyn mögen, uns von allen und jeden derselben zu benachrichtigen. Uebrigens ist es schon genung, wenn man nur die vornehmsten Bedienungen weiß. Endlich muß man auch noch anmerken, daß der König jedesmal, da er jemanden eine Bedienung giebt, ihm auch zugleich einen andern Namen beylegt; welches denn zu weilen eine solche Verwirrung verursachet,

sachet, aus welcher man sich kaum finden kan. Ja der König giebt so gar denenjenigen Fremden zuweilen aus Hochachtung einen Lieblingsnamen, welchen sie so lange behalten müssen, als sie sich in Siam aufhalten.

Viertes Hauptstück.

Von dem Justitzwesen in dem Königreiche Siam.

Die Richterstühle bestehen, wie wir in dem vorhergehenden bereits bemerkt haben, nur aus einem Gerichtspräsidenten, welcher das Urtheil spricht, und funfzehn oder sechszehn zugeordneten Räthen, welche aber nur blos ihre Meynung sagen.

Das Landesrecht von Siam ist in drey Büchern enthalten: das erste enthält die Namen, Aemter und Vorrechte aller Aemter; das zweyte ist eine Sammlung von Verordnungen der vorhergehenden Könige; das dritte enthält die neuen Gesetze, vornemlich diejenigen, welche der regierende König bis dahin hatte kund machen lassen, ehe die Franzosen nach Siam kamen. Die äusserliche Form aller Processe ist durchgehends gleich; und man theilet sie in civil- und peinliche Sachen. Wenn jemand seinen Proceß verlohren hat, er sey von einer Art, von welcher er wolle, so muß er noch darzu eine derbe Züchtigung ausstehen. Bevor man nun einen Proceß anfangen kan, so muß man erst Caution stellen, und alsdenn seine Sache schriftlich vortragen.

Der Kläger übergiebt seine schriftliche Klage dem Nai, unter welchen er stehet; und dieser schickt sie einem von den Gerichtsräthen zu, welcher sie dem Präsidenten übergiebt. Wenn nun die Klage angenommen wird, so zählt der Präsident die Zeilen und drückt sein Siegel drauf. Alsdenn gehet sie aus seinen Händen wieder zurück, kommt an einen von den Räthen, ferner an einen der Unterrichter und Actuarius; damit jene ihr Gutachten sagen mögen, welches nachher zu Papier gebracht und bey der Sitzung vorgetragen werden möge. Der Actuarius ließt alsdenn in Abwesenheit des Präsidenten, die Meynungen aller vor. Man läßt darauf die Partheyen vorladen, und ermahnt sie zu drey verschiedenenmalen, daß sie sich vergleichen sollen, und dringet sie so gar, dieses zu thun. Wenn sie nun nicht wollen, so läßt man die Zeugen abhören, und zwar, ohne, daß hier der Präsident gegenwärtig ist. Alsdenn muß ein jeder seine Meynung abermal sagen, welche Meynungen denn aber weiter nichts, als blosse Gutachten sind: und auf diese Weise ist der Richter nunmehro gehörig von der Sache unterrichtet. Nachdem man nun dem Präsidenten angezeigt hat, daß alle mögliche Verfügungen in der Sache gemacht sind, so kommt er alsdenn, und setzt sich auf seinen Richterstuhl. Der Actuarius ließt den Proceß vor, wie auch die Gutachten der ganzen Gerichtsversammlung; und der Präsident spricht alsdenn das Urtheil, in ganz allgemeinen Ausdrücken ohngefehr auf die Art; daß diese oder jene Parthey, Kraft des Gesetzes verurtheilet sey; wovon denn der Actuarius den Artikul mit lauter Stimme herlieset.

Auf

Auf eine rechtmäßige Art könnte man sich nicht beklagen, daß man durch das Gesetz verdammet sey; allein es gehet eben so in Siam, wie in Europa. Denn man will eine Auslegung des Gesetzes machen; und zuweilen entsteht aus den allerbilligsten Gesetzen, die allerungerechteste Auslegung.

Der Spruch, welchen die Partheyen von dem Präsidenten erhalten haben, wird ihnen schriftlich insinuiret, und muß auch gleich vollstrecket werden. Es ist jederzeit die klagende Parthey entweder, welche ihre Sache vorträgt, oder einer von ihren nächsten Anverwandten, welcher die Stelle eines Advocaten vertritt.

Im Falle nun die Beschuldigungen von grosser Wichtigkeit sind, und man keine Beweise hat, so kommt es zu der Marter, welche bey den Siamern von verschiedenen Arten ist; die aber, welche durch das Feuer geschiehet, ist die gewöhnlichste.

Man macht nehmlich einen Graben, und richtet in demselben einen Scheiterhaufen auf so hoch, daß dessen Oberfläche mit dem Rande desselben gleich ist. Die Länge desselben beträgt ohngefehr fünf Ellen, und die Breite deren eine. Ueber diesen in der Grube liegenden brennenden Holzhaufen müssen die Partheyen mit blossen Füssen herüber gehen, und der, dessen Fußsohlen von dem Feuer unverletzt bleiben, hat den Proceß gewonnen.

Es giebt auch Fälle, wo die Feuerprobe mit siedenden Oele gemacht wird, in welches die Partheyen ihre Hände hinein taugen müssen: zuweilen braucht man wohl gar flieſſendes Zinn. Ein gewisser Franzose, welcher einen Siamer des Diebstahls überführen woll-

te, unterstund sich auch einstmals diese harte Probe auszustehen; allein er zog seine Hand, halb von der Gluth des Metalles verzehret wieder zurück, die Hand seines Gegners aber blieb gesund, und unverletzet; weswegen denn dieser für unschuldig erkläret wurde.

Wenn die Wasserprobe erkannt wird, so müssen sich beyde klagende Partheyen zu dem Ufer eines Flusses begeben, und ein jedweder eine Stange in der Hand haben: diese setzen sie nachher in das Wasser, und gestatten es, daß sie zu Grunde gehen. Derjenige nun, welcher am längsten unter dem Wasser bleibet, hat den Proceß gewonnen.

Eine andere Probe, welche aber gewisser massen die Religion angehet, geschiehet durch Pillen. Die Pfaffen, oder Talaponen bereiten eine gewisse Anzahl von diesen Pillen, und belegen dieselben mit gewissen Verwünschungen. Nachdem nun diese Feyerlichkeit vollendet ist, so müssen die beyden Gegner eine gewisse ihnen vorgeschriebene Anzahl davon einnehmen. Da denn die Probe der Unschuld, oder der gerechten Sache, an dessen Seite ist, welcher sie bey sich behält, ohne sie wieder von sich zu brechen.

Dergleichen Proben werden gemeiniglich in Gegenwart der Gerichtsversammlung, und des Volks vorgenommen. Geschiehet es nun, daß beyde Partheyen diese Probe gleich gut überstehen, so nimmt man die Probe mit den Tygern vor. Man überliefert nemlich die beyden widrigen Partheyen diesen reisenden Thieren, und derjenige, welcher einige Minuten von ihnen unangetastet verbleibt, wird für unschuldig erachtet. Werden aber beyde von diesen grau-

samen

samen Thieren zerrissen, so hält man sie auch beyde gleich schuldig.

Wenn jemand des Diebstahls überführet ist, so muß er das Gestohlne doppelt, oder auch zuweilen dreyfach wieder bezahlen, und von dem, was er überhaupt entrichtet, bekommt der Richter die eine, der Kläger aber die andere Hälfte. Es ist aber etwas besonders, daß die Siamer wegen einer jedweden ungerechten Besitzung einer würklichen körperlichen Sache, die Strafe des Diebstahls erkennen: wie auch, wenn jemand einen Proceß verliehrt, er nicht nur dasjenige, worüber gestritten wird, seinen Gegner ersetzen muß, sondern auch den Preiß desselben; welches Geld nachher unter den Richter und Kläger getheilet wird.

Die peinlichen Sachen, wobey es auf Leib und Leben ankommt, werden entweder von dem Könige selbst, oder von denenjenigen Richtern untersucht, und ausgemacht, die er hierzu besonders ernennet. Zuweilen schickt auch der König wohl Commissarien in die Provinzen aus, welche das Betragen der Obrigkeiten untersuchen müssen. Im Falle man nun vernimmt, daß einige derselben die Gerechtigkeit nicht gehörig handhaben, so werden sie entweder abgesetzt, oder, wenn das Verbrechen so wichtig ist, gar am Leben gestraft.

Fünftes Hauptstück.

Von der Religion der Siamer.

Diejenigen Schriftsteller, welche uns Nachricht von der Religion der Siamer ertheilen, stimmen

men alle damit überein, daß dieselbe sehr unvernünftig sey. Einer unter ihnen, nemlich der P. Tachard, welcher ein Mißionarius, und mithin Gottesgelehrter war, hat uns diesen Artickul sehr genau aus einander gesetzt. Wir wollen uns also diejenige Erkenntniß davon, welche er, während seinem Aufenthalte in diesem Königreiche, erlangt hat, zu Nutze machen, und ihn von diesen wichtigen Gegenstande selbst reden lassen. Seine Worte sind folgende:

„Die Siamer glauben einen Gott, sie verste„hen aber unter diesen hohen Namen ein aus Geist, „und Körper zusammen gesetztes Wesen, dessen vor„nehmstes Geschäfte ist, den Menschen beyzustehen; „dieser Beystand aber bestehet darinne, daß er ihnen „ein Gesetz giebet, und ihnen zugleich die Mittel vor„schreibt, wie sie denselben nachleben sollen; daß er „sie in dem wahren Gottesdienste, und den Wissen„schaften unterrichtet, welche sie zu ihrer Nothdurft „brauchen. Die Vollkommenheiten, welche sie ihnen „beylegen, sind ein Inbegrif aller sittlichen Tugen„den, die er im höchsten Grade besitzet, durch viele „Würkungen erlanget, und durch eine beständige Aus„übung in allen Leibern, durch die er gewandert, „bestätiget hat.„ Dieses heist eigentlich so viel gesagt: Ehe noch der Gott der Siamer zu diesen Vollkommenheiten hat gelangen können, durch welche er zu einer Gottheit geworden ist, so hat er hiervon erstlich die Beweise liefern, und eine unzählige Reihe von Wanderungen unternehmen müssen. Ferner sagen sie: „dieser Gott hat gar keine Leidenschaften; er „weiß auch von keiner Bewegung, welche seine voll„kommene Ruhe unterbrechen könnte; zu diesem Zu„stande

„stande aber ist er nicht anders gelanget, als durch „die äussersten Bemühungen, über seine Sinnen den „Sieg zu erhalten; so, daß vor dieser ganz beson„dern Veränderung sein Blut dadurch ganz weiß ge„worden ist.„

Dieser Gott aber ist bald sichtbar, bald unsichtbar, nachdem es ihm beliebt; er kan allenthalben gegenwärtig seyn, er weiß auch alles; und diese allgemeine Erkenntniß ist seinem wesentlichen Zustande seit der Zeit eigen, als er zu einem Gotte geworden ist. Zu dieser Erkenntniß gelanget er nicht durch eine Reihe von Vernunftschlüssen, sondern ein einziger Blick, welchen er nur auf die Dinge richtet, stellet ihm die Vorschriften des Gesetzes, die Laster, Tugenden, die verborgensten Geheimnisse der Natur, und sowohl das Vergangene, als Gegenwärtige, und Künftige vor.

„Der Leib dieses Gottes ist unendlich glänzen„der, als die Sonne, er erleuchtet alles, was auch „noch so verborgen ist, und sein Licht durchdringet „auch alles: seine Glückseligkeit ist nicht eher vollkom„men, als bis er auf eine solche Art stirbt, daß er „niemals wieder gebohren werden kan. Alsdenn aber „verschwindet er von dem Erdboden, und ist keinem „Ungemach ferner unterworfen.„

Der Schlaf des Gottes der Siamer höret niemals auf, und seine Glückseligkeit ist um desto beständiger, weil er durch alles dasjenige nicht ferner beunruhiget werden kan, was hienieden auf Erden geschiehet.

Man darf aber nicht glauben, daß die Regierung dieses Gottes von einer ewigen Dauer sey, sondern

sondern sie dauert nur eine gewisse Anzahl von Jahren, binnen welchen eine kleine Anzahl von Auserwehlten sich durch ihre Verdienste heiligen müssen. Nachdem sie diese Heiligung vollendet haben, so verläßt er die Erde, und fällt in einen ewigen Schlaf: alsdenn aber folgt ihm ein anderer Gott in der Regierung über die Welt.

Die Menschen können auch zu Göttern werden; aber nur erst nach einer langen Zeit, und durch viele tugendhafte Handlungen, die niemand läugnen kan; es ist aber noch nicht hinreichend, blos durch gute Werke zu einem Gotte zu werden; sondern die Seelen müssen, indem sie verschiedene Leiber beleben, bey einer jedweden tugendhaften Handlung darauf sehen, daß sie eines göttlichen Zustandes würdig werden, oder eine Vergötterung verdienen, und zu einem Zeugnisse die Reinigkeit ihrer Absichten beybringen, und zwar vermittelst derjenigen Engel, welche über die vier Welttheile gesetzt sind, nachdem sie Wasser ausgeschüttet, und den Schutzgeist der Erde um seinen Beystand angeflehet haben: denn die Siamer glauben auch Engel, welche weiblichen Geschlechts sind.

„Unter diesen göttlichen Zustande,„ fährt der P. Tachard fort, „ist auch ein anderer Zustand, welcher nicht vollkommen ist, nemlich der Zustand der „Heiligkeit. Wenn man aber gesund seyn will, so ist „es hinreichend, wenn man nur in verschiedene Leiber gewandert, und sich in denenselben viele Tugenden erworben hat; und diese tugendhafte Handlungen in der Absicht ausübt, dadurch Heiligkeit zu erlangen: die Eigenschaften der Gesundheit aber sind

mit

„mit den Eigenschaften eines göttlichen Wesens einer„ley. Die Heiligen besitzen sie eben sowohl, als Gott „selbst, nur in einem weit geringern, oder weniger „vollkommenen Grade: denn ausser dem, daß sie Gott „an sich selbst besitzt, und ohne, daß er sie von „jemanden erst erlangen darf, so erlangen sie die „Heiligen von ihm durch den Unterricht, welchen er „ihnen angedeyhen läßt. Er ist derjenige, welcher „sie alle Geheimnisse lehret, von welchen er eine voll„kommene Erkenntniß hat. Wenn sie also während „der Zeit nicht wiedergebohren werden, da er sich in „der Welt befindet, und daher seines Unterrichts „nicht theilhaftig werden können, so werden sie auch „nicht geheiliget; auch haben sie die Gewohnheit, in „ihren guten Werken, die Gnade zu erbitten, daß „sie mit ihrem Gotte zugleich wiedergebohren wer„den.„

Die Heiligkeit ist aber nicht eher ganz vollkommen, oder vollendet, als bis sie sehr viele Wanderungen ausgestanden haben; alsdenn aber sterben die Heiligen, um niemals wieder aufzustehen, und ihre Seelen gehen alsdenn in das Paradieß, daselbst eine ewige Glückseligkeit zu genieſſen.

Die Siamer glauben ferner, sowohl Strafen, wegen der Laster, als Belohnung der Tugend wegen, und sind mithin von einem Paradiese, und Hölle überzeugt. Ihr Paradieß setzen sie in den höchsten Himmel, ihre Hölle aber in den Mittelpunct der Erde; allein es ist so wenig der Ort der Glückseligkeit, als Quaal von einer ewigen Dauer. Die Hölle theilen sie in acht verschiedene Wohnungen ab, welche eigentlich eben so mancherley Strafen ausmachen;

der

der Himmel hat eben so viele glückselige Wohnungen, und Grade der Glückseligkeit. Dieser Himmel, welchen sie sich selbst erschaffen haben, wird eben so, wie die Erde, regieret. Es giebt in demselben Könige, deren keiner von dem andern abhänget: Es wird auch in demselben Krieg geführet, und Schlachten geliefert. In dem ersten, zweyten, und dritten Himmel verheyrathet man sich auch, und die Seeligen können auch Kinder zeugen, in dem vierten werden sie von keinem sinnlichen Vergnügen mehr gereitzet, sondern sie gelangen nach und nach stufenweise, während ihrem Aufenthalte in den folgenden Oertern, zu denjenigen Zustande der Reinigkeit, durch welchen ihnen der Eingang in den achten Himmel geöfnet wird; welcher denn das Paradies im eigentlichen Verstande, und wo ihre Glückseligkeit keiner Veränderung mehr unterworfen ist.

Ein wichtiger Punct in der Glaubenslehre der Siamer ist dieser, daß ein jeder, welcher in dieser Welt glückselig ist, dieses keiner andern Ursache zuzuschreiben hat, als seinen guten, und bösen Handlungen; so, daß seine Güter, Ehrenämter, Gesundheit des Leibes, u. d. g. die Belohnungen seines unsträflichen Betragens; Krankheiten, Schimpf, und Elend aber die Strafen, wegen derjenigen Laster sind, womit er seinen vorhergehenden Lebenswandel beflecket hat. Diese Meynung geht gar so weit, daß sie die Siamer auf diejenigen natürlichen Vortheile, oder Fehler ausdehnen, welche den Menschen angebohren werden; und daß sie diese für nichts anders, als für Belohnungen, oder Strafen, der Tugenden, oder Laster ansehen, die der Mensch schon vor dieser seiner Geburt ausgeübt, oder begangen hat.

Da

Da nun die Lehrer der Siamer Geister glauben, so geben sie auch zugleich vor, daß diese Geister nichts anders, als Seelen sind, welche jederzeit in gewissen Leibern wohnen, oder mit diesen verbunden sind, und zwar so lange, bis sie einer vollkommenen Heiligkeit, oder gar Gottheit, theilhaftig werden.

Die Engel theilen sie in männliche und weibliche; sie haben auch Weiber und können Kinder zeugen: diese gelangen aber niemals weder zu dem Zustande der Heiligkeit, noch zu dem höchsten Grade der Göttlichkeit. Die Engel sind die Schutzgeister der Sterblichen, und regieren die Welt. Sie werden in sieben verschiedene Classen eingetheilet, deren eine immer vollkommener ist als die andere, und haben ihre Wohnungen auch in sieben verschiedenen Himmeln. Die Gestirne, Erde, Städte, Gebürge, Wälder, Winde, Regen, und andere Dinge mehr, stehen unter der Aufsicht dieser Geister, welche das Betragen der Menschen untersuchen, und zu welchen sich die Siamer in ihren Bedürfnissen wenden. Was die Teufel anbetrift, so glauben diese Götzendiener, daß diese die Seelen dererjenigen Gottlosen und Verdammten sind, welche aus der Hölle kommen, sich auf die Erde begeben, und ein Vergnügen daran finden, wenn sie die Menschen plagen. Unter die Zahl der bösen Geister aber setzen sie auch die Seelen der todtgebohrnen Kinder, wie auch die Seelen der Mütter, welche in dem Kindbette sterben, und endlich auch die Seelen derer, die in den Zweykämpfen umgekommen sind.

Ein Siamer kan sich aber gar nicht einbilden, daß die Welt einen Anfang gehabt haben könne, und eben so wenig, daß sie jemals ein Ende haben

werde; sondern er glaubt, daß Himmel und Erde beyde gleich ewig und unerschaffen wären. Ein jeder Planet aber wird von einem vollkommenen Geiste bewohnt. Die Erde aber schwimmet eben so mitten auf dem Wasser, wie ein Schif. Ein innerer Schlund, dessen Eingang in dem Mittelpuncte der Erden ist, dienet zu einer Verbindung zwischen dem Wasser in der See, und dem, welches sich auf der Oberfläche der Erde befindet. Ein beständiger Wind aber, welcher niemals aufhöret, sondern in Ewigkeit fortwehet, erhält diese grosse Menge von Wasser in dem gehörigen Gleichgewichte; wenn aber die Zeit heran genahet ist, da die Welt untergehen soll, das ist, wenn der Gott der Siamer zu regieren aufhört, so wird das Feuer, so wie er es vorher verkündiget hat, von dem Himmel herunter, und auf die Erde fallen; alsdenn alles verzehren, und nachdem die Gewalt der Flamme sie gereiniget hat, so wird sie in ihrer ursprünglichen Reinigkeit von neuem erscheinen.

Vor dieser vortreflichen Verneuerung aber wird ein allgemeiner Untergang vorher gehen, und in den Menschen, Thieren, und der ganzen Natur eine grosse Veränderung verursachen. Zu der Zeit, als der Gott der Siamer auf der Erde wohnete, hatten die Menschen alle eine riesenförmige Grösse, und genossen einer vollkommenen Gesundheit; sie wusten auch alles dasjenige, was man nur wissen kan; das Gesetz war die einzige Richtschnur ihrer Handlungen und ihre Sitten unsträflich. Seit dieser glückseligen Zeit aber, hat der Mensch alle diese Vortheile verlohren, und ist in eben dem Verhältniß ausgeartet, als er sich elbst durch seine Sitten verdorben hat. Er wird

auch

auch künftig noch immer schwächer, und so klein werden, daß er kaum eine Elle groß ist. Alsdenn aber wird sein Leben nur von einer gar kurzen Dauer seyn; Unwissenheit im Verstande, und die abscheulichsten Laster in den Sitten werden sich über den ganzen Erdboden verbreiten, und die Tugend ganz und gar vergessen werden. Durch diese vorläufige Zeichen aber wird das Ende der Welt angekündiget werden; bevor aber dieselbe gänzlich im Feuer untergehet, so werden in den dreyen letzten Jahrhunderten, sechs Sonnen erscheinen, und eine jegliche derselben, wird den Erdboden funfzig Jahre erleuchten. Diese neuen Sonnen werden das Meer austrocknen, und machen, daß sowohl alle Bäume vertrocknen, als Menschen und Vieh untergehen.

„Die Erde wird von dieser Asche und Staube „bedecket, und durch das Blasen eines grossen Sturm„windes gereiniget werden, welcher den Rest hinweg„führet, der noch von der allgemeinen Verbrennung „der Welt übrig geblieben ist. Alsdenn aber wird „sie einen so angenehmen Geruch von sich geben, daß „dadurch ein Engel von Himmel, weiblichen Geschlechts, „gereitzet wird, von dieser gereinigten Erde zu essen. „Allein diese Lust wird ihm theuer zu stehen kommen: „denn damit er möge sterben können, so wird er ver„bunden seyn, hienieden zu bleiben, ohne jemals „wieder in den Himmel zurückkehren zu können. „Dieser Geist wird von demjenigen Stücke, welches „er gegessen hat, schwanger werden, und zwölf Söhne „und eben so viele Töchter gebähren, welche die Welt „wieder bevölkern. Die von diesem gebohrnen Men„schen werden ganz und gar unwissend, und so unge„schickt

„schickt seyn, daß sie sich selbst nicht einmal kennen. „Nachdem sie sich aber gekannt haben, so werden sie „doch nichts von einem Gesetze wissen; und auch hiervon „eher keine Erkenntniß erlangen, als erst nach einer „so langen Zeit, welche füglich eine Ewigkeit genennet „werden kan. Nachdem diese Zeit verflossen ist, so „wird ein gewisser Gott auferstehn, welcher alle Fin„sterniß der Unwissenheit vertreiben, die Menschen in „dem wahren Gottesdienste unterrichten, und ihnen „sowohl die Tugenden lehren wird, die sie ausüben „müssen, als auch die Laster, die sie fliehen sollen. „Er wird ihnen auch ein Buch geben, worinnen alles „dieses geschrieben und erklärt ist, und das heilige „Gesetz, welches seit geraumer Zeit, in dem Verstande „der Menschen verloschen ist, wird ihnen alsdenn durch „die Bemühungen und Verdienste dieser Gottheit von „neuen ins Herz geschrieben werden.„

Dieses ist die einzige Bemühung, welche die Siamer einem göttlichen Wesen, während der Zeit anständig halten, als es sich auf der Erde aufhält: denn ihrer Meynung nach, würde demselben die Regierung einer Welt, und wenn es über die Wohlfast der Menschen und Thiere, die Hervorbringung oder den Wachsthum aller zum Leben nöthigen Dinge, Sorgfalt tragen sollte, höchst unanständig seyn. Auf diese Weise, glauben diese Götzendiener, würde die Welt zu mehrernmalen während der Ewigkeit verneuert werden.

Sechstes Hauptstück.

Von der Sittenlehre der Siamer.

Die ganze Sittenlehre der Siamer ist in nachfolgenden Hauptsätzen begriffen.

1.) Gott und sein Wort anzubeten, und alle diejenigen hoch zu schätzen, welche seine Tugenden nachahmen.

2.) Nicht zu stehlen.

3.) Keinen Wein oder andere hitzige Getränke zu trinken, welche berauschen.

4.) Nicht zu lügen oder jemanden zu betrügen.

5.) Weder einen Menschen noch Vieh zu tödten.

6.) Die Ehe nicht zu brechen.

7.) An den Festtägen zu fasten, und

8.) An eben diesen Tagen nicht zu arbeiten.

Das fünfte Gebot erstreckt sich nicht nur über Menschen und Vieh; sondern sogar über die Gewächse, und alle Arten von Saamen. Der Siamer, welcher glaubt, daß alles in der Natur beseelt sey und Leben habe, macht ein Verbrechen daraus, wenn man irgend ein Gewächs vernichtet. Mithin wird dadurch die Seele eines Baumes beleidiget, wenn man einen Zweig von demselben abbricht; ist die Seele aber einmal von dem Leibe getrennet, so glaubt er, daß diese Vernichtung oder Verwüstung schon geschehen sey, und er daher nichts mehr verderben könne, wenn er von solchen Körpern ässe. Die Pfaffen der Siamer tragen eben kein Bedenken, das Fleisch derjenigen Thiere zu essen, welche natürlicher Weise crepirt sind; dahingegen halten sie es für eine grosse Sünde, etwas zu tödten,

von welchen sie glauben, daß es ein Leben habe. Einem einen Schnitt in das Fleisch zu machen, so, daß einige Tropfen Blut heraus fliessen, halten sie für eine Sünde wider das fünfte Gebot. Was das Fischen aber anbetrift, so ist dasselbe eben keine Sünde, „weil, „wie die Götzendiener sagen: „ man weiter „nichts thut, als daß man die Fische nur aus dem „Wasser zieht, dabey aber ihr Blut nicht vergießt.„ Mit dergleichen thörichten Ausflüchten entschuldigen sie unzählige Mordthaten, dergleichen sie nicht überhoben seyn können, und zu welchen sie sonderlich durch den Krieg gezwungen werden. Daher sagt der König zu seinen Truppen, wenn er sie gegen den Feind schickt: „tödtet niemanden,„ womit er denn eben nicht sagen will, daß sie durchaus keinen von ihren Feinden tödten, sondern nur nicht gerade auf sie schiessen sollen.

Es mag aber mit diesem fünften Gebote für eine Bewandniß haben, welche es wolle, so glauben die Siamer dennoch, daß der Selbstmord erlaubt, und es ein der Seele sehr nützliches Opfer sey, weil sie dadurch zu einem hohen Grade der Glückseligkeit und Tugend gelangte. Sie erhängen sich daher zu weilen aus Religionseyfer; gemeiniglich aber ist die wahre Ursache, weil ihnen ihr Leben verhaßt und abscheulich ist. Ja man erzählet, daß ein gewisser in dem Königreiche Pegu seine Angehörigen in einem Tempel zu Siam versammelt, und sich daselbst ganz zufrieden verbrannt habe; ohne daß jemand von den Seinigen, ob sie ihm gleich allerseits den Verdruß verursacht hatten, ihn davon abzuhalten suchte, dieses nicht zu thun. Dieser Tod machte indessen einen grossen Lermen: man glaubte, der Selbstmörder verdiente es, vergöttert zu

werden.

werden. Man überzog daher seinen ganzen Leib mit einer Kalkmasse und machte eine Bildsäule daraus, die man nachher anbetete und auf den Altar des Gottes setzte, welcher in diesem Tempel angebetet wurde.

Das sechste Gebot erstreckt sich nicht nur über den Ehebruch allein, sondern auch über alle Arten der Unreinigkeit. Ja die Ehe selbst ist bey den Siamern ein unreiner Umgang; der unverehlichte Zustand aber, ihrer Meynung nach, viel vollkommener. So strenge nun die Vorschriften des Gesetzes der Siamer sind; so wissen sie solche doch dadurch zu lindern, indem sie sagen, daß die strenge Tugend nicht für jedermann gehörte, sondern nur für ihre Priester: „folglich das „sündigen bey den Ungeistlichen so zu sagen ein Hand„werk sey: das Gewerbe der Pfaffen aber bestünde „darinne, nicht zu sündigen, und für die Sünden „anderer zu büssen. Vermöge einer Folge aus dieser „Meynung, daß es nemlich das Gewerbe der Ungeistli„chen mit sich bringe, zu sündigen,„ machen sich auch die Siamischen Pfaffen kein Gewissen daraus, die Ungeistlichen zu allerley Sünden zu dem Ende zu verleiten, damit diese ihnen ihr Gebet desto theurer bezahlen mögen, durch welches sie derselben quitt werden. Dieses ist die Ursache, welche die Diener der Siamischen Religion bewogen hat, den Gottesdienst mit allerley unnöthigen Lasten zu beschweren, welche zum Theil Kindereyen, und blos zum Vexiren sind, zum Theil auch ganz und gar nicht einmal erfüllet werden können. So ist es z. E. eine grosse Sünde, Feuer anzumachen, weil dadurch dasjenige verzehret wird, welches das Feuer unterhält; und so ist es umgekehrt eine eben so grosse Sünde, es zu löschen, wenn es einmal brennet.

Uebrigens hält es sehr schwer, wenn die Siamer den Fremden ihre Bücher sollen sehen lassen, niemals aber lassen sie sich darauf ein, daß sie ihnen ihre Lehren erklären; und zwar aus Besorgniß, sie möchten damit ausgelacht werden, da denn die Strafe wegen eben dieses Verbrechens auf sie fiele.

Siebentes Hauptstück.

Von der Siamer ihrem Götzen Sommona-Kodon.

Das Lächerliche, Abentheuerliche und die Dunkelheit sind jederzeit der Grund der heydnischen Fabellehre; und diese Wahrheit leuchtet vornemlich aus der Erzählung der Siamer von ihrem Gotte Sommona-Kodon hervor. Denn diese ist nichts anders, als eine Menge von abgeschmackten Mährgen, ohne Zusammenhang.

Kraft einer Siamischen Fabel wird der Gott Sommona-Kodon von einer Jungfrau gebohren, die von der Sonne schwanger geworden ist. Diese Jungfrau hat sich aus Schamhaftigkeit über ihre Schwangerschaft in einen Wald begeben: hier aber ist sie, während der ganzen Zeit ihrer Schwangerschaft, allein geblieben, und hat ohne die geringsten Schmerzen an dem Ufer eines Sees ein ungemein schönes Kind zur Welt gebohren. Weil nun diese zärtliche Mutter keine Milch gehabt hat, ihr Kind zu stillen, so ist sie in einen Teich gegangen, und hat es auf die Knospe einer Blume gelegt; welche sich denn sogleich von einander gethan, das Kind ein- und sich nachher wieder

wieder zugeschlossen hat. Welche Blume denn bey den Siamern noch gegenwärtig in grosser Achtung ist.

Eine andere Fabel erzählt, daß der Sommona-Kodon aus einer Blume gebohren sey, diese Blume aber aus dem Nabel eines Kindes, oder vielmehr dem Blatte eines Baumes, welches die Gestalt eines Kindes gehabt habe, welches mit seinen Zähnen eine Zehe des Fusses gefasset hätte, noch gegenwärtig auf dem Wasser schwämme, welches nebst Gott zugleich allein noch vorhanden sey.

Es mag aber mit dieser abgeschmackten Fabel für eine Bewandniß haben, welche es wolle, so muß Kodon nothwendig der Name dieses Menschen oder Gottes seyn, und Sommona bedeutet so viel als einen Einsiedler oder Mönch, welcher seine Wohnung in dem Holze hat. Man glaubt daher, er sey von der Malabarischen, oder Küste von Coromandel gekommen. Einige Siamer sagen, sein Vater sey ein König von Tanka oder Ceylan gewesen, seine Mutter habe Maha, Marya, oder wie andere wollen, Manya geheissen. Dieser Gott ist, nach den Jahrbüchern der Siamer, fünfhundert vier und vierzig Jahre vor Christi Geburt gestorben.

Sommona-Kodon aber hat sogleich in einem Augenblicke, als er gebohren worden, und ohne einen Lehrer gehabt zu haben, eine vollkommene Erkenntniß des Himmels, der Erde, des Paradieses, der Hölle, und der allerverborgensten Geheimnisse der Natur gehabt. Auch hat er sich alles dessen vollkommen genau erinnert, was seine Seele während den verschiedenen ausgestandenen Wanderungen gelernt hat. Mithin hat er den Leuten geprediget, ihnen alle diese

grossen Dinge entdeckt, und sie über dieses zu dem Ende in seine Bücher geschrieben, damit auch die Nachwelt davon belehret werden möchte. Diese Bücher aber werden Balis genennet. In einem derselben erzählt er, daß damals, als er eben zu einem Gotte geworden sey, er diese seine Gottheit den Menschen durch Wunderwerke habe beweisen wollen. Als er sich nun einsmals unter einem Baume in Gegenwart einer grossen Menge Volks gesetzt, so seyn die Engel von Himmel herunter gekommen und haben ihn hoch gepriesen.

Sommona-Kodon aber hat einen Bruder Namens Thevatat gehabt, welcher über diese seine Ehre sehr eyfersüchtig geworden, ihm daher den Untergang geschworen, und zugleich den Krieg mit Zuziehung aller lebendigen Thiere angekündiget habe. Allein das grosse Verdienst, wegen seiner guten Werke hat ihn wider seine mächtigen Feinde geschützet. Denn der Schutzgeist über die Erde hat den Thevatat und seine Mitverschwornen zwingen wollen, den Sommona-Kodon anzubeten; als er aber ihre Herzen zu sehr verhärtet gefunden, so hat er seine Haare zusammen gedrückt, und aus denenselben ist ein Meer heraus geflossen, welches sie alle ersäuft hat.

Seit der Zeit nun, da Sommona-Kodon zu einem Gotte hat werden wollen, ist er auf die Welt in fünfhundert funfzigerley verschiedenen Gestalten gekommen, und während diesen Wanderungen hat er sich jederzeit sehr vorzüglich, und als eine vortrefliche Person gezeiget. Als König hat er sein Leben für seine Unterthanen gelassen; als Bürger hat er alles Ungemach mit der grösten Geduld und Zufriedenheit ertragen,

gen, ja so gar einsmals dieses, daß ein Bramine ihm seine Frau und Kinder weggenommen und sie in seiner Gegenwart sehr hart geängstiget hat. Zu einer andern Zeit hat er sich in einer Wüste aufgehalten, und sich daselbst auf das empfindlichste casteyet. Und als ihn einsmals ein Bettler um ein Allmosen angesprochen, so hat er ihm seine Frau gegeben. Wiederum zu einer andern Zeit hat er sich die Haare ausgerissen, und sich die Lenden ausgeschnitten, damit er nur einige Thiere habe erhalten mögen, welche vor Hunger sonst würden crepiret seyn.

Nachdem nun Sommona-Kodon diese seine ersten Proben abgelegt, so hat er sich nunmehro des Gebets befleißigt, und ist ein Pfaffe oder Talapone geworden; hierdurch aber hat er seine guten Werke vollendet, und durch dieses Verdienst eine ausserordentliche Stärke erworben. In einem gewissen Streite hat er einen Heiligen überwunden, dessen Tugend vorher schon sehr bekannt gewesen ist, durch die Erlegung desselben aber hat sich sein Stolz verdoppelt; denn er hat nicht glauben können, daß sein Gegner bereits zur Vollkommenheit gelanget sey, und hat ihn daher zum zweytenmale zum Kampfe heraus gefordert, in welchem er aber ebenfalls überwunden ist. Das Jahrhundert aber, in welchem Sommona-Kodon gelebet hat, ist das Heilige genennet gewesen; weil in demselben sehr viele hohe Personen erschienen sind, nur nicht in einem so hohen Grade, als dieser unser Gott der Siamer, dessen ungemeine Leibesstärke zugleich mit einer wunderthätigen Kraft verbunden gewesen ist. Er hat können unsichtbar werden, wenn es ihm beliebt hat; er hat das Vergangene, Künftige, und alle

gegen-

gegenwärtigen Dinge auf einmal übersehen; in einem Augenblicke hat er sich von einem Orte in den andern versetzt und seine Lehre auch allen Völkern geprediget. Mitten unter dieser grossen Ehre aber, die er wegen seiner ausnehmenden Tugend verdiente, hat sich Sommona-Kodon dennoch einmal vergessen: denn er hatte einen Man getödtet, und ist wegen dieses Todtschlages so gleich gestraft worden: denn er hat sein Leben nicht höher gebracht, als auf achtzig Jahr. Er ist zwar gestorben, nur nicht auf eine Art, wie andere Menschen, sondern mit einemmale auf eben die Weise unsichtbar worden, wie ein Feuerfunke in der Luft entstehet und sich wieder verliehret.

Die Siamer sagen, daß dieser Man, welchen ihr Gott erschlagen hat, von einem sehr gottlosen und sträflichen Volke gewesen sey. Dieses Volk aber malen sie ganz abscheulich mit einem platten Gesichte, ungeheuern grossen Zähnen, und Schlangen, statt der Haare auf den Köpfen.

Nach dem Tode des Man, ist es dem Sommona-Kodon eingefallen, das Fleisch von einem gewissen Schweine zu essen, in welches die Seele des Man gefahren ist; so bald er hievon Nachricht erhalten, so hat es ihm gleich geahndet, daß seines Lebens Ende herannahet. Man erzählet aber noch eine andere Fabel: daß ein gewisses Scheusal, welches dieser Gott vormals getödtet, unter der Gestalt eines Schweines wieder lebendig worden, und auf ihn losgegangen sey, als er eben seinen Schülern geprediget, ihnen seine Abreise angekündiget, und nachdem er kurz nachher von dem Fleische dieses Schweines gegessen habe, so sey er gestorben. Bevor er nun

den

den Geist aufgegeben, so hat er wohlbedächtlich verordnet, daß ihm Tempel erbauet, und Ehrensäulen errichtet würden. Sommona-Kodon genieſt also denjenigen Zustand der Ruhe, welchen die Siamer Nireupan nennen. Kraft dieser seiner Unempfindlichkeit weiß er gar von keinem Schmerze etwas, und diese Art der Vernichtung macht, nach der Meynung dieser Götzendiener, die höchste Glückseligkeit aus. An diesen Gott wenden sie sich mit ihren Gebetern, und rufen ihn in ihren Nöthen an; allein seine Gewalt erstreckt sich nicht über sie, und er bekümmert sich auch eben so wenig, um das Schicksal anderer Völker.

Wir wollen diese ausschweifende Widersprechungen, welche in denen Nachrichten stecken, die wir eben beygebracht haben, nicht so genau beleuchten. Denn wir haben den Leser bereits im vorhergehenden erinnert, daß wir hier weiter nichts beybringen könnten, als lauter elende Mährgen, in welchen kein Zusammenhang ist, aus welchen aber doch nichts destoweniger einige Spuren der Wahrheit hervor leuchten, welche Unwissenheit, und die Länge der Zeit sehr verstellt haben. Mithin wollen wir nur weiter gehen.

Als Sommona-Kodon gestorben ist, so hat er die Spuren von seinen Füssen an dreyen Orten zurück gelassen: in dem Königreiche Siam; in Pegu, und der Insel Ceylan. Das gemeine Volk gehet auch zu diesen Oertern wallfahrten; denn es geschehen daselbst allerley Wunder, wenn es anders wahr ist, was die Siamer erzählen; vornemlich aber in der Stadt Sockhotai, wo eine Bildsäule des Sommona-

mona-Kodon stehet, welche, wenn sie in grosser Dürre auf das Feld getragen wird, Regen verleihet. Man verwahret auch die Haare, und Gebeine dieses Gottes, welche einen gewissen Wiederschein des Lichts von sich geben.

In den Tempeln stehen neben der Bildsäule des Sommona-Kodon jederzeit zwo Bildsäulen von seinen Schülern. Der, welcher erwähnten Götzen zur Rechten stehet, hat einsmals die Erde, auf das Gebet der Verdammten umgekehret: und in die hohle Hand alles Feuer der Höllen gesammelt; alle seine Bemühungen aber, dasselbe gänzlich zu löschen, sind bisher umsonst gewesen. Er hat zu dem Ende die Barmherzigkeit des Gottes angeflehet, welcher ihm aber zur Antwort gegeben: „wenn ich dir diese deine „Bitte gewährete, so würden die Folgen davon sehr „kläglich seyn; weil die Menschen alsdenn noch viel„mehr Sünden begehen würden, wenn sie die Furcht „für dieser Strafe nicht zurück hielte.„

Man hat aber eine andere morgenländische Fabel, welche genau das Gegentheil lehret. Denn eine gewisse Frau, sagt man, hat in einer Hand das Feuer getragen, und in der andern Wasser; als sie nun einem Dervisch begegnet, so hat sie dieser gefragt, was sie denn mit diesen beyden widrigen Elementen machen wollte? worauf sie denn geantwortet: ich will mit dem einen das Höllenfeuer auslöschen, mit dem andern das Paradieß verbrennen; damit die Menschen weder Strafen, noch Belohnungen zu fürchten, noch zu hoffen haben, sondern weder aus Furcht noch Eigennutz, rechtschaffen handeln mögen.

Die

Die Siamer aber erwarten noch einen andern Sommona-Kodon, dessen Ankunft der erwähnte vorher prophezeyhet haben soll; durch welche Vorstellung denn ihre Einbildungskraft öfters aufgebracht, und ihre natürliche Leichtgläubigkeit vermehret wird. Vornemlich zu einer Zeit, wenn sich ein Gerücht verbreitet, daß man in dieser, oder jener Provinz einen gesehen habe, dessen Dummheit, und thierisches Wesen die gewöhnlichen Schranken des menschlichen Verstandes überschreiten sollen. Denn zu einer solchen Zeit läuft das Volk gleich zusammen, und will diejenige Person sehen, dessen Dummheit denjenigen Sommona-Kodon vorstellet, welcher ihnen verkündiget, und welches denn zu verschiedenen malen geschehen ist. Einsmals glaubten die Siamer denselben in einem jungen stummen Menschen zu erkennen, dessen unwürksame, und dumme Gemüthsart von einer gänzlichen Unwürksamkeit zu zeigen, und diejenige vorgegebene Unfühlbarkeit zu verrathen schien, welche sie Nireupan nennen. Sie liefen Haufenweise hinter ihm her, überhäuften ihn mit Geschenken, und beteten ihn an; sie erkannten ihn für den neuen Sommona-Kodon, welcher, ihrem Vorgeben nach, sein Geschlecht von den ersten Einwohnern in Siam herführen soll. Diese Ausschweifung gediehe so weit, daß der König genöthiget wurde, derselben mit harten Strafen Einhalt zu thun.

Achtes Hauptstück.

Von dem Thevatat, dem Bruder des Sommona-Kodon.

Thevatat war in seinem Leben der offenbahre Feind des Sommona-Kodon. In seiner Jugend wurde er, nebst einigen Freygeistern seines Alters, ein Talapone, und that Wunder; ja er konnte auch eine jedwede Gestalt nach Belieben annehmen: Zu der wahren Vollkommenheit aber konnte er niemals gelangen. Weil er nun über die Heiligkeit seines Bruders Sommona-Kodon eifersüchtig war, so machte er, sich als Oberhaupt einen Anhang, um ihn mit desto mehrern Nachdrucke verfolgen zu können. Die Tugenden seines göttlichen Bruders erhielten aber jederzeit den Sieg über die Bosheit seines Gegners; welcher denn zuletzt, nachdem ihn seine Anhänger verlassen hatten, in den allerelendesten Zustand gerieth, und auf Mittel dachte, sich mit seinem Bruder wieder zu versöhnen, aber jederzeit in der Absicht, diesen zu hintergehen, und ihm seine Anhänger zu entziehen. Damit er nun diese seine Absicht erreichen möchte, so that er dem Sommona-Kodon vier verfängliche Vorschläge, welche geschickt waren, alle Schwärmer auf seine Seite zu ziehen.

1) Eine einsame Lebensart in der Wüsten.

2) Die Erlaubniß blos von Allmosen zu leben.

3) Den Befehl die Häuser zu verlassen, um beständig unter den Bäumen zu leben.

4) Das

4) Das Verbot, durchaus keine Fische, oder Fleisch überhaupt zu essen.

Sommona-Kodon antwortete dem Thevatat, daß diese ohne Zweifel an sich guten Handlungen, vollkommen frey geschehen müßten, wenn man ein Verdienst durch sie erwerben wollte, und daß man niemanden zu einen mehrern verbinden müßte, als man selbst thun könnte. Durch diese Antwort aber bekam indessen Thevatat fünfhundert Anhänger auf seine Seite, welche allerseits schwuren, ihn zu folgen, und seine Gebote zu halten. Indessen aber starb der schwärmerische Thevatat, nachdem er vorher prophezeyhet hatte, daß er dermaleinst nach vielen Wanderungen, vollkommen gereinigt, und als ein Gott wieder auferstehen würde. In Erwartung dieses, „ist er in die Erde, und zwar soweit bis in die „Hölle begraben, wo er sich gar nicht regen kan, „weil er seinen Bruder Sommona-Kodon nicht ge„liebt hat.„ Seine Quaal bestehet darinne, daß er einen grossen glüenden Kessel mit dem höllischen Feuer beständig auf dem Kopfe trägt; seine Füsse aber stehen auf glüenden Kohlen, und zween Stäbe von Eisen gehen ihn durch den Leib; der eine der Länge nach, und der andere in die Quere. In den Siamischen Fabeln findet man auch die Nachricht, daß der Sommona-Kodon, als er zu einem Gotte geworden, die Hölle besucht, und daselbst seinen Bruder Thevatat angetroffen, wie er mit grossen Nägeln, die ihm durch Hände und Füsse geschlagen gewesen, an ein Creuz geheftet sey; auf dem Kopfe aber habe er eine Dornenkrone gehabt, und in diesem Zustande sey er über einem Feuer gelegen, welches

unaufhörlich gebrannt, und ihn doch nicht verzehrt habe. Weil nun Sommona-Kodon von Schmerz durchdrungen gewesen wäre, in dem er ihn in diesem Zustande gesehen, so habe er ihm den Vorschlag gethan, die drey heiligen Namen putang, thamang und sangkhang anzubeten, in welchen grosse Geheimnisse steckten, weswegen sie denn von den Siamern sehr heilig gehalten werden, weil der erste Gott, der zweyte das Wort oder Wort Gottes, und der dritte die Nachfolge Gottes bedeutet. Die ersten beyden von diesen Wörtern hat Thevatat würklich angebetet, zu der Anbetung des dritten aber hat er sich aus der Ursache nicht verstehen wollen, weil derselbe, dem Wortverstande nach, einen Priester oder Nachfolger Gottes, bedeutete; da nun ein Priester eben so wohl ein sündhafter Mensch sey, als alle übrigen, so verdiente er diese Bezeugung der Ehrfurcht nicht. Nun war aber dem Thevatat unter dieser Bedingung Gnade versprochen, welcher er aber durch diese Halsstarrigkeit beraubt wurde. Seine Quaal dauert also noch gegenwärtig; seine Anhänger aber leben nach seinen Gesetzen: und daher kommt es eben, sagen die Siamer, daß wir eine Spaltung erhalten haben, durch welche die ganze Welt in zwo Partheyen getheilet wird. Uns rechnen sie zu der Parthey des Thevatat, und wundern sich nicht darüber, daß, weil derselbe von allen dem nichts erfahren, was die andere Parthey von dem Sommona-Kodon gelernet hat, in unsern Schriften, so viele Zweifel und Dunkelheiten stecken. ⁂ Diese Mährgen, welche, wie wir schon im vorhergehenden angemerket, haben ohnstreitig aus sehr hohen Wahrheiten

ihren

ihren Ursprung; sie sind aber der Bekehrung dieser Götzendiener unüberwindliche Hindernisse.

Neuntes Hauptstück.

Von den Pra-rasi, oder wunderthätigen Einsiedlern der Siamer.

Die Pra-rasi sind Einsiedler, welche eine sehr strenge Lebensart führen, und die man niemals in bewohnten Oertern antrift. Wenn man den Siamern glauben will, so ist nichts in der Welt, wovon diese vortreflichen Leute nicht Erkenntniß haben sollten. Sie erkennen und ergründen die allerverstecktesten Geheimnisse der Natur: sie besitzen die Kunst, Gold zu machen, und die allerschlechtesten Materien in die kostbarsten Metalle zu verwandeln. Ja sie haben so gar die ganze Natur dergestalt in ihrer Gewalt, daß kein Wunderwerk ihre Kräfte übersteigt. Sie nehmen alle Gestalten an, wie es ihnen beliebt; sie erheben sich in einem Augenblicke in die Luft, und versetzen sich in eben der Geschwindigkeit aus einem Orte in den andern. Eben diese Wundermenschen wissen auch die Mittel, sich unsterblich zu machen, und ihr Leben, nach und nach, durch einen gewissen Trank zu verlängern. Weil sie aber von Ehrfurcht gegen die Gottheit ganz und gar durchdrungen sind, so opfern sie derselben dieses Leben auf, welches sie ohnedem nicht achten, und verbrennen sich alle tausend Jahre einmal auf einem Scheiterhaufen; nur einen einzigen ausgenommen, welcher zu dem Ende übrig bleibt, die übrigen wieder zu erwecken. Die Siamer geben auch vor, ohne zu sagen, aus was

für einer Ursache, daß es eben so gefährlich, als schwer sey, einen solchen mächtigen Einsiedler anzutreffen. Um aber zu bestätigen, was sie von diesen heiligen Leuten sagen, so nehmen sie an, daß die Erde nicht rund sey, sondern eine vollkommene ebene Fläche, die aber in vier Vierecke getheilet sey; sie fügen noch hinzu, daß das Wasser, welches diese Theile von einander unterscheidete, so erstaunend zart sey, daß es durchaus keinen Zusammenhang gestattete. Dieser gesammte Raum sey mit einer ungeheuern hohen Mauer umgeben, auf welche alle Geheimnisse der Natur eingegraben und zu lesen wären: und aus dieser Quelle schöpfen diese Einsiedler, deren Hurtigkeit und leichtes Wesen ganz unbegreiflich sey, alle ihre Erkenntniß.

Zehntes Hauptstück.

Von den Talaponen oder Priestern der Siamer.

Die Talaponen führen ihren Namen von dem Wort Talapa, welches eine Art von Fächer bedeutet, den sie beständig in der Hand führen. Die Klöster dieser Mönche nehmen einen grossen viereckigten Platz ein, in dessen Mitte der Tempel stehet; das ganze Revier aber ist mit einem Verschlage von Bambusholze umgeben. Ihre Cellen sind gemeiniglich zu beyden Seiten in einer Reihe, und von einander abgesondert; die Celle ihres Vorgesetzten aber unterscheidet sich von den übrigen durch ihre Grösse, und ist auch an einem besondern Orte gebauet.

Ein

Ein jeder Talapone aber muß zwey oder drey eben dieser jungen Mönche erziehen, deren ein Theil ihrer Beschäftigung darinne bestehet, daß sie diejenigen Kräuter ausreissen müssen, welche in der Ringmauer des Klosters wachsen, welches kein alter oder bereits eingekleideter Talapone sich unterstehen darf, ohne sich stark zu versündigen. Ein jedwedes Kloster hat einen hölzernen Thurm, in welchem eine Glocke hängt, auf die man mit einem hölzernen Hammer schlägt.

Vorne in einem solchen Kloster, wohnt der Obere oder Vorgesetzte desselben, welchen sie Tschauvat nennen; und dieser hat nur allein über seine Mönche zu gebieten. Ausser diesen Tschauvats in den Klöstern aber haben sie noch andere Obere, welche sie Sancrats nennen; denen unsre Mißionarien ohngefehr die Gewalt der Bischöffe beylegen, die allein berechtiget sind, Talaponen auf und anzunehmen; doch ohne einige Gewalt über andere Mönche zu haben, welche nicht aus ihrem Kloster sind. Der Sancrat des Königlichen Schlosses ist der vornehmste unter allen, und diesem erweiset man auch die mehreste Ehrfurcht. Ein doppelter Stein, welcher neben dem Tempel stehet, ist das Zeichen, ob das Kloster unter einem Sancrat, oder nur unter einen Tschauvat steht.

Der König gestattet den vornehmsten Sancrats einen gewissen Ehrennamen, wie auch das Recht einen Sonnenschirm zu führen: welcher aber nur eine Einfassung hat: denn diejenigen, welche drey deren haben, sind das Unterscheidungsmerkmal des Königes. Ferner erlaubt er ihnen auch, eine Sänfte und Leute zu halten, von welchen sie sich tragen lassen.

Die Talaponen können übrigens auch wieder aus ihrem Kloster heraus gehen, und in den weltlichen Stand zurück treten, wenn es ihnen gefällt. Die Hauptabsicht ihrer Einrichtung aber ist diese, daß sie sich von den Sünden des Volks nähren, ein büssendes Leben führen, für die Sünden anderer Leute durch ihr Gebet und gute Werke, Vergebung zu erlangen suchen; und sich überhaupt der Schwachheiten anderer so zu bedienen, daß sie ihnen reichlich Allmosen geben. Uebrigens ist ihnen die Gastfreundschaft empfohlen, ohne daß sie auf die Verschiedenheit des Glaubens sehen dürfen: zu dem Ende haben sie auch zwey Zimmer an der Seite ihrer Celle, in welche sie die Reisenden auf und annehmen.

Wenn ein Talapone des Lasters der Unkeuschheit überwiesen wird, so verdammt ihn der König ohne Gnade und Barmherzigkeit zum Feuer; welcher sich das Recht allein vorbehalten hat, in diesen Fällen zu sprechen. Wenn diejenigen Bedienten, welche der König ernennet hat, eine Untersuchung in den Klöstern anzustellen, solche Mönche darinnen finden, welche zu nichts taugen; so werden sie sogleich wieder heraus, und zu dem weltlichen Stande gewiesen.

Ferner sind die Talaponen gehalten, den zweyten Tag des neuen und vollen Mondes zu predigen. So bald man übrigens bemerkt, daß das Wasser hoch steigt; so predigen sie täglich zweymal, und dieses so lange, bis es gänzlich wieder gefallen ist. Der Prediger sitzt mit Creuzweise über einander geschlagenen Beinen in einer Art von erhabenen Lehnstuhle; seine Predigt aber betrift hauptsächlich die Allmosen, und diese sind auch schon so ziemlich beträchtlich,

trächtlich, nach Verhältniß derjenigen Furcht nemlich, welche sie ihren Zuhörern, sonderlich zu denen Zeiten einzujagen wissen, wenn das Land von allgemeinen Plagen gedrückt wird. Zuerst ließt der Prediger eine Stelle aus den Büchern des Sommona-Kodon für, die er mit einer besondern Ernsthaftigkeit und bescheidenen Miene, mit niedergeschlagenen Augen, und ohne einige Leibesbewegung zu machen, erkläret; alsdenn erläutert er eine gewisse geheimnißvolle Lehre der Religion, woraus er denn endlich einige Lehren ziehet, welche sich als ein Unterricht für seine Gemeine vornemlich schicken. Das gemeine Volk aber sitzt in grosser Demuth vor ihn mit gefaltenen Händen, die Männer an der einen, die Weiber aber an der andern Seite. Nachdem er den Text vorgelesen hat, so fängt die ganze Gemeine mit niedergeschlagenen Kopfe, und gen Himmel gerichteten Händen an zu schreien: das ist Gottes Wort, und die reine Wahrheit.

So lange nun die allgemeinen Landplagen anhalten, müssen die Talaponen fasten; welches aber so zu verstehen ist, daß sie von der Zeit an, da sie des Mittags gespeiset haben, an eben dem Tage nicht wieder essen dürfen. Wenn die Reiserndte vollendet ist, so gehen sie drey Wochen nach einander des Abends auf das Feld, bleiben daselbst die Nacht hindurch, und bewachen es in kleinen Hütten, welche mit einander die Gestalt eines genauen Quadrats machen. Am Tage kommen sie wieder zurück, den Tempel zu besuchen, und schlafen in ihren Cellen. Man erkläret uns aber nicht, was dieser Gebrauch zu bedeuten habe, ferner, was ihre Rosenkränze

von hundert und acht Kügelgen, nach welchen sie, während ihrem Wachen, mitten auf dem Felde, gewisse Gebeter herbeten, vorstellen sollen. Der Talapone macht übrigens niemals Feuer an, ob gleich die Siamer auf ihren Reisen sich dieses Mittels bedienen, die wilden Thiere zu verjagen. Durch welchen Umstand denn der Credit eines Talaponen bey seinem Volke gewiß nicht wenig vermehret wird, weil ihn dasselbige für eine heilige Person ansiehet, gegen welche so wohl die Tiegerthiere, als Nashörner Ehrfurcht zu haben scheinen. Wenn nun gleich zu weilen einer oder der andere zufälliger Weise von diesen Thieren gefressen wird, so ändert man seine Meynung deswegen nicht, sondern glaubt nur, daß dieser Talapone just ein Taugenicht gewesen sey.

Die Talaponen gehen übrigens jederzeit mit blossen Köpfen und Füssen, wie die übrigen Siamer. „Ihre Kleidung bestehet in einem Schurze, welchen „sie, wie andere weltliche, mitten um dem Leibe und „lenden tragen; nur ist derselbe von gelben Tuche, „nebst vier andern Kleidungsstücken, welche eben so „wohl ihren verschiedenen Stand zu erkennen geben. „Das erste, welches Angsa genennet wird, ist ein fünf „bis sechs Zolle breiter Riemen oder Bande, welche ihnen „von der linken Schulter bis auf die rechte Hüfte herun„ter hänget, wo derselbe mit einem Knopfe befestiget ist. „Hierüber tragen sie einen grossen langen gelben Rock, „dem sie Paschivon nennen, das ist, ein Tuch aus „verschiedenen Stücken, weil er aus vielen derselben „an manchen Orten zusammen geflickt seyn muß. „Dieser ist eine Art von Meßgewande, und gehet ihnen „vorne und hinten bis auf die Füsse herunter; aber

„nur

„nur die linke Schulter bedecket, wieder bis nach der „rechten Hüfte hinaufgeht, so, daß beyde Arme „unbedeckt sind. Ueber diesem Kleidungsstücke ziehen „sie den Papat, ein anders langes Stück Tuch, vier „bis fünf Zolle breit, welches sie ebenfalls auf der „linken Schulter wie eine Kappe tragen. Vorne geht „er bis mitten auf den Bauch herunter, und hinten „beynahe eben so weit. Seine Farbe ist zu weilen „roth; der Angsa aber und der Paschivon müssen „jederzeit gelb seyn. Endlich aber und damit sowohl „der Papat als Paschivon fest sitzen, so gürten sie sich „mitten um den Leibe mit einer Binde von gelben „Tuche, die sie Kappacod nennen, welches das vierte „Stück von ihren Anzuge ist. Hemden von Nesseltuche „aber und Unterkleider sind ihnen zu tragen durchaus „untersagt.„

„Wenn sie umher gehen und Allmosen einsam„meln, so haben sie ein eisernes Becken, in welches sie „dasjenige thun, was man ihnen giebt; sie müssen „es aber in einem leinenen Sacke tragen, welchen „sie auf der linken Schulter haben, und an zweyen „Schnüren fassen und als einen Riemen über die rechte „Schulter ziehen.„

Ein Talapone muß sich übrigens den Kopf, Bart und so gar die Augenlieder bescheeren lassen, der Sancrat oder Tschauvat aber muß sich selbst barbiren, weil es zu wenig Achtung für ihn wäre, wenn ein anderer ihm den Kopf berührte. Auch können die alten Talaponen die jungen barbiren; nur dürfen diese jenen nicht umgekehrt eben den Dienst erweisen. Es geschiehet aber gemeiniglich entweder im neuen oder vollen Monde, wenn sich die Siamschen Mönche bescheeren;

alsdenn bringt auch das Volk seine Allmosen in die Tempel, damit die Mönche fasten, und nicht mehr hingehen und fischen mögen. Während diesen Tagen aber, welche zum Gebete bestimmet sind, bestehet die vornehmste Frömmigkeit darinne, daß man alle eingesperrete Thiere wieder frey läßt. Wenn nun diejenigen, die man in die Tempel bringet, gestorben sind, so essen sie die Talaponen; leben sie aber noch, so müssen sie sie leben, und sie erst neben dem Tempel sterben lassen, und dürfen sie durchaus nicht eher geniessen, bis sie von selbsten natürlicher Weise sterben. Auch bemerkt man bey diesem Gebäude einen Wasserhälter mit lebendigen Fischen, welche dem Götzen als ein Speiseopfer gebracht werden, vor welchen man auch Wachslichter anzündet. Ein jedwedes Blutopfer aber ist in eben dem Gesetze verboten, in welchem es verboten wird, irgend ein lebendiges Thier zu tödten.

Einer von den vornehmsten götzendienstlichen Gebräuchen der Talaponen ist der, daß sie ihr Götzenbild allemal den fünften Monat, im vollen Monde waschen; wobey sie sich aber mit aller Sorgfalt und aus Hochachtung gegen dasselbe, hüten, daß sie ihm ja den Kopf nicht naß machen. Nachdem dieses geschehen ist, so waschen sie auch ihren Sancrat; das Volk aber kommt auch herbey, und wäscht wieder seine Talaponen; in den Familien aber die Kinder ihre Eltern, ohne Unterschied des Geschlechts.

Der Lebenslauf eines Talaponen aber ist dieser: er stehet niemals vor Tage auf, in der Besorgniß, er möchte etwan in der Finsterniß ein kleines Thiergen unversehens ums Leben bringen. Alsdenn gehet er in

seinen

seinen Tempel, um daselbst ein paar Stunden zu beten, in welchen er denn so wohl singet, als auch einige Lobgether betet, und sein Talapat auf eben die Weise schwinget, als ob er sich abkühlen wollte. Wenn er hineinkömmt, so wirft er sich dreymal vor der Bildsäule nieder, und jedwede Sylbe, die er ausspricht, ist in eben dem Tone, und in eben der Zeit abgebrochen. Nach dieser götzendienstlichen Uebung läuft er eine Stunde in der Stadt umher, Allmosen zu sammeln: das Mitleiden der gutherzigen Leute aber flehet er jederzeit auf eine bescheidene Art an; man mag ihm nun etwas geben oder nicht, so geht er jederzeit mit eben der äusserlich zufriedenen Miene wieder fort. Wenn er nun von seiner Allmosensammlung wieder zurück kommt, so wirft er sich vor seine Tschauvat nieder; und so wie derselbe mit über einander geschlagenen Beinen sitzt, so faßt er dessen Fuß und hebt ihn mit einer Ehrfurchtsvollen Miene auf seinen Kopf, alsdenn aber gehet er hin und geniesset sein Frühstück. Kommt nun die Stunde, da er entweder studieren oder arbeiten muß, so verrichtet er dieses sein Geschäfte; alsdenn essen sie, schlafen, und unterrichten die ihnen untergebenen jungen Talaponen; kommen alsdenn in den Tempel wieder zurück, und singen in demselben zwo Stunden. Wenn sie aber des Abends ja was essen, so darf es nichts anders seyn, als einige Früchte.

Uebrigens haben sie bey jedweden Kloster auch noch einige weltliche Bediente, welche das Land, die Gärten bauen, und auch diejenigen Allmosen einnehmen müssen, welche die Talaponen am Gelde bekommen, weil sie dieses nicht anrühren dürfen. Sie

tragen

tragen eben solche Kleidung, wie ihre Herren, nur von weisser Farbe.

Wenn ein Siamer ein Talapone werden will, so geht er zu dem Tschauvat oder Superior des Klosters, welcher, wenn er ein Sancrat oder Bischof ist, den Tag zu der Einkleidung bestimmet. Alle Angehörigen und Freunde begleiten alsdenn den Candidaten mit Tänzern und Musicanten. Hierauf wird ihm der Kopf, der Bart, die Augenlieder beschoren; der Sancrat giebt ihm alsdenn das Ordenskleid, welches er selbst anziehen muß. Diese Feyerlichkeit wird nachher vor dem Tempel mit einem Tanze beschlossen, welchen aber die Talaponen nicht mit beywohnen, oder ihn einmal ansehen dürfen. Die Siamer haben auch Weibsbilder, welche sich zu dem geistlichen Stande begeben, und nach eben den Regeln leben, wie die Talaponen, und auch mit ihnen in ihren Klöstern. Hieraus aber kan man eben keinen Argwohn schöpfen, weil diejenigen Weibsbilder, welche sich hierzu begeben, schon ziemlich alt sind. Wenn sie aber nichts destoweniger dennoch einiger Unkeuschheit überführt werden, so jagt man sie wieder aus dem Kloster heraus, und übergiebt sie den Ihrigen, um von diesen gestraft zu werden; weil die Mönche oder Nonnen der Siamer niemanden nicht selbst züchtigen oder schlagen dürfen. Wenn eine Talaponin ihr Ordenskleid bekommt, so bestehet dieses nur blos in einem Oberkleide.

Die Wahl eines Superiors aber wird in dem Kloster durch die mehrern Stimmen veranstaltet; da sie denn gemeiniglich den ältesten unter ihnen darzu ernennen. Wenn aber jemand einen Tempel bauen will, so nimmt er gemeiniglich in einem Talaponenkloster denjenigen

nigen Talaponen zum Superior, welchen er darzu haben will.

Die Kleidung sowohl, als das Kloster der Talaponen dürfen von niemanden verletzet werden, und man weiß so gar Fälle, daß sich Könige und Prinzen bey Staatsunruhen, durch diese Kleidung für der Gewalt versichert haben.

Eine von den vornehmsten Regeln der Talaponen ist diese, daß sie niemanden richten dürfen, sondern es ist ihnen ausdrücklich untersagt, jemanden für gut oder böse zu erkennen.

Eilftes Hauptstück.

Von den Wissenschaften und dem Aberglauben der Siamer.

Wenn sich eine Finsterniß ereignet, so bilden sich die Siamer ein, daß ein abscheulicher Drache, sich bestrebte, das verfinsterte Gestirn zu verschlingen. Aus dieser Ursache versammeln sie sich auf den Gassen, öffentlichen Plätzen, Feldern, und glauben, daß sie das Gestirn aus dieser Gefahr, dem Drachen entreissen können, wenn sie mit allerley Arten von Instrumenten einen grossen Lerm und Geräusche machen.

Sie haben auch ihre Sterndeuter oder Wahrsager; und der König erhält selbst in seinem Schlosse dergleichen Leute; welche aber eben nicht in den glückseligsten Umständen sind. Denn wenn ihre Prophezeyungen nicht zutreffen, so werden sie dafür gezüchtiget; nicht sowohl als Betrüger, sondern vielmehr als Nachläßige und Unwissende, die ihr Gewerbe nicht

recht

recht verstehen. Uebrigens unternehmen die Siamer niemals eine Reise oder Sache von Wichtigkeit, ohne, daß zuvor die Wahrsager diejenige Stunde bestimmt hätten, in welcher es mit gutem Glücke geschehen könnte. Der König mag entweder aus seinem Schlosse gehen, oder nach denselben wieder zurückkehren wollen, so thut er keines von beyden, wenn es ihm sein Sterndeuter untersagt. Der Calender der Siamer aber ist ihr vornehmstes Buch: denn nach demselben muß sich die ganze Nation, in allen ihren Betragen, auf das genaueste richten.

Das Geheule der wilden Thiere, das Schreyen der Hirsche und Affen, sind in dem Königreiche Siam sehr böse Zeichen oder Vorbedeutungen: wenn eine Schlange quere über die Heerstrasse läuft, einen etwas von ohngefehr aus den Händen entfällt, oder man ein Gefäß zerbricht; so sind dieses Vorbedeutungen, welche es verhindern, eine Sache von Wichtigkeit zu unternehmen oder zu beschliessen.

Will ein Siamer wovon unterrichtet seyn, woran ihm gelegen ist, so bringt er demjenigen Geiste sein Opfer, welcher seiner Meynung nach, einer Grotte vorstehet: wenn er nun hier sein Gebet verrichtet hat, so gehet er heraus, und die ersten Worte, welche er alsdenn hört, nimmt dieser einfältige Mensch für die Antwort des Götzen an.

„Die Siamer machen auch gewisse Talismanen „und Charactere, durch welche sie, ihrer Meynung „nach, andere tödten, sich fest machen, so, daß sie „nicht verwundet werden können; durch welche sie „Menschen und Vieh in den Stand zu setzen glauben, „daß sie keinen Laut von sich geben, und auch allerley

„böse

„böse Handlungen vorzunehmen im Stande sind, ohne „entdeckt zu werden. Wenn sie eine Arzeney zubereiten, so befestigen sie oben an dem Gefässe desselben „verschiedene Stückgen Papier, worauf sie zu dem „Ende geheimnisvolle Wörter schreiben, um dadurch „zu verhindern, daß diejenigen Geister, welche in der „Luft wohnen sollen, und vermögend sind, allerley „Dinge auszurichten, die der Arzeney nicht die Kräfte „benehmen, oder die sie in die Luft ausdunsten lassen. „Diese Geister halten sie auch für diejenigen, welche „die Erstlinge der jugendlichen Schönen geniessen, „und ihnen diejenige Wunde zufügen, welche jegliche „Monate wieder aufbricht. Wenn sie auf der See „sind, und es entstehet ein Sturm, so binden sie an „alle Taue des Schiffes dergleichen beschriebene Zettel, „weil sie glauben, daß sich der Sturm davon legt.„

Die Siamer haben auch noch eine ganz besondere Gewohnheit, welche so wohl ihren Ursprung aus einer dringenden Nothwendigkeit, als dem Aberglauben herzuführen scheinet. Denn sobald ihre Weiber entbunden sind, so werden sie gereiniget; diese Reinigung aber scheint in der That die einzige in ihrer Art zu seyn. Denn man setzt eine solche Frau dreyßig Tage nacheinander, zu einem grossen Feuer, welches beständig unterhalten wird, und nicht auslöschen darf; in diesem Zustande wird sie zu verschiedenen malen umgewendet, der Rauch aber muß aus einem Loche heraus ziehen, welches man durch das Dach auf dem Hause gemacht hat. Was man durch dieses seltsame Mittel für Gutes zu erhalten sucht, wollen wir eben nicht zu erklären suchen, sondern nur anzeigen, daß es in dem ganzen Königreiche

che Siam durchgehends allgemein ist, und man eben nicht höret, daß es üble Folgen nach sich ziehe. So viel ist übrigens gewiß, daß die Peguaner, als Nachbarn der Siamer, und bey welchen man die Sitten der Siamer zum Theil antrift, gewohnt sind, ihre Weiber, so wie sie entbunden sind, auf einem ziemlich erhabenen Roste von Bambusholze über ein ziemliches Feuer zu setzen; und diese Reinigung während fünf Tagen zu verschiedenen malen vornehmen. Diese Gewohnheiten scheinen nicht nur gefährlich, sondern gar grausam zu seyn; nichts destoweniger aber halten sie das junge Frauenzimmer in Siam und Pegu nicht zurück, daß sie dennoch heyrathen.

Nachdem die Weiber erwähnter massen durch das Feuer gereiniget sind, so geben die Siamischen Ehemänner allen Angehörigen einen stattlichen Schmaus; es wird aber kein Gericht eher auf den Tisch gesetzt, bevor es nicht einige Minuten neben dem Feuer als ein Opfer desjenigen Geistes gestanden hat, welcher diesem Elemente vorstehet. Uebrigens dürfen die Weiber, während der Zeit, da sie Wochen halten, nichts genieſſen, was nicht vorher warm gemacht ist.

Man giebt auch vor, daß die Siamischen Weiber die Kunst verstünden, gar gefährliche Liebestränke zuzubereiten; unter welchen einer die Einbildungskraft dergestalt schwächen soll, daß derjenige, welchem einer beygebracht worden sey, vollkommen kindisch würde. Dieser wird aus einem Kraute zubereitet, welches sie Dutroa nennen, dessen Kraft, wenn wenigstens die gehörige Dosis davon eingenommen wird, eine Mannsperson in einen Schlaf versetzet, daß er wenigstens in vier und zwanzig Stunden nicht wieder aufwacht.

Die

Die Entfernung des Aberglaubens aber von der Unwissenheit ist nicht sonderlich groß; und von dem Aberglauben zu der Betrügerey nur ein einziger Schritt. Es ist aber gewiß, daß alle Aerzte der Siamer unwissende Leute sind, welche, weil sie niemals eine Krankheit heilen können, sich damit entschuldigen, daß sie die Ursache davon entweder einem höhern Geiste, oder der Kraft der Zauberey zuschreiben: alsdenn bemühen sie sich ihr Ansehen durch einen Betrug zu erhalten, welcher seinen Grund in dem Aberglauben dieses unverständigen und leichtgläubigen Volks hat.

Wenn ein Siamer gestorben ist, ohngeachtet der Arzt allen möglichen Fleiß angewendet hat, ihn zu erhalten; so legt man die Leiche auf einen Scheiterhaufen, und nimmt sie daselbst wieder zurück, wenn die Hand verbrannt ist. Alsdenn schneidet ihm der Arzt den Magen auf, und stellet sich, als ob er in demselben, bald ein Stückgen frisches Schweinfleisch, oder auch von einem andern Thiere, gefunden; wovon er alsdenn vorgiebt, daß es dem Verstorbenen in den Magen gehexet worden, und er davon gestorben sey.

So bald jemand unter den Siamern krank wird, so macht man damit den Anfang, daß man ihn, wie sie sich ausdrucken, zu erweichen sucht; welches denn auf die Art geschiehet, daß jemand dem Kranken auf dem Leibe herumtreten muß, welcher diese Kunst recht verstehet. Man sagt so gar, daß sich die schwangern Weiber zu dem Ende von einem Kinde auf dem Leibe herumtreten liessen, um sich dadurch die künftigen Geburtsschmerzen zu erleichtern. Die ausnehmende Diät aber, welche die Siamer während ihren Krankheiten beobachten, ist ohnstreitig das sicherste Mittel,

wodurch sie von den meisten derselben wieder genesen. Es ist ihnen auch das Aderlassen bekannt, und sie brauchen dieses Mittel, wenn sie einen Europäischen Wundarzt haben; in Ermangelung desselben aber lassen sie sich schröpfen, oder Blutygel setzen. Sie haben auch einige abführende Arzeneyen; und der Nutzen der schweistreibenden ist ihnen eben so wohl bekannt, und sie gebrauchen sie vielfältig. Bey allen Krankheiten aber badet man sie, vornemlich aber bey dem Fieber.

Uebrigens ist ganz Siam voller Chymicker, welche an dem Steine der Weisen arbeiten, das ist, es giebt eine Menge von Betrügern unter ihnen, die sich bemühen, noch immer mehrere Thoren zu machen; ja auch noch andere solche Beutelschneider, und ausschweifende Leute, welche ein allgemeines Mittel ausfündig machen wollen, wodurch man so gar für dem Tode gesichert sey. Zu allen diesen abergläubigen Meynungen kan man noch diejenige rechnen, welche die Siamer von den Elephanten, sonderlich aber von dem Weissen haben. Denn eben dieser ist, nach ihrer Meynung, dasjenige Thier, in dessen Leibe der Sommona-Kodon seine letzte Verwandelung gehalten hat, weswegen es denn am meisten verdient, hochgeschätzt zu werden. Man misset ihm daher einen Verstand bey, welcher dem menschlichen sehr nahe kommen soll; und es fehlet nicht viel, daß man ihm göttliche Ehre erweiset, man kan es sich gar nicht vorstellen, daß ein so edles, starkes und gelehriges Thier nicht einstmals von einer berühmten und vornehmen Seele sollte belebt gewesen seyn, welche ehemals in dem Körper eines grossen Mannes oder Prinzen seine Wohnung gehabt habe: was aber den weissen Elephanten anbetrift, oder

richtiger

richtiger zu reden, den fleischfarbenen, so darf in dessen Leib gar nicht einmal eine andere Seele hineinkommen, als die Seele eines Königes. Aus dieser seltsamen Vorstellung sind zwischen den Königen in Siam und Pegu, über den Besitz des weissen Elephanten, sehr blutige Kriege entstanden: und als man in dem letztvergangenen Jahrhunderte drey Elephanten zu Schiffe brachte, welche der König in Siam den jungen Prinzen in Frankreich zu einem Geschenke schickte, so näherten sich die Siamer denenselben mit vieler Ehrfurcht, redeten ihnen ins Ohr, wünschten ihnen eine glückliche Reise, und ermahnten sie, daß sie sich ja auf ihrer Reise nicht betrüben, sondern vielmehr vergnügt seyn solten, weil sie in die Dienste grosser Prinzen aufgenommen würden.

Zwölftes Hauptstück.

Von den Hochzeiten der Siamer.

In Siam ist es nicht gewöhnlich, daß das junge Frauenzimmer die Erlaubniß hat, mit den jungen Mannspersonen umzugehen; sondern die Mütter wenden alle mögliche Mittel an, sie davon zurück zu halten, und züchtigen diejenigen gar hart, welche sich vergehen. Die Natur aber, welche gemeiniglich mehr vermag, als alles Verbot und Strafe, reitzet sie nichts destoweniger, daß sie strafbar werden, und gemeiniglich finden sie gegen Abend Gelegenheit, zu entwischen. In diesen Gegenden sind die Frauenzimmer schon im zwölften Jahre mannbar, und zu weilen noch eher. Uebrigens aber ist der verliebte Umgang eben keine

Schande, sondern man betrachtet denselben, als eine Art des Ehestandes, die Veränderung aber in demselben als eine Ehescheidung.

In Siam läßt man sich vornemlich angelegen seyn, die jungen Leute beyderley Geschlechts bald zu verheyrathen; und wenn sich ja zu weilen ein junges Frauenzimmer findet, welche nicht heyrathet; so kommt ihr die Lust nicht eher an, etwa eine Talaponin zu werden, als bis sie schon ziemlich abgelebt ist.

Wenn zwey Personen einander heyrathen sollen, so begeben sich die Eltern des jungen Menschen durch viele Feyerlichkeit zu den beyderseitigen Eltern des jungen Frauenzimmers, und halten um diese an; die Sache wird aber vorher erst gemeiniglich durch alte Weiber behandelt, die aber in einem guten Rufe stehen. Sind nun die beyderseitigen Eltern mit einander einig, so erkundiget man sich nach dem Geschmacke des jungen Frauenzimmers; alsdenn läßt man einen Wahrsager kommen, um zu wissen, ob die Ehe auch glücklich ausfallen, die jungen Eheleute mit einander ruhig leben, oder ob vielleicht das junge Paar sich wieder scheiden werde. Der Wahrsager erkundiget sich alsdenn nach dem Tage, an welchem beyde gebohren sind; und zieht darauf einige Linien, und nachdem man entweder in ihn dringet, oder er hoffen kan, seinen Betrug belohnt zu bekommen, so prophezeyt er entweder Glück oder Unglück. Seine Meynung aber ist vollkommen entscheidend. Ist nun die Heyrath einmal beschlossen, so muß der junge Mensch, der Person, welche er verlangt, dreymal den Besuch abstatten, ihr Betel und andere Früchte bringen, aber nichts kostbarers. Bey dem dritten Besuche, sind die beyderseitigen Eltern zugleich

mit

mit einander gegenwärtig, nächst diesen auch die Angehörigen. Man zählt den Brautschatz auf, und überliefert dem künftigen Ehemanne über diesen noch eben so viel darzu; alles dieses aber geschiehet ohne die geringsten fernern Umstände, und ohne daß es nöthig ist, wegen des vorgenommenen einen schriftlichen Contract aufzusetzen. Nachdem die Eheverbindung geschehen ist, so wird getanzt und allerley Lustbarkeiten vorgenommen; Braut und Bräutigam aber dürfen nicht tanzen. Diese bürgerliche Gewohnheit ist mit keinen götzendienstlichen Feyerlichkeiten verbunden; sondern vielmehr den Talaponen ausdrücklich untersagt, sich bey irgend einer Hochzeit einzufinden; nachdem dieselbe aber vollzogen ist, so gehen sie hin, beten einige Gebeter, und besprengen die jungen Eheleute mit dem Weyhwasser.

Nach der Hochzeit bleiben die jungen Eheleute noch einige Monate bey den Eltern der jungen Frau, ehe sie in ihre eigene Wohnung ziehen. Alle Hochzeiten aber werden bey dem ganzen Volke auf einerley Art gefeyert; nur mit dem einzigen Unterscheide, daß man den Töchtern vornehmer Staatsbedienten, einen güldenen Cirkel auf den Kopf setzet, welcher dasjenige Ehrenzeichen ist, welches Leute von vornehmer Würde auf ihren Mützen oder Hüthen tragen, die sie bey sonderbaren Feyerlichkeiten aufzusetzen pflegen.

Die Vielweiberey ist in dem Königreiche Siam erlaubt, nicht aber so wohl Mißbrauchsweise, sondern vielmehr, weil man dadurch eine gewisse Pracht und Stolz zu äussern sucht. Unter den Weibern aber ist nur eine die rechtmäßige; die andern aber sind gemeiniglich nur erkauft, mithin Sclavinnen, sie werden daher die kleinen Weiber genennet, und müssen der-

rechtmäßigen gehorchen. Die Kinder der vornehmsten Frau nennen ihren Vater Po, welches so viel als Vater bedeutet, die von den kleinen Weibern aber Potschau, welches so viel heist, als Herr Vater.

Die Ehen sind in dem ersten Grade gerader Linie verbothen; dennoch aber heyrathen die Siamer ihres Bruders oder Schwester Tochter: auch kan man nach einander zwo Schwestern heyrathen. Die Könige sind von diesem allgemeinen Gesetze unter dem Vorwande ausgenommen, weil kein Frauenzimmer von ihren Unterthanen ihrer würdig sey, weswegen sie denn ihre Gemahlinnen aus den nächsten Anverwandten wählen müssen, ohne einmal ihre Schwestern auszunehmen.

Wenn ein Ehemann stirbt, so erbt seine rechtmäßige hinterlassene Frau die ganze Verlassenschaft, und theilt sie unter die Kinder gleich aus. Die kleinen Weiber, und ihre Kinder werden zum besten des rechtmäßigen Erben verkauft, und bekommen vom Hause weiter nichts, als was ihnen ihr Vater vor seinem Tode geschenkt hat, oder ihnen der rechtmäßige Erbe oder Erbin, aus guten Willen geben will. Von Testamenten wissen die Siamer nichts, und die Töchter der kleinen Weiber werden verkauft, um, auf eben die Weise, kleine Weiber zu werden, als ihre Mutter war.

Weil der König in Siam völlig unumschränkt ist, so erstreckt er auch sein Eigenthum über alle Güter seiner Unterthanen, welchen er nach seinem Belieben diejenigen Ländereyen wieder entziehen kan, die er ihnen verkauft hat. Wegen dieses sehr strengen Rechts denken die Siamer gar nicht drauf, etwas als ein Eigenthum zu erwerben; sondern ihre sämmtlichen

Reich-

Reichthümer bestehen in einigen Geräthen und Diamanten, welche letztere sie mit aller Sorgfalt verbergen, daß es ihr geitziges Oberhaupt nicht erfährt. Die zärtlichsten Väter aber überliefern dem Könige, wenn sie sterben wollen, schon zu weilen einen Theil ihres Vermögens in der Absicht, daß er ihren Kindern das übrige lassen möge.

Ein Mann herrscht über seine Familie ebenfalls unumschränkt, und hat das Recht seine Weiber und Kinder zu verkaufen; nur mit dem Unterscheide, daß er die einzige rechtmäßige nicht verkaufen, sondern sich nur von ihr scheiden kan. Ist nun eine solche Ehescheidung beschlossen, so giebt der Ehemann denjenigen Brautschatz, welchen er empfangen hat, wieder zurück, die Kinder aber werden auf die Art getheilet, daß die Frau das erste, dritte, fünfte, und so fort nach allen ungeraden Zahlen, der Mann das zweyte, vierte, sechste, und so fort nach den geraden Zahlen, bekömmt; ist aber die ganze Anzahl der Kinder ungleich, so erhält die Frau eins mehr. Eine Wittwe aber erbt die Gewalt oder das Recht eines Mannes, nur mit der Ausnahme, daß sie ohne Einwilligung der Angehörigen, die Kinder, welche in geraden Zahlen auf einander folgen, nicht verkaufen kan. Nachdem aber beyde gewesene Eheleute sich von einander geschieden haben, so sind sie berechtiget, diejenigen Kinder zu verkaufen, die ihnen durch die Theilung zugefallen sind.

Der Ehebruch ist unter den Siamern ein beynahe ganz unerhörtes Laster, und obgleich alle Frauenzimmer nicht ganz vollkommen keusch leben, wenn sie verheyrathet sind, so haben sie doch so wenige Gelegenheit zu Ausschweifungen, daß ihnen dieser Mangel der Gele-

genheit zuletzt in eine würkliche tugendhafte Gewohnheit ausartet. Wenn aber ein Ehemann auf diese Art sich von seiner Frau würklich beleidiget findet, so hat er das Recht, sie entweder umzubringen, oder zu verkaufen. Der Herr La Loubere erzählt in seiner Reisebeschreibung folgendermassen: „daß die Weiber des „Königes zu weilen Mittel finden, Liebhaber zu sich „zu lassen; und die gewöhnliche Art, wie der König „dieses Vergehen bestrafe, darinnen bestehe, daß er „einen Hengst über sie lasse, welcher zu dem Umgange „mit Weibern gewöhnt sey, sie aber nachher zum Tode „verdamme. Erst vor einigen Jahren, „fügt er hinzu, „„hat man eine den Tygern überlassen. Nachdem diese „Thiere aber ihrer geschonet, so hat ihr der König „wollen Gnade angedeyhen lassen; hierüber aber ist sie „dergestalt unwillig geworden, daß sie durchaus ein „so schimpfliches Leben nicht hat führen wollen. Mithin „hat man geglaubet, sie sey unsinnig, und hat daher auf „königlichen Befehl, die Tyger so lange wütend gemacht, „bis sie sie in des Königs Gegenwart zerrissen haben. „Vollkommen gewiß weis man es nicht, ob auch die „Liebhaber einer solchen Person ebenfalls sterben müssen; „so viel aber ist gewiß, daß sie wenigstens sehr hart „gestrafet werden. Die gemeine Meynung ist, daß es „ein Vergehen von dieser Art gewesen sey, welche dem „leztverstorbenen Premierminister Barcalon, dem ältern „Bruder des vornehmsten Abgesandten in Siam, „welcher auch einsmals in Frankreich gewesen ist, die „Ungnade des Königs zugezogen habe. Der König, „sein Herr, hat ihn sehr hart abprügeln, und niemals „wieder vor sich kommen lassen; seine Ehrenstellen aber „hat er ihm nicht abgenommen, vielmehr hat er

„beständig

„beſtändig fortgefahren, ſich ſeiner Dienſte, während „denen ſechs Monaten, zu Nutze zu machen, ſeit wel„chen er noch gelebet, nach dem er die Schläge be„kommen hat. Ja er bereitete ſelbſt mit eigner Hand „diejenigen Arzeneyen zu, welche Barcalon in ſeiner „letzten Krankheit eingenommen hat; weil ſich niemand „unterſtund, ihm dergleichen zu geben, aus Beſorg„niß, man möchte ihm alsdenn die Schuld geben, „wenn dieſer ſeinem Herrn ſo hochgeſchätzter Bediente „geſtorben wäre.„ Eben dieſer Schriftſteller fügt auch hinzu, daß die vornehmen Herren unter den Siamern auf ihre Töchter nicht weniger eyferſüchtig wären, als auf ihre Weiber: „ſie verkaufen diejenigen, „ſagt er,„ welche leichtfertig werden, einem Manne, „welcher, für eine gewiſſe Zahlung, die er dem König „erlegt, das Recht hat, ſie als Huren brauchen zu „laſſen. Man erzählt auch, daß dieſer Mann auf „ſechshundert dergleichen Weibsbilder gehabt habe, „die alle Töchter vornehmer Staatsbedienten geweſen „wären. Auch kauft er Eheweiber, wenn ſie ihre „Männer, überwieſenen Ehebruchs wegen, verkaufen.

Dreyzehntes Hauptſtück.

Von den Begräbniſſen der Siamer.

So bald ein Siamer geſtorben iſt, ſo legt man ſeine Leiche in einen hölzernen Sarg, welcher mit Firniß überzogen, auch zu weilen wohl gar vergoldet iſt. Weil aber derſelbe nicht leicht ſo wohl verwahret werden kan, daß nicht ein häßlicher Geruch durchdringen ſollte, ſo gießt man den Verſtorbenen in der

Absicht Queckſilber in den Mund, damit ſeine Eingeweide dadurch verzehret werden. Die Reichen Siamer aber bekommen Särge von Bley, die auch vergoldet werden. Aus Hochachtung ſtellet man dieſen Sarg in dem vornehmſten Saal auf einen etwas erhöhten Ort, gemeiniglich auf ein hölzernes Gerüſt von vier Fuß hoch. Die Leiche wird in dem Hauſe einige Tage bewachet, entweder den Hausherrn oder das Haupt der Familie zu erwarten, wenn derſelbe abweſend iſt, oder auch die nöthigen Vorkehrungen zu machen. Während dieſer Zeit aber werden bey dem Sarge Wachslichter angezündet, und allerley Räucherwerk verbrannt. Zu welchen Ceremonien denn die Talaponen herbey gehohlet werden, und zwar nicht ſo wohl aus Religionsurſachen, ſondern vielmehr, damit die Leichenveranſtaltungen deſto anſehnlicher werden. Dieſe Pfaffen gehen alsdenn zu der Leiche in das Zimmer, ſtellen ſich zu beyden Seiten derſelben an die Wand; und ſingen daſelbſt in der Balienſprache, welche die gelehrte Sprache der Siamer iſt, einige Geſänge. Dieſe Geſänge aber ſind gemeiniglich etwan von einem moraliſchen Innhalte, handeln vom Tode, und durch welchen Weg der Verſtorbene nach dem Himmel wandern muß.

Während dem nun, da dieſes vorgehet, ſo haben die Angehörigen auf dem Felde einen Ort erwählt, wo die Leiche hingetragen und verbrannt wird. Die Wahl aber fällt gemeiniglich auf einen ſolchen Ort, welcher nicht weit von dem Tempel iſt, den entweder der Verſtorbene hat bauen laſſen, oder wo er vornemlich ſeine Andacht zu den Göttern verrichtet hat. Dieſer wird mit einem Verſchlage von Bambusholze umgeben,

welches

welches mit gemalten und vergoldeten Papier gezieret ist, worauf allerley Geräthe, Thiere, Häuser, und überhaupt lauter solche Sachen abgebildet sind, die der Verstorbene in der andern Welt nöthig haben soll. Mitten in diesem Verschlage ist auf einem erhabnen Gerüste ein Scheiterhaufen von wohlriechenden Holze errichtet, nach dem es nemlich das Vermögen des Verstorbenen vermag.

Die Leichenbegleiter aber gehen in aller Frühe aus dem Hause, und der ganze Zug geschiehet unter dem Schalle der musicalischen Instrumente. Die Angehörigen folgen in einer weissen Kleidung eingehüllet, nach diesen aber die Freunde des Verstorbenen. Dieser Weg aber, geschiehet jederzeit zu Wasser, wenn es anders möglich ist, den Weg zu Lande zu vermeiden. Gegen den Mittag aber zündet man gemeiniglich den Scheiterhaufen an, welcher denn ohngefehr zwey Stunden brennet. „Wenn nun der „Verstorbene entweder ein Prinz von Geblüte oder „anderer vornehmer Herr gewesen ist, welchen der „König selbst ernannt hat, so zündet dieser selbst den „Scheiterhaufen an; doch ohne, daß er sich dieserwegen „aus seinem Schlosse begeben darf, sondern man „hat an eine brennende Fackel, welche neben dem „Scheiterhaufen ist, eine Schnur gebunden, welche „bis zu den Fenster des Königlichen Schlosses reicht; „wenn nun der König an derselben ziehet, so bewegt „er zu gleich die Fackel gegen denselben und zündet „ihn an.„

Der Rest der Leiche, welcher nicht verbrannt ist, wird von den Angehörigen des Verstorbenen gesammlet, welche ihn bey sich bewahren: ehedem aber

legte

legte man ihn in den Sarg, welchen man nicht verbrannt hatte, und stellete diesen unter eine Pyramide neben einem Tempel. Sind aber die Angehörigen sehr arm, daß sie dergleichen Kosten nicht anwenden können, so begraben sie die Leiche mit Hülfe der Talaponen, die sie dafür bezahlen. Diejenigen aber, welche an kein Begräbniß oder Verbrennung des Todten das geringste wenden können, tragen ihn auf einen hohen Berg, wo er von den Raubthieren verzehret wird.

Zu weilen geschiehet es auch, daß ein armer Siamer, welcher etwan seinen Vater auf das allermittelmäßigste hat begraben lassen, ihn alsdenn wieder aufgraben lässet, wenn er zu einigen Ehrenstellen und Vermögen gelanget ist, da er ihn alsdenn zum zweytenmale so feyerlich begraben lässet, als es seine neue Würde erfordert.

Ein gewisser Mißionarius hat uns von den Leichenbegängnissen der Talaponen folgende Nachricht hinterlassen. „Der Sarg, „sagt er,„ in welchem der „Todte liegt, wurde auf einen Scheiterhaufen gesetzt, „um welchen vier hölzerne vergoldete Säulen stunden, „und auf diesen eine hohe Pyramide von verschiedenen „Stockwerken. Diese Art einer brennenden Capelle, „war mit verschiedenen kleinen ziemlich hohen und „viereckigten Thürmen von Holze umgeben, die mit „auf eine ziemlich grobe Art bemalten Papendeckel „und mit Figuren von Papier bedeckt waren. „Alles dieses war in einem viereckigten Verschlage „eingeschlossen, auf welchem mehrere andere Thürme „an verschiedenen Orten stunden. ⁎ ⁎ ⁎ ⁎ Vier von „diesen Thürmen aber, welche sich über den vier „Ecken

„Ecken befanden, waren eben so hoch, wie die Pyra„mide. ⁘ ⁘ ⁘ In allen diesen Thürmen aber er„blickte man Kunstfeuer. ⁘ ⁘ ⁘ Neben den vier „Thürmen auf den vier Ecken, stunden kleine hölzerne „Häuser, auf welchen allerley Figuren, wie z. E. Dra„chen, Affen, Halbgötter, und dergleichen, auf eine „solche Art gemalet stunden, als sie die seltsame Ein„bildungskraft hat hervorbringen können. Zwischen „diesen Hütten waren verschiedene Oefnungen ⁘ ⁘ ⁘ „in Gestalt einer Einfahrt, wo die Fahrzeuge oder „Ballonen ein- und wieder auslaufen konnten. Die „Talaponen aber nahmen in ihren Fahrzeugen denjeni„gen sämmtlichen Raum ein, welcher zwischen den „Scheiterhaufen und dem grossen viereckigten Platze „war. Sie beflissen sich allerseits einer sehr ernsthaften „und bescheidenen Miene, sungen zu verschiedenen mah„len gewisse Lieder, und beobachteten zu einer andern Zeit „ein tiefes Stillschweigen. Eine ungemeine Menge des „Volks, ⁘ ⁘ ⁘ stund hinter dieser Leichenpracht ⁘ ⁘ ⁘ „welche ausser diesem noch mit allerley poßirlichen „Tänzen und kurzweiligen Possen und kleiner kurzwei„ligen Stückgen begleitet wurde. ⁘ ⁘ ⁘ ⁘ Die Tala„ponen lehren auch, daß, je mehr man Kosten auf „das Leichenbegängniß eines Verstorbenen wendete, „desto vortheilhafter wäre es diesem, weil alsdenn seine „Seele entweder in den Leib eines Prinzen oder doch „wenigstens in ein gar ansehnliches Thier führe. Aus „dieser Ursache richten sich die Siamer öfters zu „Grunde, wenn sie nur ein prächtiges Leichenbegängniß „ausrichten können.„

Uebrigens sind sie zu keiner Trauer verbunden, sondern man beurtheilet die verschiedenen Grade der

Trauer

Trauer aus der Betrübniß die sie äussern; auch ist es in Siam etwas sehr gewöhnliches, daß man die Väter und Mütter über ihre Kinder trauren siehet, aber nicht umgekehrt, daß die Kinder ihre Eltern betrauern. Hieraus könnte man die Folge ziehn, daß die Achtung, welche die Kinder in Siam gegen ihre Eltern hätten, sich nur auf eben eine solche Furcht und Strenge der Gesetze gründete, dergleichen ein Dienstbote gegen seinen Herrn haben muß. Man siehet auch zu weilen in Siam, daß Väter und Mütter in den Mönchs- und Nonnenorden der Talaponen treten, nachdem alle ihre Kinder gestorben sind; dahingegen gehen die Kinder niemals in ein Kloster, wenn ihre Eltern gestorben sind.

Es mag aber mit der eben gelieferten Erzählung der Leichenceremonien für eine Bewandnis haben, welche es wolle, zu welchen die Talaponen zu dem Ende geruffen sind, daß sie ihre Gesänge oder Gebeter verrichten sollen; und obgleich die Siamer so gar auch den Gräbern der Verstorbenen opfern, um nicht von Gespenstern geplagt zu werden; so kan man doch hieraus nicht die Folge ziehen, daß diese Götzendiener deswegen von der Unsterblichkeit der Seele vollkommen überzeugt seyn sollten: denn wahrscheinlicher Weise halten sie sie für ein körperliches Wesen, und man sagt von ihnen, sie glaubten: „daß nach „dem Tode von dem Menschen etwas zurück bliebe, „welches für sich bestünde, von dem Leibe getrennet „wäre; welches aber ausgedehnet sey, und eine würk„liche Gestalt habe. Diesen überbliebenen Wesen legen „sie eben die Gliedmassen bey, und so gar, feste und eben „solche Theile, aus welchen unsere Leiber bestehen.„

Nur

Nur sagen sie, daß die Seelen aus einer so subtilen Materie bestünden, daß man sie weder fühlen noch sehen könnte; ob sie übrigens gleich dafür halten, daß, wenn man eine solche Seele verwundete, man doch das Blut sehen könnte, welches aus dieser Wunde flösse.

Vierzehntes Hauptstück.

Von dem sittlichen Character der Siamer.

Eine unverlezliche Hochachtung gegen alte Leute ist in Siam der Grund aller Tugenden und der Verbindung der menschlichen Gesellschaft. Wenn zwo Personen, die in öffentlichen Aemtern stehen, mit einander in Gesellschaft sind, so räumt der Jüngere, ob er gleich eine vornehmere Würde bekleidet, dem Aeltern die Oberstelle ein, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil dieser älter ist. Wenn man in Gegenwart des Vorgesetzten gelogen hat, so wird man sehr hart gestraft. Weil es nun ausgemacht ist, daß Verbindung und Unterthänigkeit die Kette sind, mit welcher die Anverwandten unter einander verbunden werden, so hält man auch denjenigen Sohn für ein wahres Scheusal, welcher sich unterstehet, seinen Vater zu verklagen; überdieses ist der Ehestand bey den Siamern, ein so leichtes Joch, welches sie mit Vergnügen ertragen. Aus Eigennutze aber, werden sich niemals Anverwandte oder Freunde entzweyen. Auch ist es unter den Siamern etwas ziemlich unerhörtes, einen Bettler anzutreffen, es müste denn seyn, daß derselbe ganz und gar keine Angehörigen mehr hätte:

hätte: denn ein jedweder unglückseliger, oder welcher nicht mehr arbeiten kan, findet in dem Schooße der Seinigen allemal denjenigen Beystand, welchen er nöthig hat. Das Betteln aber ist nicht nur einem Bettler eine Schande, sondern allen seinen Angehörigen zugleich.

Den Diebstahl halten die Siamer vor eine solche Schande, daß sich die Angehörigen und Freunde nicht einmal unterstehen, einen solchen zu vertheidigen, welcher dieses Lasters nur verdächtig ist. Indessen aber läßt sich diese Gesinnung mit dem ungemeinen Hange nicht reimen, welchen, nach dem Zeugnisse der Reisenden, fast alle Siamer ohne Unterscheid haben sollen; wovon man einige einleuchtende Beyspiele beybringet. Der Pater Espaganac sagt: „als ich an einem ge„wissen Tage in einem Zimmer allein war, so kam ein „Siamer ganz dreist hinein, und nahm ein Stück „persische Tapeten weg, welches auf dem Tische lag.„ Der gute Pater hat geglaubt, der Mensch habe einen Spaß machen wollen, er hat aber den Dieb nicht wieder gesehen. Auf derjenigen Reise, welche der König Ludewig der vierzehnte dem Siamischen Gesandten nach Flandern gestattete, habe ein Mandarine einen Beutel mit Rechenpfennigen liegen gesehen, von welchen er geglaubt habe, es sey eine gangbare Münzsorte, und habe ihn eingesteckt; den Tag darauf hat er eins von diesen Goldstücken einem Bedienten gegeben, es zu vertrinken, und durch diese Unwissenheit den Diebstahl entdeckt; man hat aber nichts daraus gemacht. Eine andere noch sonderbarere Begebenheit aber, welche von dem unwiderstehlichen Hange der Siamer zum Diebstahle zeuget, ist diejenige,

welche

welche uns La Loubere folgender massen berichtet: „ein gewisser Bedienter bey dem Magazine des Kö„niges in Siam hatte diesem einige Gelder durch „Diebstahl entwendet. Der König befahl also, daß „man ihm vier Unzen geschmolzenes Silber zur „Strafe in den Halß giessen sollte. Als nun derjenige, „welcher den Befehl hatte, das Silber aus dem „Halse des am Leben gestraften Verbrechers wieder „heraus zu schneiden, sich nicht enthalten konnte, „abermal einen Theil desselben zu entwenden, so „ließ der König diesen zweyten Dieb eben so bestrafen, „wie den ersten. Allein auch der dritte konnte nicht „einmal der Versuchung widerstehen, eben dieses „Laster zu begehen, sondern er stahl ebenfalls einen „Theil von dem Silber, welches dem hingerichteten „Missethäter eingegossen war, als er ihm dasselbe „wieder aus dem Halse herausschneiden sollte. Dies„sem letzten aber schenkte der König in den ange„nehmen Ausdrücken das Leben: es mag dabey sein „Bewenden haben; denn, wenn ich keinen begna„digen wolte, so würde ich zuletzt alle meine Un„terthanen, einen nach dem andern müssen hinrich„ten lassen.„

Vielleicht aber sind dieses nur Beyspiele, welche blos einzelne Personen angehen, aber nicht die ganze Nation überhaupt, welche wegen ihrer Aufrichtigkeit von eben den Reisenden sehr gerühmt wird, die uns diese Begebenheiten erzählen. Denn es ist gewiß, daß die Siamer darinnen eine vollkommene Gerechtigkeit setzen, wenn man niemals bereits verlohren gegebene Sachen sammelt, das ist, sich nicht der bequemen Gelegenheit bedienet, wenn man diese leicht haben

kan. Eben dieses war auch ein Gesetz des Plato, wenn er sich ausdrückte: „dasjenige, worzu du nichts „beygetragen hast, davon darfst du auch nichts ent„wenden.„

Die Zinnsen sind übrigens bey den Siamern erlaubt, und weil kein Gesetz vorhanden ist, welches sie zu nehmen verbietet; so sind sie auch ohne Schranken, oder man kan sie so hoch treiben, als man will. Nun sind aber die Siamer sehr geitzig, und weil sie sich nicht unterstehen, ihren Reichthum oder Vermögen frey zu geniessen, weil sie besorgen müssen, daß es ihnen sonst von dem Könige abgenommen wird; so scharren sie auch anders keine Reichthümer zusammen, als blos, um sie zu verstecken. Bey der Handlung sind sie übrigens sehr verschlagen, und überaus höflich; übrigens aber, dem Scheine nach, wegen ihres künftigen Schicksals sehr gleichgültig: wenn sie aber einmal aufgebracht sind, so sind sie den Europäern ziemlich ähnlich. Die Verleumdung ist eine von denen Waffen, welche Rachgier und Haß ihm gemeiniglich darreichen; und ob sie gleich einen Abscheu am Blutvergiessen haben, so vergeben sie einander doch ebenfalls zu weilen entweder mit Gifte, oder ermorden sich mit einem Dolche, wenn sie auf einander erboßt sind. Von der abscheulichen Gewohnheit der förmlichen Zweykämpfe aber wissen sie nichts; sondern thun ihre gewöhnlichen Uneinigkeiten entweder mit einem ziemlichen Vorrathe von Scheltwörtern ab, oder geben sich einige Stösse mit den Ellbogen.

Wenn man auch diejenige Achtung in Betracht ziehet, welche sie gegen ihre Eltern und Vorgesetzten bezeigen,

bezeigen, ferner die Billigkeit in ihren ganzen Betragen, das Mitleiden, und ihre rechtschaffene Gesinnung überhaupt, welche die Lieblingstugenden der Siamer sind; so kan man versichern, daß Geitz, Verstellung und Lügen dahingegen eben diejenigen Laster sind, welche ihnen angebohren, und das letzte ihnen gar auch nicht einmal durch die strengsten Gesetze abgewöhnet werden kan. Uebrigens macht die Furchtsamkeit und ein stilles Betragen die Grundlage ihres Characters aus. Uebrigens sind sie halsstarrig, unempfindlich, wenig oder gar nicht neugierig, arglistig und unbeständig.

Wenn man aber mit einem Siamer in rechte Vertraulichkeit gelangen will, so muß man mit ihnen eben den Arrack aus eben dem Glase trinken. Wenn sich zwey Siamer als Freunde feyerlich verschwören wollen, so trinken sie einer des andern Blut; eine ehemalige Gewohnheit der alten Scythen, die auch noch gegenwärtig so wohl bey den Chinesern, als andern Nationen mehr, im Gebrauche ist. Dieser für sie so feyerliche Gebrauch aber, hält sie nicht ab, daß sie einander bey der ersten besten Gelegenheit betrügen und verrathen.

Funfzehntes Hauptstück.

Von den besondern Gebräuchen und Ergötzlichkeiten der Siamer.

Der König in Siam hat zweytausend Pferde, und diese machen seine sämmtliche Cavallerie aus. Er hat zwar noch einige in seinen Ställen, gemeiniglich

aber pflegt er einen Elephanten zu reiten; einen hat er gemeiniglich als eine Wache, welcher beständig gesattelt ist, so, daß er sich gleich aufsetzen kan. Wenn er nun ausreiten will, so steigt er auf dieses Thier auf einem kleinen Gerüste neben dem Stalle, und welches so hoch ist, als eines von den Fenstern seines Schlosses. Zu weilen läßt sich der König auch in einer Sänfte von Menschen tragen; er zeiget sich aber seinen Unterthanen nur selten, denn diese Ehre ist blos den Weibern, vornemlich aber denen, in seinem Schlosse vorbehalten.

Die Sänften in Siam aber sind nicht von der Beschaffenheit, wie die unsrigen; sondern viereckigte, platte Sitze, welche entweder mehr oder weniger erhaben sind, nachdem derjenige vornehmer oder geringer ist, welcher sich tragen läßt; diese setzt man auf eine Trage und macht sie fest; welche denn auf den blossen Schultern von vier oder acht Leuten getragen wird. Diese Sitze haben verschiedene Gestalten, denn einige sind wie die Lehnstühle gemacht; andere sind mit einem Verdecke gezieret, um andere geht nur eine blosse Einfassung herum. Die Sänfte des Königes hat kein Verdeck, sie ist forne offen, und die drey übrigen Seiten sind mit grossen vergüldeten Laubwerke gezieret, welches ihm bis an die Schultern reichet. Einer von seinen Bedienten trägt auf einer sehr hohen Stange einen Sonnenschirm, um ihm Schatten zu machen, wenn er sich irgend wo aufhält.

Die gewöhnlichsten Thiere in Siam aber, welche geritten werden, ist der Ochse, Büffel und Elephant, gemeiniglich aber reisen sie zu Wasser, in kleinen

Fahrzeugen

Fahrzeugen, welche sie Balons nennen. Ein solches Fahrzeug ist nur aus einem einzigen langen Stamme, aber zu weilen auf zehn Ruthen lang. Ein paar Leute sitzen mit creuzweis über einander geschlagenen Beinen, einander zur Seite, und nehmen die ganze Breite des Schiffes ein. Diese haben ein paar kurze Ruder in ihren Händen, die sie so wohl in der Mitte, als an dem einen Ende angefaßt haben. In dieser Stellung nun müssen sie jederzeit nach demjenigen Orte hinsehen, wo sie hinfahren wollen. Ein solches Fahrzeug aber hat zu weilen hundert und zwanzig Leute, welche alle rudern. Einer von diesen aber, welcher vorne auf dem Schiffe sitzet, giebt den übrigen das Zeichen, wenn sie losstreichen sollen: ein anderer aber hinten auf demselben, hat ein recht langes Ruder, welches ihm statt eines Steuerruders dienet. Diejenigen Fahrzeuge aber, in welchen die vornehmen Damen fahren, haben lauter Sclavinnen, welche in denselben rudern müssen. Mitten in einem gewöhnlichen gemeinen Fahrzeuge aber, ist eine Hütte von Holze, in welcher sich beständig verschiedene Familien aufhalten. Die königlichen Fahrzeuge, welche Staatsbalons genennet werden, sind überaus prächtig und durchgehends vergoldet; auch sind so gar die Ruder mit Silberbleche überzogen. Die Kammer aber ist oben wie eine kleine Kuppel oder rundes Dach gebauet, und mit Scharlach bedecket, mit Goldbrocate überzogen, und hat Vorhänge von eben dem Stoffe; der Gang oder das Verdeck ist mit einem Geländer von Elfenbein umgeben, hat sammetene Küssen, der Fußboden aber mit prächtigen Persischen Tapeten bedeckt.

Die Siamer haben verschiedene Arten von Schauspielen. Sie spielen Comödien, welche ebenfalls in verschiedene Handlungen eingetheilet sind, wie bey den Chinesern; die Zwischenspiele aber dieser Comödien machen Luftspringer aus, über deren kühne und seltsame Stellung man sich wundern muß. Es giebt einige, welche auf die höchsten Bambusbäume klettern, die öfters achtzig bis hundert Fuß hoch sind; oben auf der Spitze desselben stehen sie mit einem Fusse, und halten den andern in die Höhe; alsdenn stellen sie sich mit dem Kopfe eben dahin, wo sie vorher mit einem Fusse stunden; zu weilen hängen sie sich wohl gar nur mit dem Kinne daran. Einige aber kriechen zwischen den Sprossen einer geraden Leiter mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit hindurch. Auch giebt es einige, welche auf eine gewisse Art von einer Trage zwölf Dolche, die Spitzen in die Höhe gerichtet, stellen, sich mit blossen Leibe darauf legen, alsdenn verschiedene Leute sich auf den Leib treten lassen; ohne, daß sie von einer dieser Spitzen einmal im geringsten in der Haut verletzet werden.

Sie haben auch Marionetten, welche von den unsrigen wenig unterschieden sind; auch Leute, welche sich auf dem Seile schwenken, die oben an hohen Bambusstämmen, und mit weiter nichts befestiget sind, als daß sie zween Sonnenschirme in den Händen halten, und mit welchen sie sich nichts destoweniger eine geraume Zeit in der Luft erhalten.

Ob gleich die Music der Siamer ohne gewisse Abschnitte und ohne Tact ist, so führen sie doch nichts destoweniger Concerte auf. Ihre Instrumente aber geben gewiß keinen sonderlich angenehmen Ton: sie

haben

haben aber eins, welches aus zwölf kleinen Glocken bestehet, auf welche sie mit kleinen Stäben ganz gelinde schlagen, und dadurch einen angenehmen Ton und wohlklingende Harmonie verursachen.

Auf den Schauplätzen der Siamer aber werden vornemlich dreyerley Arten von Schauspielen aufgeführet. Das erste, welches sie Cone nennen, bestehet in einem Tanze, welcher an verschiedenen Eingängen abgesondert ist, und welchen eine gewisse Anzahl von verlarvten und bewafneten Tänzern aufführen. Vielleicht soll hierdurch eine Art von Streit vorgestellet werden; aber vornemlich ein übertriebener: denn alle Stellungen sind sehr übertrieben, und mit starken Sprüngen verbunden. Die Larven dieser Tänzer stellen entweder abscheuliche Thiere vor, die wir kennen, oder die niemals irgend wo gewesen sind, als in der Einbildungskraft.

Das zweyte Schauspiel nennen sie Lacone. Dieses ist ein theils episches, theils dramatisches Gedicht: es währet gemeiniglich drey Tage, nemlich täglich von acht Uhr früh an, bis sieben Uhr des Abends. Dieses ist eine Erzählung in Versen aus der alten Geschichte. Die Acteurs singen, und reden wechselsweise, ohne ihren Auftritt zu verlassen. Der eine von ihnen hat die Rolle des Geschichtschreibers, und die übrigen die Rollen derer, die darzwischen reden.

Bey dieser Gelegenheit müssen wir anmerken, daß die Siamer als Poeten gebohren werden. Ihre Dichtkunst aber ist eben so wohl an ein gewisses Sylbenmaaß und Reime gebunden, wie die unsrigen: Schildern können sie ganz vortreflich, und bedienen

sich hierzu so wohl sehr nachdrücklicher, als angenehmer Vergleichungen. Ihre Lieder aber sind entweder historisch, oder moralisch: auch giebt es welche darunter, die so ziemlich verliebt sind.

Das dritte Schauspiel nennen sie Raban: dieses ist ein Tanz von Manns und Weibsbildern, die in einer mittelmäßigen Kleidung aufgezogen kommen, grosse Hüthe von Goldpapier auf den Köpfen haben, Ohrengehänge, von falschen Edelgesteinen tragen, mit welchen auch die Hüthe besetzt sind. Ich weiß aber gar nicht, aus was für einer Ursache sie falsche Nägel von Meßing tragen.

Diese Tänzer und Tänzerinnen singen und tanzen zugleich; ihr Tanz aber ist vielmehr ein Gang in lauter langsamen und abgemessenen Schritten, welcher aber mit verschiedenen Wendungen des Leibes und der Arme verbunden wird. Während diesem Tanze sind zween Acteurs bemüht, die Zuschauer mit allerley kurzweiligen Possen zu belustigen, die sie ihnen im Namen der Weiber und Männer, die da tanzen, vormachen.

Eine der ganz sonderbaren Belustigungen der Siamer ist das Ochsenrennen. Man siehet nemlich einen gewissen Platz aus, welcher ohngefehr zweyhundert funfzig Ruthen lang und hundert deren breit ist, auf welchen an jedweder Ecke ein Stamm von einem Baume gesetzet ist, welcher statt der Gränze dienet. Um diese Gränzen nun wird das Wettrennen angestellet. Mitten auf diesem Platze wird ein Gerüste aufgebauet, auf welches sich die obrigkeitlichen Personen setzen; gegen über aber ist ein Pfahl, bey welchen die Ochsen ihren Lauf anfangen müssen. Zu weilen läßt man nur einen Ochsen blos gegen den andern laufen; beyde aber

werden

werden von Menschen geführet, welche zu Fusse laufen, und welche sie an Stricken führen, die ihnen durch die Nase gezogen sind. Wenn diese nun in die Mitte der Laufbahn kommen, so werden die Leute von andern abgelöset; das gewöhnlichste Rennen aber geschiehet mit zween Ochsen, die man vor einen Pflug gespannet hat, welche auf ein paar andere losgehen, die eben so eingespannet sind, während dem Laufe aber müssen die Leute den Pflug dergestalt in die Höhe heben, daß er nicht an die Erde kommt; die übrigen aber führen die erwähnten Thiere an den Stricken. Diese Leute aber werden von andern mitten auf der Bahn ebenfalls abgelöset.

Zu diesen Wettrennen braucht man gemeiniglich nur kleine Ochsen, welche recht hurtig und hierzu vornemlich abgerichtet sind, weil die vornehmen Herren unter den Siamern hieran vornemlich ihr Vergnügen finden, und, eben wie in England bey dem Wettrennen der Pferde, eben so auch hier ansehnliche Summen verwettet werden. Zuweilen braucht man aber auch, statt der Ochsen, Büffel.

Die Siamer haben auch ihre Fechter, welche mit ihren Ellenbögen und Fäusten gegen einander fechten; um die Hände wickeln sie sich eine gewisse Schnur drey oder vierfach über einander, welche ihnen statt eines Fechthandschuhes dienet, wenn sie mit einander auf Leib und Leben kämpfen sollen.

Diese Götzendiener sind für das Spiel gar sehr eingenommen, und wenn sie nur die Gelegenheit finden, diesem ihren ausschweifenden Hange nachzuleben, so machen sie sich nichts daraus, demselben ohne Bedenken ihr ganzes Vermögen, Freyheit und

so gar auch die Freyheit ihrer Kinder aufzuopfern, und sie zu verspielen. Ihr liebstes Spiel aber ist entweder das Trictrac oder Schachspiel.

Sie halten auch viel von Illuminationen, und stellen dieselben auf eben die Art an, wie wir, nach der Beobachtung der Regeln der Baukunst nemlich, oder in dem sie die fördere Seite eines Schlosses oder Hauses vorstellen. Die prächtigsten Illuminationen aber sind bey ihnen diejenigen, die sie mit Laternen oder auch mit Kugeln machen, die entweder von durchsichtigen Horne oder Glase sind, oder auch zu weilen gar von einer Art des durchsichtigen Wesens, welches von Reise gemacht wird.

Sechzehntes Hauptstück.

Von den Feyerlichkeiten der Siamer, welche bey dem Einzuge eines Gesandten beobachtet werden.

Wir haben bereits gesaget, daß die Gesandten der auswärtigen Prinzen nur zwey Audienzen an dem Hofe des Königs von Siam erhalten; die erstere, wenn sie ankommen, und die zwote, wenn sie wieder ihren Abschied nehmen; hiervon aber müssen wir die Gesandten der Europäischen Monarchen ausnehmen, weil man diesen mit mehrerer Achtung begegnet. Wir werden uns also an diejenige Nachricht halten, die wir von der Aufnahme des Ritters Herrn von Chaumont, als französischen Gesandten, haben.

So bald dieser Gesandte nemlich angelanget war, so schickte ihm der König vier Staatsfahrzeuge entge-

gen,

gen, welche die Geschenke in Empfang nehmen mußten, die er mitbrachte; über dieses befahl er vier verschiedenen Nationen, die alle aus solchen Reichen gegenwärtig waren, die einander nichts zu befehlen hatten, daß sie Deputirte zu ihm schicken, und ihm zu seiner glücklichen Anlangung sollten Glück wünschen lassen.

Den Tag darauf kamen vier der vornehmsten Mandarinen des Reichs, welche ohngefehr so viel Ansehen haben, als bey uns ein Herzog, und führten den Herrn von Chaumont zu der Audienz vor dem König. Dieser saß auf einem Lehnstuhle, und neben ihn auf einem Tische lag das Schreiben des Königs in Frankreich in einer güldenen Schaale, über welchen eine Decke von Brocat lag, die aber zurück geschlagen war. Die Mandarinen warfen sich dreymal mit gefaltenen Händen vor dem König so tief nieder, daß sie mit der Stirne auf die Erde stiessen. Hierauf gieng man wieder zurück, und der Gesandte fand vor seiner Thür ein prächtiges Fahrzeug; zween Mandarinen vom ersten Range empfiengen ihn mit vieler Hochachtung; und einer von ihnen nahm von den Händen des Ministers das Schreiben des Königes, welches er unter ein Verdeck legte, welches oben ziemlich hoch spitzig zugieng, durchgehends mit Golde behangen war, und die mittlere Stelle des Fahrzeuges einnahmen. Der Herr von Chaumont aber stieg in ein anderes Fahrzeug, und sein Gefolge bat man in denjenigen Platz zu nehmen, welche folgen mußten. Dieser prächtige Zug bestund aus zwölf königlichen Fahrzeugen, die alle vergoldet waren, und noch zweyhundert andern, welche an beyden Ufern des Flusses hin ruderten, in deren Mitte aber dasjenige Fahrzeug, auf

welchem

welchen sich das Schreiben des Königs in Frankreich befand; ferner das Fahrzeug des Abgesandten, und die beyden übrigen, auf welchen die Garde war. So bald nun der Zug bey der Stadt anlangte, so wurde der Gesandte, nebst allen denjenigen Schiffen, welche in dem Hafen waren, mit allen Canonen von den Wällen begrüsset, und als er ausgestiegen war, so fand er einen sehr grossen, ganz vergoldeten Wagen, in welchem noch niemand, ausser dem König in Siam gefahren war: dieser Wagen wurde von Pferden gezogen, und von Menschen fortgestossen. In denselben legte man nemlich das erwähnte Schreiben; der Herr von Chaumont aber setzte sich in eine vergoldete Sänfte, welche von Menschen getragen wurde, und die jungen Edelknaben, die er mit sich gebracht hatte, wie auch die Mandarinen, ritten zu Pferde, da indessen die Deputirten der auswärtigen Mächte zu Fusse giengen.

Als sie nun in dieser Ordnung bey dem Schlosse des Stadthalters angelanget waren, so fanden sie zwey Glieder von Soldaten, die metallene und vergoldete Mützen, rothe Hemder, einen Leibgürtel von gemalter Leinwand trugen, welcher ihnen statt der Hosen diente; aber ohne Strümpfe und Schuhe. Diese waren alle auf gleiche Art ohne Unterscheid mit Flinten, Spiesen, Bögen, Pfeilen, und kleinen Spiesen bewafnet. Die Luft aber erschallte von einer Menge von Trompeten, Paucken, Trommeln, Glocken, und anderer musicalische Instrumenten, welche die Gestalt der Hörner hatten. Alle Elephanten, welche im Kriege gegen den Feind gebraucht werden, waren auf dem Schloßplatze des Königs in Ordnung gestellet; und in dem erstern Hofe desselben sahe man zweytausend Soldaten,

daten, welche alle auf den Hintern saſſen, ihre Flinten aber hinten auf den Rücken hielten. An der andern Seite waren die Elephanten mit ihrer Rüſtung, ſo, wie ſie zu Felde gehen, und hundert Mann zu Pferde mit bloſſen Füſſen, mit Flinten und einer Lanze in der Hand bewafnet.

In dieſem Hofe ließ der erwähnte Geſandte ſein ganzes Gefolge, nur die Edelknaben ausgenommen, die er bey ſich hatte. Von hier gieng er noch durch zween andere Höfe, die ebenfalls mit Truppen beſetzt waren, wie der erſte; in dem vierten aber traf er eine groſſe Menge von Mandarinen an, die ſich niedergeworfen hatten, ferner verſchiedene Elephanten, und ſechs Pferde, jegliches von zween Mandarinen gehalten, deren Pferdezeug von Gold und Edelgeſteinen durchgehends blitzte.

Wegen eines ganz auſſerordentlichen Vorzuges wurden auch die Edelknaben des Geſandten mit in den Audienzſaal, in aufrechter Stellung, und ohne, daß ſie ihre Schuhe ausziehen durften, gelaſſen. Sie ſetzten ſich auf Teppiche, und als der König zu ſeinem Throne gieng, ſo machten ſie ihm nur, auf franzöſiſche Art, eine Verbeugung, ohne aufzuſtehen.

Der Geſandte ſtellete ſich vor dem Throne, nahm ſeinen Huth ab, und ſetzte denſelben wieder auf, nachdem er etwas von ſeiner Rede gehalten hatte. Hierauf ſetzte er ſich nieder, und vollendete ſeine Rede; welche denn von dem Premierminiſter verdollmetſchet wurde. Hierauf näherte ſich der Geſandte zu dem Könige, und überreichte ihm das Schreiben ſeines Herrn, welches der König in Siam mit eigner Hand aus der güldnen Schaale nahm, worinne es lag.

Die

Die übrige Zeit der Audienz wurde mit einer Unterredung zwischen dem Könige und dem Gesandten zugebracht, worauf man denn diesen mit eben den Feyerlichkeiten, und in eben der Ordnung wieder heraus führte, in welcher er gekommen war.

Bey dieser Audienz trug der König in Siam einen Huth, welcher ohngefehr eben die Gestalt hatte, wie ein französischer Dragonerhuth, jener aber war mit einer Krone umgeben, welche überaus reich mit Diamanten besezt war; seine Weste aber war von Golde gewürkt, und so wohl die Armenbänder, als das Halsband ebenfalls sehr reich mit Diamanten besetzt. An den Fingern aber trug er sehr viel Ringe. „Der Audienzsaal, „sagt der gedachte Gesandte in seiner „Erzählung,„ war etwan zwölf bis funfzehen Tritte „hoch über der Erde erhaben, inwendig mit grossen „güldenen Blumen bemalet, von dem Fußboden an, „bis an die Decke, welche aus vergoldeten Laubwerke „gemacht war. Ueber dem Fußboden aber war eine „sehr kostbare Decke gebreitet; hinten in dem Saale „aber bemerkte man zwo Treppen, auf welchen man „in ein Zimmer gieng, wo sich der König befand. „Den Zwischenraum nahm ein Fenster von zwey Flügeln ein, vor welches man drey grosse Sonnenschirme „gesetzt hatte, welche von unten in die Höhe bewegt „wurden: diese waren von einem güldenen Tuche und „die Stäbe mit Blättern von eben diesem Metalle „beschlagen. Einer war in der Mitte des Fensters, „die beyden übrigen aber, zu beyden Seiten. Durch „dieses Fenster aber konnte man den königlichen Thron „sehen, wie auch, daß mir der König Audienz gab.„

Siebzehntes Hauptstück.

Beschreibung derjenigen Pracht, mit welcher der König in Siam in einen berühmten Götzentempel gehet.

Vor Zeiten begab sich der König in Siam, wenn eine Wasserfluth entstund, mit grosser Feyerlichkeit aus seinem Schlosse, um hin zu gehen und dem Wasser zu befehlen, daß es sich sogleich wieder zurück ziehen solte; ja er stach dasselbe so gar mit seinem Dolche, und diese Gewohnheit nennete man das Wasserabschneiden. Als man aber sahe, daß hierdurch das Wasser nicht nur nicht fiel, sondern öfters noch höher stieg, mithin dasselbe diesem abgeschmackten Befehle nicht gehorchte, so haben die Könige diesen Gebrauch eingestellet, und anstatt desselben lieber einen Besuch eingeführet, welcher mit grosser Pracht in dem Tempel des vornehmsten Sancrat der Religion abgestattet wird.

In diesem Zuge kommen zuerst drey und zwanzig Mandariuen von der geringsten Klasse, jedweder in einem Fahrzeuge, dessen Kammer roth angestrichen ist, und hinter einander in zwey Reihen und an beyden Seiten des Flusses herfahren. Alsdenn folgen vier und funfzig andere Fahrzeuge mit den Bedienten des Königes; diese Fahrzeuge sind vergoldet, und jegliches derselben hat dreyßig bis sechzig Ruder. Alsdenn kommen zwanzig sehr prächtige Fahrzeuge, der königlichen Garde, von welchen sechzehn ein jedwedes achtzig Ruderknechte hat, deren Ruder vergoldet sind, die in der Mitte ebenfalls vergoldete

Sitz

Sitze haben, und wie Pyramiden oben spitz zugehen. Nach dieser langen Reihe von Fahrzeugen, welche in der allerschönsten Ordnung auf dem Flusse fortrudern, und einen ziemlich grossen Raum einnehmen, erscheinet endlich das Fahrzeug des Königes. Dieser hat seine Krone auf dem Haupte, und alles blizt an ihm von Edelgesteinen; er sizt auf einem Throne, welcher oben in Gestalt einer Pyramide etwas spitzig zugehet. Hundert und zwanzig Ruderknechte, welche alle sehr prächtig gekleidet sind, müssen auf diesem Fahrzeuge rudern. Der königliche Fähnrich, welcher nemlich die königliche Fahne hält, ist fast ganz und gar mit Golde bedeckt, und stehet auf dem Hintertheile des Schiffes mit der königlichen Fahne, welche von Goldbrocate ist, und einen rothen Grund hat; an einer jeglichen der vier Ecken des Throns aber, liegt ein Mandarine mit dem Angesichte auf der Erden. Dieses prächtige Fahrzeug wird von dreyen andern von eben der Gestalt, und Grösse begleitet; die aber nur nicht mit eben so vielen Kostbarkeiten ausgezieret waren.

Bey dergleichen Feyerlichkeiten geht das Volk haufenweise aus der Stadt, und fand sich auch damals hier an dem Ufer des Flusses ein, um diesen prächtigen Einzug mit anzusehn. Es stellete sich ganz bescheiden zu beyden Seiten desselben, und sobald es dasjenige Fahrzeug erblickte, worauf der König war, so erhob es seine zusammengefalteten Hände über den Kopf, um seinen Herrn zu grüssen, neigte sich in dieser Stellung mit der Stirne gegen die Erde, und wiederholte diesen Gruß so ofte unaufhörlich, bis es ihn wieder aus dem Gesichte verlohren hatte.

Der

Der Zug bestund aus sechs und dreyßig Fahrzeugen, welche, nebst den vorhergehenden, zwo Reihen von hundert und funfzig Fahrzeugen ausmachten, auf welchen wenigstens vierzehntausend Menschen waren.

Nachdem nun der König den vornehmsten Sancrat besucht, und in dessen Tempel, welcher drey Meilen von der Stadt liegt, sein Gebet verrichtet hatte; so kam er in eben der Ordnung mit seinem Gefolge wieder zurück: da denn dieser zweyte Aufzug noch ungleich angenehmer war, wie der erste: Denn zu dieser Zeit darf niemand in der Stadt bleiben, oder noch weniger in den höhern Zimmern des Hauses; weil es nicht erlaubt ist, an einem Orte zu seyn, welcher höher liegt, als der, in welchem sich der König befindet. Ein jeder macht also, daß er in ein Fahrzeug kommt, mithin kan man deren auf dem Flusse bis dreyßigtausend zählen; in welchen denn füglich beynahe auf zweymal hunderttausend Seelen sind; das übrige Volk aber steht auf den Ufern des Flusses. Alsdenn pflegt der König demjenigen Fahrzeuge einen Preis zu setzen, welches eher zu seinem Schlosse gelangt, als das seinige; und es ist ein ungemeines Vergnügen, wenn man den Wetteyfer der Ruderer mit ansiehet, das Geschrey theils von Freude, theils von Mißvergnügen anhöret, nachdem entweder der eine oder der andere, entweder Vortheil gewonnen, oder ihn verlohren hat. Gemeiniglich aber gelangt des Königes Fahrzeug am ersten an, weil es viel mehrere Ruderer hat, die auch zugleich die auserlesensten sind, und daher leicht die ersten in der Stadt seyn können.

Achtzehntes Hauptstück.

Von den Pagoden oder Tempeln der Siamer.

Der Tempel des königlichen Schlosses ist mit einem gewissen weissen Metalle bedeckt, welches die Siamer Calin nennen, dessen Farbe ohngefehr das Mittel zwischen dem Zinne und Bley ist: und mit drey Dächern von diesem Metalle ist der Tempel gedeckt, deren eins immer über dem andern ist. Der Eingang ist auf der einen Seite mit dem Bildnisse einer Kuh, auf der andern aber mit einem scheußlichen Ungeheuer gezieret, welches leztere vermuthlich nichts anders ist, als eine Frucht der Einbildungskraft. Das übrige Gebäude aber ist ziemlich lang, aber sehr enge. Das innere desselben, welches eben die Gestalt gewähret, als unsere Kirchen, glänzet durchgehends vom Golde; die Pfeiler, Wände, und das Tafelwerk sind dergestalt vergoldet, daß man glauben solte, es wäre alles mit Bleche von diesem kostbaren Metalle überzogen. Hinten in dem Tempel erblickt man eine Art von Altare, auf welchem viele Gözen von gediegenem Golde stehen, welche so groß sind, als ein Mensch von gewöhnlicher Grösse. Zween stehen aufrecht, die beyden übrigen aber sitzen auf Siamische Art, mit übereinandergeschlagenen Beinen. Hinter diesem Altare ist ein gewisser Platz, welchen man etwan ein Chor nennen könnte, auf demselben stehet das allerreichste Götzenbild in dem ganzen Königreiche. „Die Bildsäule stehet aufrecht, „und reicht mit dem Kopfe bis an das Dach; sie ist „fünf und vierzig Fuß hoch, und sieben oder acht de-

„ren

„ren breit.„ Diese Bildsäule, sagt man, sey von gediegenen Golde, und, nach der Berechnung eines Reisenden, müste sie über zwölf Millionen fünfhundert tausend Livers, nach französischen Gelde werth seyn. Man glaubt, daß dieses ungeheure Bild an eben dem Orte gegossen sey, wo es steht, und daß man nachher den Tempel darüber gebauet habe: es ist übrigens mit noch andern kleinen Götzenbildern umgeben, die ebenfalls von Golde, und reich mit Steinen besetzt sind.

Ob dieser Tempel gleich ungemein reich und kostbar ist, so ist er doch nicht zum besten gebauet, und macht auch der Stadt Siam kein sonderliches Ansehen. Man hat aber noch einen andern ohngefehr hundert Schritte von dem königlichen Schlosse, welcher eher die Aufmerksamkeit der Kenner nach sich ziehen kan. Mitten in einem sehr grossen Hofe, welcher mit Mauren umgeben ist, erblicket man ein sehr hohes Gebäude, welches, wie unsere Kirchen, creuzweise gebauet ist, und auf demselben fünf runde Thürme, welche vergoldet, und zum Theil gar mit Goldpleche gedeckt, übrigens aber von Stein, und auf eine ganz besondere Art aufgeführet sind. Der mittlere Thurm ist höher, und breiter als die vier übrigen, welche an den vier Enden des Creuzes stehen. Das ganze Gebäude aber steht auf Balken, die über einander gesetzet sind, oben aber mehr spitzig zu gehen, so, daß man an allen vier Seiten, als auf einer geraden Treppe von fünf und dreyßig bis vierzig Stuffen, welche mit eben dem Metalle bedeckt sind, welches wir nur erwähnt haben, hinauf steigen kan. Unten ist die grosse Treppe mit zwanzig ehernen Bildsäulen gezieret, oder vielmehr,

welche von Calin, und vergoldet sind; sie zeugen aber nicht eben von dem besten Geschmacke, und stellen ziemlich ungeschickt theils Menschen, theils Thiere vor: übrigens aber sind sie alle von einer Riesenförmigen Grösse. Um dieses weitläuftige Gebäude hat man vier und vierzig Pyramiden verschiedener Grösse gestellet, die sehr wohl gearbeitet, und genau nach der Symmetrie auf drey verschiedene Erhöhungen gestellet sind. Die vier vornehmsten endigen sich in einem ziemlich langen und sehr dünnen vergoldeten Kegel, welcher mit einer aufrechts stehenden eisernen Stange in die Höhe gehalten wird, über welche man verschiedene crystallene Kugeln von ungleicher Grösse gestecket hat. Die übrigen Pyramiden aber sind von verschiedenen Gestalten, Höhen, und alles ist in einer Ringmauer eingeschlossen, zwischen welcher der Platz hundert und zwanzig Schritte lang, und über hundert Fuß breit, die Mauer aber funfzehn deren hoch ist. Die Gänge dieser Ringmauer sind gegen die Seite des Tempels offen, und die obern Gesimmse auf Mohrenart vergoldet und bemalet. Uebrigens erblicket man vierhundert vergoldete Statuen von einer sehr guten Proportion, aber von verschiedener Grösse, auf Fußgesimmsen, welche um die Gallerien herstehen: viere derselben von einer Riesenförmigen Grösse an den vier Ecken, welche mit über einander geschlagenen Beinen, und auf Siamische Art sitzend, vorgestellet sind. Ein jedwedes Bein aber ist, von dem Ende des Fusses nemlich angerechnet, bis zu dem Knie eine halbe Ruthe lang; der Daumen aber so dick, wie ein Arm, der übrige Leib aber nach Verhältniß.

Neunzehntes Hauptstück.

Von den Elephanten.

Der König in Siam erhält mehr als zwanzigtausend Elephanten; ohne einmal diejenigen wilden zu rechnen, die sich in den Hölzer und Gebürgen aufhalten.

Die Siamer wissen übrigens von keiner menschlichen Vollkommenheit, welche dem Elephanten nicht eben so wohl eigen seyn sollte, nur die einzige ausgenommen, daß er nicht reden kan. Dieses Thier ist bey ihnen auch sehr gewöhnlich; es ist ihnen aber auch zugleich überaus nützlich, und eben daher erweisen sie ihm auch die allervorzüglichste Achtung. Denn sie sagen, der Elephante besitze in der That einen würklichen Stolz, welcher eben dadurch noch mehr unterhalten würde, weil er sähe, daß ihm von so vielen Bedienten aufgewartet, daß ihm verschiedene Weiber gehalten würden, ob er sie gleich nicht eher careßirte, als in den Wäldern, und wenn er mit ihnen in vollkommener Freyheit wäre. Sie glauben ferner, daß, wenn man diesen Thieren die erwähnten Vortheile entzöge, sie sich darüber sehr betrüben, und wenn sie Böses gethan hätten, so wäre dieses die allerempfindlichste Züchtigung vor sie, wenn man sie dieser Vorzüge beraubte. Man sagt auch, daß, als einsmals ein Elephant auf diese Art gezüchtiget worden sey, er Mittel gefunden habe, wieder in seine Wohnung zu kommen, und darauf denjenigen getödet habe, welchen man an seine Stelle genommen hätte.

Wenn man wilde Elephanten fangen will, so führt man von Erde einen doppelten Wall an beyden Seiten senkrecht auf; hinten in demselben pflanzt man Stämme von Bäumen, etwan zehn Fuß hoch, die dergestalt nahe zusammen stehen, daß nur ein Mensch zwischen ihnen durchgehen kan; die aber so fest stehen, daß sie kein Elephant ausreissen kan. Wenn nun die Elephantenkühe, welche man zu der Jagd abgerichtet hat, um diese Verschlage her, ganz ruhig fressen; so locken sie die Elephantenochsen durch ihr Geschrey zu sich, und begeben sich in denjenigen Graben, so bald sie einen erblicken; da sich indessen die Jäger mit Zweigen bedecken, um sie nicht wilde zu machen oder zu verscheuchen. So wie nun der Elephantenochse zwischen diesen Graben hinein gekommen ist, und weder umkehren, noch wieder heraus kommen kan, so wird er gefangen. Die Jäger aber, welche sich hinter die Stämme der Bäume versteckt haben, machen alsdenn das Thier wütend; weil es sie aber mit seinem Rüssel nicht erreichen kan, so zerbricht es öfters seine Zähne an den Bäumen. Alsdenn aber fängt man es in Schlingen von starken Seilen, die man ihm um einen Fuß wirft. Um es nun aus dem Verschlage wieder heraus zu bringen, so reitet ein Mensch auf einer Elephantenkuh hinein. Diese Kuh aber lockt die übrigen durch einen Schlag mit dem Rüssel auf die Erde zu sich; da ihr denn die übrigen Elephantenkühe folgen, der wilde Elephant aber, welchen man nun nicht ferner reitzt, entschließt sich ebenfalls, nachzufolgen. Er stößt also mit seinem Rüssel gegen die Thür des Verschlages, wo er sie hat hinein gehen sehen; allein er findet sie nicht: und wenn er in diesen neuen

Irrgar-

Irrgarten kommt, so gießt man viele Eymer Wasser über ihn her, um ihn dadurch abzukühlen, ergreift die Enden der Stricke, welche man ihn bereits angebracht hat, und bindet ihn ganz fest an die Stämme einiger Bäume. Alsdenn läßt man in diesem Graben einen bereits gefangenen und zahmen Elephanten hinten hinein gehen, um dessen Hals man denn diesen Strick bindet; den wilden aber läßt man los, und der erstere ziehet alsdenn seinen neuen Gesellen mit sich fort. So wie er nun aus dem Graben wieder heraus kommt, so findet er zween andere gefangene Elephanten, welche sich ihm zur Seite stellen, und ihm zu Gefährden dienen. Man führt ihn darauf unter einen Schupfen, wo ihm einige gefangene Elephanten acht Tage Gesellschaft leisten, und man giebt vor, daß weiter nichts nöthig sey, als nur eine so lange Zeit, ihn zu bändigen, und daß er die Dienstbarkeit mit Geduld erträgt, in welcher er sich nunmehr befindet.

Der weisse Elephante, oder richtiger zu reden, der fleischfarbene, wie wir bereits im vorhergehenden angemerket haben, empfängt in dem königlichen Schlosse viele Ehrenbezeugungen. Die Mandarinen sind so gar gehalten, demselben täglich aufzuwarten, und werden in diesem Geschäfte von andern Mandarinen abgelöset. Diesen Thieren wird auf keine andere Art ihre Nahrung gereicht, als in grossen Schaalen von gediegenen Golde: der Ort, wo sie verwahret werden, ist überaus prächtig, und alles Täfelwerk, wo die Vorhänge sind, ist vergoldet. Der weisse Elephant, hat, ausser den Mandarinen noch hundert andere Bedienten, von welchen ihm jedes mal der vierte Theil aufwarten muß. Die übrigen königlichen

Elephanten aber haben nur fünf, zehn, zwanzig, dreyßig oder vierzig Bedienten, nach dem sie nemlich von höhern Stande zu seyn geachtet werden. Derjenige weisse Elephante, welchen man dem französischen Gesandten vorzeigte, war nur klein, ganz runzlicht, und man glaubt, er sey beynahe dreyhundert Jahr alt gewesen. Einige von den übrigen hatten so grosse Zähne, daß ihnen dieselben vier Fuß lang aus den Mäulern heraus stunden, und an verschiedenen Orten mit goldenen, silbernen oder kupfernen Ringen beschlagen waren. Man zog auch damals eben einen weissen Elephanten auf, welcher in des erwähnten Alten seine Stelle treten sollte, weil er bald sterben wollte; und die Achtung, welche man gegen ihn hatte, erstreckte sich so gar, bis auf seine Mutter, und seiner Mutter Schwestern.

Uebrigens ist der Elephant dasjenige Thier, welches die Siamer gewöhnlicher massen zu reiten pflegen. Der, welcher es führt, und gemeiniglich der Hirte genennet wird, setzt sich auf seinen Hals, wenn er es regieren will; es muß sich aber auf die Knie, oder an die Erde legen, damit derjenige, welcher sich auf seinen Stuhl setzen will, welcher auf ihm stehet, desto leichter hinauf steigen kan, in dem er mit seinem Fusse auf das Bein des Thieres tritt, und nachher auf den Bauch desselben. Man bedient sich auch einer Leiter, die Einwohner des Landes aber gewöhnen den Elephanten so, daß er sich nur nieder bücket, und regieren ihn auf die Art, in dem sie sich auf seinen Hals setzen; nur den König ausgenommen. Wenn die Elephanten zu Felde oder auf die Jagd gehen, so hat ein jedweder derselben zween Männer bey sich,

die

die ihn regieren, einer derselben sitzt ihm auf dem Halse, der andere aber auf dem Hintern; der Mandarine aber auf dem Rücken, und ist entweder mit einer Lanze, oder einem kleinen Spiese bewafnet.

Zu weilen läßt man auch wohl zween Elephanten mit einander streiten. Alsdenn sind sie dergestalt an zween Pfähle gebunden, daß sie nur mit den Zähnen einander erreichen können, aber weiter nicht. Ihre Schläge oder Hiebe sind öfters so heftig, daß dieses ihr Gewehr oft mit einem grossen Krachen zerbricht. Zu weilen aber läßt man sie auch mit den Tygern kämpfen.

In gewissen Fällen, in welchen sich der König in Siam in seiner ganzen Grösse zeigen will, läßt er eine grosse Elephantenjagd anstellen, zu welcher öfters bis fünfzigtausend Menschen aufgebothen werden. Diese Jagd wird in einem Verschlage angestellet, welcher mit Pfählen umgeben ist, nächst diesen noch mit einem breiten Graben, so, daß ein solcher Platz öfters dreyßig Meilen in Umfange hat. Der ganze Wald aber wird von vielen Feuern, welche jegliche vierhundert Schritte brennen, erleuchtet, und in dem Zwischenraume derselben erblickt man eine ungeheure Menge von Laternen, Streitelephanten und Soldaten, welche die Palisaden umgeben. Von Zeit zu Zeit werden die Nacht hindurch verschiedene Feldstücken abgefeuert, wodurch man die wilden Elephanten erschreckt, und sie in den engen Verschlag treibet, welcher sich mitten in dem grossen befindet. Man hat auch öfters Elephanten gesehen, welche sich mit ihren Rüsseln an die Bäume angeklammert, hinauf, und mit unglaublicher Mühe, so von einem Baume auf

den andern so lange geklettert sind, bis sie die Pallisaden überstiegen, und auf die Gipfel der höchsten Berge gekommen sind.

Wenn aber ein Elephant in den engern Verschlag gekommen ist, so bedient man sich der, im vorhergehenden beschriebenen Mittel, ihn zu fangen, und zu bändigen.

Zwanzigstes Hauptstück.

Von den Einkünften des Königes, und der Handlung der Siamer.

Man unterscheidet vornemlich zwo Arten der königlichen Einkünfte, die, welche er aus den Städten ziehet, und diejenigen, welche ihm das platte Land einbringet. Die erste Art dieser Einkünfte ist unter dreyzehn Artickeln begriffen.

1.) Bekommt er von jedweden vierzig Ruthen urbaren oder beackerten Landes, ein Mayon oder den vierten Theil, von einem Tical jährlich: der Tical aber beträgt nach französischen Gelde sieben und dreyßig und einen halben Sou; diese Einkünfte aber, welche er mit dem Stadthalter theilet, werden aus dem Grenzstädten eben nicht vollkommen genau berichtiget.

2.) Ein Tical von jedweden Fahrzeuge, für jegliche Klafter, die es in der Länge hat.

3.) Ein gewisses Geld von allen dem, was so wohl zur See ankommt, als auf derselben wieder fort geht; nächst diesen müssen auch die Schiffe für sich, nach Verhältniß ihrer Grösse bezahlen.

4.) Muß

4.) Muß ein Tical von dem Arrac oder Reisbrandteweine, von jedweden Brande, der gemacht wird, abgetragen werden. Hiervon sind die Fremden, und diejenigen nicht ausgenommen, welche den Arrac ausschenken, sondern sie müssen davon jährlich ebenfalls ein Tical entrichten.

5.) Muß ein halber Tical von einer gewissen Frucht, welche Durion genennet wird, von jedweden Stamme des Baumes nemlich, entrichtet werden.

6.) Auch ein Tical von jedweden Stamme, worauf das Betel wächst.

7.) Von jedweden Arracbaume, sechs Eicheln Arrac in Natura.

8.) Ein halbes Tical von jedem Cocusbaume: ein halbes Tical von jeden Orangenbaume, Mandelbaume, Mangustanierbaume und Pimentierbaume. Von dem Pfefferbaume aber wird nichts entrichtet.

9.) Die Einkünfte in natura von den Ländereyen, oder grossen Gärten, welche dem Könige gehören, und die er entweder von seinen Sclaven oder durch Frohndienste bearbeiten läßt.

10.) Die ausserordentlichen Abgaben, wovon der Besuch der ausländischen Abgesandten bestritten wird, oder welche zu der Anlegung der Vestungen oder anderer öffentlicher Gebäude erfordert werden: ferner die Geschenke der Bedienten, und überhaupt der ganzen Nation, nebst demjenigen, was der König nach seinem Willkühr von den Erbschaften ziehet.

11.) Die Einkünfte des Justitzwesens, welche in Einziehung der Güter und Geldstrafen bestehen.

12.) Die sechs monatlichen Frohndienste, welche alle freye Unterthanen thun müssen. Dieser Dienst

wird

wird zu weilen mit baarem Gelde bezahlet, ehedem aber in verschiedenen Waaren, wie zum Exempel, Reis, Fichten- oder Aloeholze, Salpeter, Elephanten oder Elfenbein. Wer aber keine Frohndienste thun will, muß jegliche Monate zwey Ticals bezahlen.

13) Die Handlung, welche der König nicht nur in grossen mit den Ausländern treibt, sondern auch in kleinen, und in gewissen Buden, die er auf dem Markte hat.

Der Absatz der wollenen Zeuche, ist auch ein sehr wichtiger Artickul, welche der König in Siam in seinem Lande treibt: auch zuweilen zwingt er sogar seine Unterthanen, daß sie die Kinder noch vor der Zeit in Cattun kleiden müssen, ehe es sonst gewöhnlich ist, blos, damit er den Abgang seiner Zeuche desto besser befördern möge.

Das berühmte Metall, welches man Talin nennet, alle Arten Elfenbeine, Salpeter, Bley, Sapan und Arecaholz, sind lauter Waaren, die die Ausländer nirgends sonst haben können, als in den königlichen Niederlagen.

Die verbothenen Waaren aber, wie z. E. Schwefel, Pulver und Waffen, können in Siam nicht anders gekauft, und verkauft werden, als zum Profite des Königes. Kraft eines gewissen Vertrages aber, den dieser Herr mit den Holländern errichtet hat, kan er niemanden anders Thierhäute verkaufen, als nur ihnen.

Aus dem nun, was wir bisher berichtet haben, wird man leicht einsehen, daß die Handlung der Unterthanen sehr eingeschränkt ist: denn sie verkaufen nur mit einer gewissen Freyheit, ihren Reiß, Fische,

Salz,

Salz, schwarzen und Candiszucker, Ambra, Eisen, Wachs, Gummi, woraus der Firniß gemacht wird, Perlmutter, Gummigutte, Weyhrauch, Oel, Cocus, Cattunwolle, Zimmet, Nenuphar (eine gewisse Art von Seeblumen,) Casse, Tamarinrinde, und diejenigen Vogelnester, welche gemeiniglich ein so vorzüglicher Leckerbissen sind, und die aus Tunquin, und Coschinchina kommen.

Ein und zwanzigstes Hauptstück.

Von einigen allgemeinen Eigenschaften dieses Landes, wie auch von den Winden, und Producten desselben.

Das Königreich Siam ist nicht an allen Orten gleich fruchtbar: diejenigen, welche weit von den Flüssen liegen, sind mit dicken Waldungen bewachsen; die aber den Flüssen näher gelegenen, sind, wegen der jährlichen Austretungen, und Ueberschwemmungen derselben, gar sehr fruchtbar, und belohnen die Bearbeitungen der Einwohner gar reichlich, und nach ihrem Wunsche. Diese Fruchtbarkeit rührt vornemlich guten Theils von dem Schlamme her, welchen das Wasser mit sich führt, wenn die Flüsse austreten: oder auch, wenn es, bey starken Regengüssen, von den Gebürgen herab stürzt.

Die Siamer aber theilen ihre Jahre vornemlich in drey verschiedene Zeiten, nemlich den Winter, kleinen Sommer, und grossen Sommer. Der Winter dauert zween Monate, und fällt in unsere beyden Monate December, und Jänner; der kleine

Sommer

Sommer in unsere Monathe Februar, März, und April, und die sieben übrigen Monathe machen den grossen Sommer aus. Der Winter ist trocken, und im Sommer regnet es viel. In Siam aber wehet der Wind unaufhörlich von einem Pole her, wenn die Sonne gegen dem andern stehet. Auch wehen den Winter über die Nordwinde beständig, und verursachen eine empfindliche Kühlung, wenn die Sonne in der Linie oder gegen Süden steht. Dahingegen wenn im Sommer die Sonne gegen Norden stehet, oder den Siamern gerade über den Köpfen, die Südwinde bey ihnen einen beständigen Regen verursachen, oder doch wenigstens eine trübe und feuchte Witterung. Dieses sind diejenigen Winde, welche beständig unverändert bleiben, und von denen Seeleuten Mousons genennet werden. Während sechs Monaten in dem Jahre, hindern es die Nordwinwinde, daß die Schiffe zu Siam in den Hafen einlaufen; die übrigen sechs Monate aber sind die Südwinde Ursache, daß sie aus demselben nicht auslaufen können.

Das vornehmste Nahrungsmittel der Siamer ist der Reiß, welchen sie in grosser Menge erndten. Man erndtet nemlich in denjenigen Oertern, welche so hoch sind, daß sie nicht überschwemmet werden können, auch etwas Korn. In den Gärten aber hat man türkisch Korn, Pataten, Zwiebeln, Rüben, Gurcken, Kürbisse, die inwendig roth sind, Wassermelonen, Petersilie, Balsaminkraut, und Pferdeampher; ferner eben daselbst Erbsen, und andere Hülsenfrüchte, welche aber gar die Gestalt nicht haben, wie unsere Europäischen. Die Blumen in diesem

Lande

Lande sind ebenfalls von den unserigen unterschieden, nur die Tuberosen, Nelken, und einige Rosen ausgenommen; denn diese wachsen hier gar schön, und haben sowohl eine vorzügliche Gestalt, als Farbe; sie riechen aber nur die Nacht hindurch.

Die weitläuftigen Felder des Königreichs Siam gewähren auch eine grosse Menge verschiedener vortreflicher Bäume, welche die Einwohner zu ihren Bedürfnissen sehr wohl zu gebrauchen wissen. Ausser dem Bambusbäumen haben sie verschiedene Arten von Wollbäumen: derjenige, welchen sie Capoc nennen; giebt eine Art von Baumwolle, welche sich sehr fein spinnen läßt; sie brauchen aber diese Wolle statt ihr Pflaumfedern. Auch haben sie Bäume, die ihnen Oel geben, welches, wenn es mit einem gewissen Mörtel vermischet wird, demselben eine ganz besondere Härte, Festigkeit, und einer Wand eine so vortrefliche Weisse und Glanz giebt, daß sie einem Marmor gleicht.

Derjenige Baum, welcher den Gummi giebt, aus welchen der schöne chinesische Firniß gemacht wird, ist auch in diesen Wäldern häufig zu finden; nur wissen die Siamer das Geheimniß nicht, wie sie sich dieser kostbaren Specerey bedienen können.

Aus demjenigen Papiere, welches aus alten baumwollenen Zeuche gemacht wird, machen sie auch noch eine andere Art aus der Rinde eines Baums, welcher Toncoe genennet wird, welche Rinde eben wie die Leinwand Lumpen gestampft wird. Dieses Papier ist nur mittelmäßig weiß, und man schreibt gemeiniglich mit Chinesischen Tusche darauf; ehedem wurde es aus der Ursache schwarz gemacht, um dar-

auf

auf mit einer gewissen Art von Kreide, welche in der Sonne getrocknet war, weiße Buchstaben zu schreiben. Die Siamer pflegen auch mit einem Griffel auf Blätter von einem Baume zu schreiben, welchen sie Tan nennen. In den Wäldern findet man auch vortrefliche Bäume zum Bauholze, oder auch Schiffe daraus zu bauen, auch wiederum andere zu der Bildhauer- und Tischlerarbeit. Unter diesen Holzarten giebt es welche, die sehr leicht oder schwer sind, wieder andere, die sich leicht, oder auch gar nicht spalten lassen: dieses letztere heissen sie Marienholz, oder auch Meerholz; weil es gemeiniglich zu Krumhölzern in den Schiffen gebraucht wird. Der Kaizbaum hat die Eigenschaft, daß seine Zweige bis auf die Erde herunter reichen, in dieselbe einwurzeln, und in kurzer Zeit einen dicken Irrgarten machen. Indessen ist es doch bey so vielen Holzarten in der That was besonders, daß man keine einzige findet, die mit unsern Europäischen eine Aehnlichkeit hat.

Das Adler- oder Aloeholz ist in Siam sehr gemein, allein es ist nicht so wohl ein gewisser Baum, als vielmehr nur verdorbene Stücken Holz von einer besondern Art von Baume. Ein jedweder anderer Baum aber ist nicht auf gleiche Weise eben der Fäulniß unterworfen; sondern man muß erst lange suchen, bis man einige Stücken davon findet.

Die Baumfrüchte sind in Siam ganz vortreflich; sie haben auch einen weit bessern Geruch, und Geschmack als die unsrigen. Die Feigen sind so lang bey ihnen, als bey uns eine gewöhnliche Gehirnwurst; ihr Fleisch ist auch sehr weich, und mehlicht.

Auch

Auch haben sie vortrefliches Zuckerrohr; die Siamer aber verstehen nur die Kunst nicht recht, den Zucker heraus zu bringen. Die Weinstöcke aber, welche man in verschiedenen Gegenden des Königreichs gepflanzet hat, sind jederzeit nur schlecht fortgekommen; denn in den Trauben sind zu viel Steine gewesen, und sind über dieses noch so wohl nur klein von Gestalt, als auch von sehr herben Geschmacke gewesen.

Die Schachte, welche man an verschiedenen Orten entdecket, ferner die Spuren der Menge von Schmelzöfen, und die erstaunliche Menge der güldnen Götzenbilder, mit welchen die Tempel angefüllet sind, zeugen zur Gnüge, daß in Siam ehedem auch viele Goldbergwerke gewesen seyn müssen. Die vielfältigen Kriege mit den Königen von Pegu aber, sind die Ursachen gewesen, daß man diese Goldadern verlohren hat, und die Bergwerke verwüstet worden sind. Unter den Regierungen der letzten Könige hat man indessen mancherley Untersuchungen angestellet, dadurch aber weiter nichts erhalten, als daß man nur einige mittelmäßige Kupferminen entdeckt hat, welche mit etwas Golde und Silber vermischt gewesen sind: dieses ist eben dasjenige Metall, welches der König in Siam noch mit ein wenig Gold vermischen läßt, woraus denn der Tompach erhalten wird, wie es unsere Reisenden gemeiniglich zu nennen pflegen.

Die Zinnbergwerke, Calinbergwerke, und Bleybergwerke machen einen ansehnlichen Theil der Einkünfte des Königreichs aus; auch findet man daselbst zwo verschiedene Arten von Magnetsteinen. Auf den Bergen aber sehr feinen Agat, Saphir, wie auch

Sammlung. Das Bildungsgut der Kunstgewerbe, die Kunstformen, die Art, wie sie gelehrt werden, die Lehrmittel, die Lehrer, die Lehrzeit, die Prüfungen, das alles hat die Gewerbeschule bisher fast ganz in Anspruch genommen. Und wie sollte es anders sein? Wo sollte sie sonst ihre Kraft hernehmen, wenn sie nicht ihre ganze Kraft, Arbeitszeit für neue und lehrreiche Aufgaben, Lehrmittel, Lehrer, Lehrzeit, Prüfungen, Ausstellungen, Wettbewerbe, Preise, Stipendien, Reisen, Bücher, Zeitschriften, Bilder, Photographien, Modelle, Gipsabgüsse, Zeichnungen, Entwürfe, Ausführungen, Vorträge, Kurse, Ferienkurse, Lehrerversammlungen, Ausschüsse, Kommissionen, Beiräte, Kuratorien, Verwaltungsräte, Vereine, Verbände, Kongresse, Ausstellungen, Museen, Bibliotheken, Sammlungen, Kataloge, Führer, Anleitungen, Lehrbücher, Lehrmittel, Lehrer, Lehrzeit, Prüfungen, das alles hat die Gewerbeschule, Schule, Fach- und Berufsschule, wo sie sich findet,

grosse Vorzüge habe: wir wollen aber von dem Nashorne aus der Ursache nicht so ausführlich handeln, ob es gleich in den Siamischen Wäldern sehr häufig ist; die Einwohner aber können dieses Thier nur nicht so gut nutzen, wie den Elephanten.

Das Nashorn ist ein sehr wildes und böses Thier, und in Siam nicht grösser, als ein Esel: es hat auch beynahe eben einen solchen Kopf, wenn man das Horn ausnimmt, welches ihm über der Nase ohngefehr eine Hand breit heraus gewachsen ist. Seine Füsse sind fast auf eben die Art, gleich wie in fünf Zehen gespalten, deren jegliche die Gestalt und Grösse des Fusses eines grossen Esels hat. Seine Haut ist braun, glänzend, schuppicht, und so hart, daß keine Flintenkugel durchdringen kan: sie hängt ihm auch beynahe so weit an beyden Seiten herunter bis an die Erde, und wenn das Thier wütend ist, so schwellt es dergestalt auf, daß es eben so groß wird, wie ein Ochse. Dieses Thier ist sehr schwer zu fangen; und man kan sich niemals ohne sonderliche Gefahr an dasselbe wagen. Gemeiniglich begiebt es sich in sumpfichte Oerter, entweder, daselbst zu schlafen, oder sich auch in dem Schlamme zu wälzen. Weil es übrigens einen sehr scharfen Geruch hat, so muß derjenige, welcher sich ihm nähern will, dahin bedacht seyn, daß der Wind von dem Thiere auf ihn zukömmt, und daß er es genau bey den Ohren anschießt, weil dieses der einzige Ort ist, wo es tödtlich verwundet werden kan.

Man giebt übrigens vor, daß alle Theile des Leibes an diesem Thiere eine Arzeneykraft haben. Sein Horn ist ein starkes Gegengift, gegen alle übrige

Arten von Gift: wenn man das Fleisch und Blut davon ißt, nach dem man es sorgfältig verwahret hat, so kan man eine Arzeney daraus machen, durch welche die Beschwerungen in der Brust gehoben werden.

Die Wälder sind von Tygern sehr stark angefüllt; einige sind so groß, wie die Esel, fürchterlich, und sehr raubbegierig, andere sind so groß, wie ein gemeiner Hund, und werden Wassertyger genennet. Diese fressen gemeiniglich die Hüner und das Federvieh. Auch hat man hier viele Affen, grosse Vögel, welche Schnäbel haben, die zwey Fuß lang sind; über dieses noch ein anderes Thier mit Schuppen, welches diese auf eben die Art in die Höhe richtet, wie der Ygel die Stacheln. Auch giebt es hier verschiedene Arten von Schlangen, unter welchen einige hundert Fuß lang, aber nur deren anderthalb im Durchschnitte sind. Andere sind nur zwanzig Fuß, und wiederum andere nur einen Fuß lang, aber deswegen nicht weniger gefährlich.

In dem grossen Flusse Monan giebt es eine Menge von Crocodillen verschiedener Arten, und über dieses noch ein gewisses Ungeziefer, welches einer Kröte ähnlich siehet. Dieses wird so hart, wie ein Stein, wenn man es auf dem Bauche berühret, es wehret sich recht wütend, und schlägt mit seinen Floßfedern auf alles, was es nur berühren kan.

Uebrigens haben die Bäume, Früchte, Blumen, vierfüßigen Thiere, Vögel und Fische in dem Königreiche Siam mit den unsrigen fast gar keine Aehnlichkeit.

Zwey

Zwey und zwanzigstes Hauptstück.

Begebenheiten der Herren Constance und Barcalon, Premierminister des Königs in Siam.

Die vorzüglichsten Nachrichten von dem Königreiche Siam haben wir erst seit der Zeit erhalten, als der König in Frankreich im Jahre 1685. eine Gesandschaft an den König in Siam schickte; da wir denn diese Nachricht derjenigen gnädigen Aufnahme zu verdanken haben, welche dieser Premierminister des gedachten Königes dem Herrn von Chaumont, als Abgesandten Ludwigs des vierzehnten nebst seinem Gefolge, verschaffete. Es ist der Mühe werth, daß wir von diesem Herrn, welcher in der That ganz besondere Begebenheiten gehabt hat, eine nähere Nachricht ertheilen.

Dieser Minister Constance nennete sich eigentlich Constantin Phaulkon, und so hat er sich auch unterschrieben. Er war von Geburt ein Grieche, aus Cephalonia, der Sohn eines Venetianischen Edelmannes, welcher der Sohn des Stadthalters in dieser Stadt war; seine Mutter aber war aus einem der ältesten Griechischen Häuser. Verschiedene Unglücksfälle, und eine schlechte Haushaltung zu gleich, waren Ursache, daß das sämtliche hinterlaßne Vermögen seiner Eltern gar bald darauf gieng; so, daß er in einem Alter von zwölf Jahren, schon die geringste Hofnung nicht mehr hatte, in der Folge seinen Unterhalt zu haben. Weil er sich nun vor seinen Landsleuten in einem sol-

chen Zustande zu zeigen schämte, welcher seiner vornehmen Geburt so unanständig war, so faßte er den Schluß, sein Vaterland zu verlassen, und in einer andern Weltgegend sein Glück zu suchen, welches ihn in Cephalonien verlassen hatte. Er gieng also mit einem Englischen Schiffe nach London. Die Annehmlichkeit seines Geistes, seine vorzüglichen Reitze und beliebtes Wesen zogen ihn in dieser Hauptstadt von England gar bald einige Gönner zu; allein er war nicht darzu gemacht, sich mit eitler Hofnung schmeicheln zu lassen, vielweniger an einem glänzenden Hofe alt zu werden. Mithin entschloß er sich, lieber bey der Englischen Handelsgesellschaft Dienste zu nehmen, und mit nach Indien zu gehen. Durch das Schicksal war er nach den Comtoir von Siam bestimmt, wo er einige Jahre gewesen ist.

Die Einkünfte, welche er von seiner Bedienung hatte, waren nur mittelmäßig zu seinem Unterhalte hinreichend; er entschloß sich daher, etwas zu wagen, und auf seine eigene Gefahr zu handeln. Er rüstete also ein Schif auf seine Kosten aus: dieses Schif aber wurde zweymal auf dem Flusse in Siam zurück getrieben, und scheiterte endlich an den Malabarischen Küsten gar. Constance wurde halb todt, an die Küsten getrieben, und rettete noch zweytausend Thaler aus seinem Schifbruche. Als er wieder zu sich selbst kam, von Betrübniß und vielen Beschwerlichkeiten ganz überhäuft, gerieth er in einen tiefen Schlaf. „Damals, „sagt der Pater Tachard,„ ist es ihm entweder „im Schlafe vorgekommen, oder er habe gewachet, „weil er sich nicht mehr so genau besinnen können, wie

„er

„er zu mehrern malen versicherte; kurz, er habe ge„glaubt, eine Person in sehr majestätischer Gestalt zu „sehen, welche einen gar gnädigen Blick auf ihn ge„richtet, und mit vieler Leutseligkeit die Worte zu ihm „gesagt hätte: kehre so gleich eben diesen Weg wieder „zurück. Durch welchen Traum, oder würkliche Be„gebenheit er denn wieder Muth bekommen hätte.„

Constance dachte also die ganze Nacht, auf was Art er wieder nach Siam zurück kommen könnte. So bald er aber den andern Tag früh wieder erwacht ist, so hat er sich höchlich gewundert, als er einen Mann bey sich gesehen, aus dessen von Nässe triefenden Kleidern er hat abnehmen können, daß er ebenfalls Schifbruch erlitten hätte. Dieser unbekante hat sich mit einer betrübten und niedergeschlagenen Miene ihm genähert, und ihn in Siamischer Sprache angeredet, die Constance ebenfalls sehr gut redete. Er hat sich als einen Gesandten des Königes in Siam zu erkennen gegeben, welcher aus Persien käme, und dessen Schif an der gegenwärtigen Küste eben gescheitert sey. Constance hat diesen unglückseligen Gesellen, welchen ihm das Schickfal eben zugeführet hat, für eine grosse Gnade des Himmels angesehen, und ihm seine Dienste angeboten; welches denn dieser sich um desto eher hat gefallen lassen, weil er, ausser seinem Leben, nichts gerettet hat. Die zweytausend Thaler haben sie also darzu angewendet, ein Fahrzeug zu kaufen, und dasselbe mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen. Auf demselben sind sie also beyde ganz glücklich abgereiset, und frisch und gesund in Siam angelanget.

Als er nun dem Premierminister Barcalon von seinem Schifbruche Nachricht ertheilt hatte, so hat sich der Gesandte nicht enthalten können, die edle Gesinnung des Constance und sein Verfahren zu rühmen, und eben so wohl auch seine Gemüthsgaben und Erkenntniß heraus zu streichen. Diese Gerechtigkeit also, welche der Siamer seinem Freunde wiederfahren ließ, machte den Barcalon neugierig, diesen seltenen und geschickten Griechen zu sehen: er ließ ihn also vor sich kommen, und nach dem ihn der Minister bewundert hatte, so ließ er ihm eine besondere Achtung angedeyhen, und würdigte ihn seiner Vertraulichkeit. Der Minister war übrigens ein sehr kluger und aufgeklärter Herr, aber auch zu gleich wollüstig, träge, und nicht zur Arbeit aufgelegt. Es war ihm daher sehr lieb, daß er an dem Constance einen treuen und klugen Freund antraf, auf dessen Achseln er einen beträchtlichen Theil der Regierungsgeschäfte legen konnte. Er redete also bey dem Könige von ihm, welches denn, nach einigen Unterredungen, die er mit dem jungen Reisenden gehalten hatte, machte, daß er ihn leiden konnte, und dem Barcalon erlaubte, ihm als einen Gehülfen in seinen Geschäften anzunehmen. Als nun der Minister todt war, so wollte der König dem Constance die erledigte Stelle geben; aus Klugheit aber, verbat er dieses, unter dem Vorwande, daß ihm solches sehr viel Neid und den Unwillen der Grossen des Reichs zuziehen würde; mithin erbot er sich, mit seinen Diensten gegen den Staat nur blos fort zu fahren, ohne, daß er überhaupt einen Tittel verlangte;

verlangte; durch welche Bescheidenheit aber er einen desto dauerhaftern Grund zu seiner Erhöhung legte. Als nun die französische Gesandschaft in Siam anlangte, so traf sie damals den Herrn Constance als Premierminister und Liebling des Königes an, und wie derselbe von allen Grossen des Reichs geehret wurde. Der Pater Tachard schildert ihn folgender massen. „Die Staatsgeschäfte verrichtet er mit einer „ausnehmenden Leichtigkeit, Geschwindigkeit, Fleisse, „Treue, Geschicklichkeit in dem Finanzwesen, und so „uneigennützig, daß öfters sein Gehalt nicht zureicht, „den er von seiner Bedienung ziehet. Uebrigens „kan jedermann mit leichter Mühe vor ihn kommen, „denn er ist liebreich, gesprächig, jederzeit bereit, arme „Leute zu hören, und ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; gegen die Grossen aber, und alle „diejenigen Bedienten, welche ihre Pflicht aus den „Augen setzen, ist er desto strenger.„

Drey und zwanzigstes Hauptstück.

Von den Reichthümern des Königreichs Siam.

Man darf im geringsten nicht zweifeln, daß in dem Königreiche Siam reiche Gold- und Silbergruben gewesen sind, welche vor Zeiten starke Ausbeute gegeben haben. Die beständigen Kriege, die Trägheit der Einwohner, und noch mehr, ihre ausnehmende Gleichgültigkeit aber, sind ohnstreitig die Ursachen gewesen, daß diese Quellen des Reichthums nach und

nach vernachläßiget, und dem Staate die Einkünfte entzogen sind, welche er füglich von einer weit stärker ausgebreiteten Handlung erwarten könnte. Nichts destoweniger ist doch noch eine sehr grosse Menge von Gold, und Silbergeräthen in diesem Lande vorhanden. Denn die Schätze des Königes sind sehr groß, und wenige Asiatische Prinzen besitzen so viel Edelgesteine, als er: seine Hofleute häufen auch eben so gut, wie er, unzählige Reichthümer, und alles, was nur in Japon, und China vorzügliches zu finden ist, kommt durch den Tausch anderer Waaren den Siamern in die Hände. Um nun eine Vorstellung von dem Reichthume des Hofes in Siam zu machen, dürfen wir nur das Verzeichniß von denjenigen Geschenken hersetzen, welche dieser König, dessen Premierminister eben damals der berühmte Constance war, Ludewig dem vierzehnten, Könige in Frankreich, geschickt hat. Wenn man dieses Verzeichniß ein wenig durchgehet, so kan man sich so wohl von den Arbeiten der Siamer, als auch von der Handlung einen Begrif machen, welche dieses Reich mit den benachbarten treibt.

Zwey Canonen zehn Fuß lang, kalt geschmiedet, mit Silber beschlagen, auf Lavetten liegend, welche ebenfalls mit Silber beschlagen waren, in Siam gemacht.

Ein Wasserkrug von Tompach, welches Metall die Siamer höher schätzen, als das Gold, nebst seinem Präsentirteller, in Siam nach dem Geschmacke des Landes gemacht.

Ein anderer güldener Krug, an vier Seiten mit erhabner Arbeit, nebst seinem Präsentirteller, ihn darauf zu setzen, in Japon gemacht.

Zwo

Zwo güldene Flaschen, erhabne Japonische Arbeit, auf ein Tressor zu setzen, und damit sie auf der Reise desto besser geführt werden können, in einem Japonischen Kästgen.

Ein güldner Pfeil mit erhabner Arbeit, nach Japonischer Art.

Zween güldene Präsentirteller, nebst ihren Schaalen, über einen Fuß hoch, sehr stark mit Edelgesteinen besetzt, Japonische Arbeit.

Zween kleine güldene Präsentirteller, welche an zwo Seiten gestellet werden, ohne Deckel, wohl gearbeitet, erhabne Japonische Arbeit.

Ein güldner Löffel von der allerkünstlichsten Japonischen-Arbeit.

Zwo Chinesische Damen, jegliche deren auf einem Pfaue sitzend, in den Händen einen kleinen silbernen Becher haltend, alles von Silber und emaillirt; die Pfauen aber können vermittelst gewisser Stahlfedern auf dem Tische gehen. Die Becher in den Händen der beyden Chineserinnen sind glatt.

Zwey güldne Kästgen von der besten erhabensten Japonischen Arbeit, welche zum Theil von Stahle sind.

Zwo grosse silberne Flaschen, nebst zween vergüldeten Löwen, die ihnen zum Deckel dienen, und zwo grosse Schaalen, alles von eben der Arbeit, so schön sie nur in Japon gemacht wird.

Zween grosse Becher, welche mit zwo Schaalen bedeckt sind, alles von Silber, und der feinsten Japonischen Arbeit.

Ein grosser offener Becher, nebst seiner silbernen Schaale.

Ein silberner Krug mit vier Schildern, nebst dem Teller, von eben der Art und Japonischer Arbeit.

Zwey silberne Gefässe, nebst ihren beyden Tellern, Japonische Arbeit.

Zwey paar Chocolatentöpfe, mit ihren silbernen Deckeln, Japonische Arbeit.

Zwey Paar grosse Japonische Tassen.

Drey etwas kleinere Tassen, nebst ihren silbernen Schaalen, starke Getränke daraus zu trinken, alles mit silbernen Laubwerke, von eben der Arbeit, bedecket.

Zwey grosse silberne Gefässe zum Gurgeln, nach Chinesischer Art, nebst ihren Schaalen, Japonische Arbeit.

Zween Chinesische Cavalier, welche kleine Becher in den Händen tragen, und vermittelst gewisser Stahlfedern gehen können, alles von Silber nach Chinesischer Art.

Zween Krüge, auf zwo Schildkröten, alles von Silber nach Chinesischer Art gearbeitet.

Zwo silberne Schaalen mit Deckeln und Stahlfedern, Japonische Arbeit, zu deren jeglicher ein kleiner Becher gehört.

Zwey grosse Japonische Schränke, inwendig mit eingebrannten Blumen, durchgehends mit Silber beschlagen, mit dem schönsten Firniß überzogen, und von der allerbesten Arbeit.

Zween Koffer von mäßiger Grösse mit Silber beschlagen, von eben der Arbeit, ohne eingebrannte Blumen.

Zwey kleine Schränke von Schildkröten mit Silber beschlagen, von einer unter den Japonern sehr hoch geschätzten Arbeit.

Vier grosse mit Silber besetzte Binden, Japonische Arbeit.

Ein kleines silbernes Schränkgen, von sehr zierlicher Japonischer Arbeit.

Zwey mit Firniß überzogene Pulpete, mit Silber beschlagen, Japonische Arbeit, deren eins von Schildkröten ist.

Ein mit Japonischen Firniß überzogener und mit Silber eingefaßter Tisch.

Zween hölzerne Schirme von Japonischen Holze gearbeitet, mit sechs Blättern; womit der Kaiser in Japon den Könige in Siam ehemals beschenkt hat.

Noch ein anderer Schirm von Seide mit blauen Grunde, auf welchen Vögel, und Blumen erhaben gestickt sind, in Siam verfertigt.

Ein grosser Schirm, welcher grösser ist, als die beyden vorhergehenden, um das Licht zurück zu halten, mit zwölf Blättern, in Peking gemacht.

Zween grosse Blätter von Papier nach Art der Perspective zusammen gerollt, auf deren einem alle Chinesische Thiere auf dem andern aber alle Blumen eben dieses Landes gemalet stehen.

Ein ganzes Tischservice des Kaisers von Japon, sehr künstlich, und vortreflich gerarbeitet.

Ein Feldservice, welches mit dem besten Firniß überzogen ist.

Sechs und zwanzig verschiedene Arten von Binden, mit dem schönsten Firniß überzogen.

Ein

Ein Japonisches Kästgen, welches für eine Seltenheit geschätzet werden kan.

Zween Koffer mit lauter kleinen Gefässen, welche mit Japonischen Firniß überzogen sind.

Zween andere hölzerne Koffer mit Firniß überzogen, auswendig roth, inwendig aber schwarz, Japonische Arbeit.

Zwölf verschiedene Arten von Schachteln, Japonische Arbeit; eine grosse runde rothe Schachtel, und mit dem besten Firniß überzogen.

Zwo seidene gemalte Laternen, ein sehr künstliches Stück aus Tunquin.

Zwo andere runde Laternen, von welchen die grössere aus einem Stücke Horne bestehet, beyde aber ein Gehäuse von Silber haben.

Zween Japonische Schlafröcke von sehr seltener Schönheit, deren einer purpurroth ist, der andere aber eine helle rothe Farbe hat.

Ein Persischer Teppich mit einem goldenen Grunde von verschiedenen Farben.

Ein anderer Teppich von rothen Sammet mit Gold rund umher besetzt, nebst einer Einfassung von grünen Sammet, ebenfalls mit Golde besetzt.

Ein Chinesischer Teppich mit einem helle rothen Grunde und sehr künstlich gearbeiteten Blumen.

Zwey Teppiche aus Indostan mit einem weissen seidenen Grunde, güldenen Blumen, und Seide von verschiedenen Farben.

Neun Stücken Bezoar von verschiedenen Thieren.

Zween hölzerne schwarze Koffer mit güldenen Blumen, und Japonischen Firniß überzogen.

Zwo verschiedene Arten von Messern, deren Klingen in Siam gearbeitet, und mit Tompach besetzt sind; die hölzernen Griffe aber aus Japon, in einem hölzernen vergoldeten Futterale, in Japon gemacht.

Funfzehnhundert und funfzig Stück des allerbesten, und seltensten indianischen Porcellains von allen Arten, Gestalten, und Grösse, und sehr alt.

Eine grosse güldene Kette, ganz kostbar gearbeitet.

Ein silberner Becher mit einem Deckel und erhabner Arbeit von Golde.

Zween silberne Koffer, Japonische Arbeit.

Drey silberne Chocolatentöpfe von eben der Arbeit.

Ein grosser silberner Becher mit sechs Schilden, Japonische Arbeit.

Zwo viereckigte Tassen mit Stielen, von eben der Arbeit.

Zwo Tassen mit drey Füssen und zween Henkeln, Japonische Arbeit.

Einige Dutzend Tassen von verschiedener Art.

Töpfe oder Kessels, worinne Theewasser gekocht, und aus welchen Thee getrunken werden kan; verschiedene Gefässe zum Räuchern, alle nach dem besten und besondersten Geschmacke.

Eine Menge von Porcellainservicen.

Fünf und zwanzig steinerne Bildsäulen aus China.

Allein wir würden in langer Zeit noch nicht zu Ende kommen, wenn wir alles genau anzeigen wollten, was dieses Verzeichniß enthält. Nur müssen

wir

wir dem Leser melden, daß wohl noch dreymal so viel zurück ist, als wir hier angeführet haben: und dieses sind lauter güldene und silberne sehr seltene Kostbarkeiten, oder die auch mit Firniß überzogen, und in Siam, China oder Japon gearbeitet sind. Alles dieses wurde dem Könige in Frankreich und den königlichen Prinzen von dem Könige in Siam geschenket, und war in mehr als dreyhundert Ballen eingepackt, deren innerer Werth sich auf einige Millionen erstreckte; was aber die Zierlichkeit, das ganz Besondere und Seltene vieler dieser Stücke betrift, so ist deren Werth in der That unschätzbar.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt

Innhalt
derer
in diesem Bande enthaltenen Hauptstücke.

Von China.

Hauptstück 1.

Geographische Beschreibung des Kaiserthums China. S. 1

H. 2. Von der Handlung, den Manufacturen, Producten und der Handlung in China. 6

Von den Manufacturen und Chinesischen Firniß. 9

Von der Seide und den seidenen Zeuchen. 11

Von der Porcellainfabricke, und 12

Von der Chinesischen Dinte, Papiere und der Buchdruckerey. 15.

H. 3. Von der Regierungsform in China. 18

H. 4. Von den verschiedenen Religionen in China. 27

Natürlichen Religion. 29.

Lokyausecte, 32

Fosecte, 35

Confucius 45

dessen Sittenlehre, 50

der Jukyosecte. 55

Von den Canonischen Büchern der Chineser 60

Von den Opfern, und denen, welche dem Confucius zu Ehren veranstaltet sind. 70

Opfer zur Ehre der Vorfahren. 72

H. 5. Von den Chinesischen Festen, besonders demjenigen, welches zu Anfange des Jahres oder bey dem Siegelsschlusse, gefeyert wird. 76

Von dem Ackerbaufeste. 77
Von dem Salzfeste oder Phelonaphie. 79
Von dem Laternenfeste. 80
Von dem Mondfeste. 82
Von dem Meß- oder Jahrmarktfeste. 83
Von dem Feste der sechzig Jahre. 85
H. 6. Von den Proceßionen. 97
H. 7. Von dem Götzendienste und Götzen der Chineser. 100
H. 8. Von den Bonzen oder Chinesischen Mönchen. 104
Von den Chinesischen Bonzenpriesterinnen. 109
H. 9. Von den Tempeln oder Pagoden der Chineser. 111
H. 10. Von dem Aberglauben der Chineser 116
H. 11. Von den Hochzeiten der Chineser. 126
H. 12. Von den Leichenbegängnissen und Begräbnissen der Chineser. 142
H. 13. Von den bürgerlichen Gebräuchen der Chineser. 149

Von dem Königreiche und Inseln Lieukievo, welches dem Kaiser in China tributbar ist.

H. 1. Geographische Beschreibung dieser Inseln Lieukievo. 161
H. 2. Von der Regierungsform 162
H. 3. Von der Religion 164
H. 4. Von den Hochzeiten 166
H. 5. Von den Begräbnissen 167
H. 6. Von der Krönung eines Königes in Lieukievo, als dem Kaiser in China tributbar. 168
H. 7. Von der Handlung in diesem Königreiche 172

Von

Innhalt.

Von dem Königreiche Kauli oder Corea, welches ebenfalls dem Kaiserthum China tributbar ist.

§. 1. Geographische Beschreibung dieses Reichs. 174
§. 2. Regierung, 175
§. 3. Religion 180
§. 4. Bonzen oder Nonnen, 181
§. 5. Hochzeiten 183
§. 6. Begräbnisse und Trauer 184
§. 7. Fabelhafter Ursprung, der Coreer. 186
§. 8. Handlung der Coreer. 188

Von der Insel Formosa, welche auch dem Kaiserthume China tributbar ist.

§. 1. Geographische Beschreibung dieser Insel. 189
§. 2. Kurze Geschichte derselben 191
§. 3. Von der natürlichen Religion. 194
§. 4. Priesterinnen, Opfer und götzendienstliche Gebräuche. 197
§. 5. Feyerlichkeiten bey der Errichtung eines Schiffes. 198
§. 6. Enthaltsamkeit und Fasten. 200
§. 7. Hochzeiten. 201
§. 8. Begräbnisse. 203
§. 9. Glaubenslehren. 205
§. 10. Abergläubige Gebräuche. 207
§. 11. Handlung der Formosaner. 210

Innhalt.

Von Japon.

§. 1. Geographische Beschreibung dieses Reichs. 211
§. 2. Ursprung der Japoner. 215
§. 3. Regierungsform, und 220.
§. 4. Religion der Japoner. 229
Von der Sintossecte, 229
deren götzendienstlichen Gebräuchen und 232
Wallfahrten. 233
Von den Jammabos oder Einsiedlern der Sintos, 237
Von andern Bettelorden und Japonischen Pilgrimen. 239
§. 5. Spaltungen der Sintos. 241
Von den Fekis oder blinden Brüderschaft. 242
§. 6. Von der Budsosecte. 245
Glaubenslehre der Budsoisten. 248
§. 7. Von der Chndo- und Siutosecte. 251
§. 8. Von der Ausbreitung der christlichen Religion und deren Untergange in Japon. 254.
§. 9. Von dem Dairi, seiner Hofstatt und den Japonischen Bonzen. 261
§. 10. Von den Götzen und Götzentempeln. 268
Von dem Tiedebaik. 272
Von dem Canon. 273
Von dem Xankai. 274
Von dem Toranga. 275
Von dem Stiere. 275
Von dem Sinnbilde der Schöpfung. 277
Von den Affen. 278
Von dem Jenimad. 280
Von dem Daiboth oder Daibut. 281
Von dem Xaca. 282
Von dem Quanwon. 283
Von einigen Untergöttern der Japoner als dem Jebis oder Jebisu. 283
Von dem Daikoku. 284

Von

Innhalt.

Von Tokitoku. 284
Von Giwon, Fottei, Suwa u. a. 285
Von Darma, und 285
Von Jugen. 286.
Von den Tempeln oder Pagoden. 287
Von dem Tempel der drey und dreyßigtausend dreyhundert drey und dreyßig Götzen. 288
H. 11. Von dem Aberglauben der Japoner. 289
Von den Wallfahrten. 290
Von den guten und bösen Tagen und 294
Von den Betrügereyen der Bonzen. 295
H. 22. Von den Predigten, Opfern, Wallfarten und Festen der Japoner. 302
Von den Predigten. 302
Von den Opfern. 303
Von den Festen. 303
Von dem Feste des ersten Tages im Jahre oder Songuatz. 304
Von dem Frühlingsfeste. 305
Von dem Wasserfeste. 306
Von dem Studierfeste. 307
Von der Wallfart und Matzuri. 308
Von dem Menschenfeste. 310
Von dem Norimonfeste. 311
Von dem Blut- oder Streitfeste. 313
Von dem Feste der Wiederkehrung der Seelen. 314
H. 13. Von den Schauspielen. 316
H. 14. Von den Hochzeiten. 325
H. 15. Von den Begräbnissen. 330
H. 16. Charactere, Sitten und besondere Gebräuche der Japoner. 339
Von dem feyerlichen Besuche, welchen der Cubo-Sama dem Dairi abstattet. 356
H. 17. Von der Handlung der Japoner mit den Ausländern und 365
H. 18. Von den Japonischen Producten. 377

Innhalt.

Von dem Königreiche Tunquin.

§. 1. Geographische Beschreibung und Lage dieses Königreichs. 383

§. 2. Geschichte und Regierungsverfassung. 385

§. 3. Religion in Tunquin. 396

Von der Fosecte. 399

Von der Lanzo- oder Lanthusecte. 401

Von den Götzen in Tunquin. 402

§. 4. Von den Priestern, Zauberern und abergläubigen Gebräuchen in Tunquin. 403

Von den Thaybu. 404

Von den Thaybutoni. 405

Von den Thaydelis. 408

Von den Bacotes. 408

Von den Hexen. 408

Von den abergläubigen Gebräuchen. 409

§. 5. Von den Hochzeiten. 410

§. 6. Von den Begräbnissen in Tunquin. 413

Von dem Begräbnisse des Bova. 416

§. 7. Von den Sitten und Gebräuchen. 422

§. 8. Von den Producten und der Handlung in Tunquin. 426.

Von dem Königreiche Pegu.

§. 1. Geographische Beschreibung dieses Reichs 428

§. 2. Von der Religion.

§. 3. Von den Priestern oder Talaponen. 435

§. 4. Von den Hochzeiten. 437

§. 5. Von den Begräbnissen. 439

§. 6. Von den Gesetzen wider die Schuldner. 441

§. 7. Von den edlen Steinen in Pegu. 442

Von

Innhalt.

Von dem Königreiche Arrakan.

§. 1. Geographische Beschreibung dieses Reichs. 444
§. 2. Von der Religion. 445
§. 3. Von den Naulinen oder Priestern. 447
§. 4. Von den Hochzeiten. 450
§. 5. Von den Begräbnissen der Arrakaner. 451
§. 6. Von den Einkünften des Königes, nebst einigen Gebräuchen dieses Volks. 453

Von dem Königreiche Siam.

§. 1. Geographische Beschreibung desselben. 457
§. 2. Kurze Geschichte. 461
§. 3. Regierungsform. 463
§. 4. Justitzwesen. 471
§. 5. Religion. 475
§. 6. Sittenlehre der Siamer. 485
§. 7. Von dem Sommona-Kodon, einem Siamischen Götzen. 488
§. 8. Von dem Thevatat, dem Bruder des Sommona-Kodon. 496
§. 9. Von den Praraſi oder Siamischen Einsiedlern. 499
§. 10. Von den Siamischen Priestern oder Talaponen. 500
§. 11. Von den Wissenschaften und abergläubigen Gebräuchen. 509
§. 12. Von den Hochzeiten. 515
§. 13. Von den Begräbnissen. 521
§. 14. Von dem sittlichen Character. 527
§. 15. Von den besondern Gebräuchen und Ergötzlichkeiten. 531
§. 16. Von den Feyerlichkeiten, welche bey dem Einzuge fremder Gesandten beobachtet werden. 538

§. 17.

Innhalt.

H. 17. Von der Pracht, mit welcher der König in einen berühmten Tempel in Proceßion ziehet. 543
H. 18. Von den Pagoden oder Tempeln. 546
H. 19. Von den Elephanten. 549
H. 20. Von den königlichen Einkünften und Handlung. 554
H. 21. Von den allgemeinen Eigenschaften, Winden und Producten. 557
H. 22. Geschichte des Herrn Constance und Barcalon oder königlichen Premierministern. 565
H. 23. Von den Reichthümern des Königreichs Siam. 569

Ende des Innhalts.

Verbesserungen und Druckfehler:

Seite 33. Zeile 17. für es lies er.
S. 41. Z. 8. für gerührten lies gerühmten.
S. 117. Z. 4. für vorgeben lies vorkehren.
S. 262. Z. 19. für Bedienung lies Bedienungen.
S. 263. Z. 28. für glaube lies glauben.
S. 291. Z. 19. für betrift lies beträgt.
S. 452. Z. 4. für Raubhaus lies Rauchhaus.
S. 469. Z. 6. für er lies einer.

Digitized by Google

Bd 1-6 (in 4 Bde) = 1500.-
Dez 83

Digitized by Google

generated by